La Mara

Durch Kunst und Leben im Dienste des Ideals

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954

RETURNING PLUG
83-1829

10.21.83

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954

1796

Digitized by Google

La Mara

Digitized by Google

Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals

von

La Mara

Band I

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1917

MUSIC-X
ML
423
.L78
A3
V.1

Copyright 1917 by Breitkopf & Härtel, Leipzig

Digitized by Google

St[illegible]

Ihrer Durchlaucht

Fürſtin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürſt

geb. Prinzeſſin Sayn-Wittgenſtein

Was uns im Schatten der Einnrung lebte
Vor fremdem Blick ſich ſcheu zu bergen ſtrebte,
Du rieſſt's ans Licht; nun mußt Du's, Fürſtin, büßen,
Mein ganzes Leben leg' ich Dir zu Füßen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Zur Einführung 1

Leipzig 1837—1869

Im Jugendland, 1837—1855 5
Liszt, mein Schicksal, 1856 24
Musikalisches Neuland, 1857—1860 32
Vaterhaus und Freunde, 1861—1863 43
O, du mein liebes Wien, 1864 55
Leipziger Originale, 1865—1866 62
Mein entdeckter Beruf: Studienköpfe, 1867—1868 74
Die verfehmten Neudeutschen, 1869 95

Weimar 1870—1878

Das Weimarer Beethovenfest, 1870 109
Modelle der Studienköpfe, 1871—1875 126
Das siegreiche Bayreuth, 1876 222
Bergfahrten und erste italienische Eindrücke, 1877—1878 243

Wien, meine zweite Heimat, 1879—1896

1879 293
1880 333
Herbst an den Lagunen, 1881 348

's iſt Mitternacht. Noch denk' ich nicht an Raſt —
Da klopft an meine Tür ein ſpäter Gaſt
Und auf mein widerſtrebendes „Herein!"
Seh bei der Lampe ungewiſſem Schein
Ein grau verſchleiert Weib ich vor mir ſtehn
Und ſpött'ſchen Blickes mir ins Auge ſehn.
„Wer biſt du?" ruf ich. „Wie, du kennſt mich nicht?
Tritt näher doch, ſchau mir ins Angeſicht,
Sollt' es dir nicht vertraute Züge zeigen?
Von meinem Namen aber laß mich ſchweigen.
Der Schatten bin ich, der des Menſchen Leben
Zum läſtigen Begleiter ward gegeben,
Der drohend über jedem Daſein ſchwebt,
Den gern ein jeder zu verleugnen ſtrebt,
So lang es zäher Willenskraft gelingt
Und ihn Natur nicht zum Bekenntnis zwingt.
Doch nimmer könnt ihr meiner euch erwehren,
Wollt ihr des Lebens vollen Becher leeren,
Wollt von dem reinen Trunke ihr genießen,
Deſſ' Tropfen nur dem lautern Quell entfließen
Der Lebensweisheit, die ſich ſpät gewinnt,
Wenn Hoffnung ſchon um Hoffnung euch zerrinnt
Und nur der Schatz ſich der Erinn'rung mehrt,
Wenn, in vergangne Zeit den Blick gekehrt,
Ihr mehr nach innen denn nach außen lebt,
Und der Geſichte Fülle euch umſchwebt.
Soll eurer Tag' und Nächte Ausſaat reifen,
Wollt ihr der Ernte goldne Garben greifen,

So haltet mich, die Spenderin, in Ehren,
Wollt nicht der Allmacht meines Wesens wehren,
Seht nicht in mir nur die verhaßte Bürde,
Neigt euch vor meiner Hoheit heil'ger Würde!"

Der Schleier fällt. Das Weib ist mir entschwunden.
Noch hab' von Alters Nahn ich nichts empfunden;
Doch hat die Graue mir die Scheu benommen.
Kehrt sie zurück? — Wohlan, sie möge kommen!

Dezember 1907

Und es kehrte wieder, das graue Weib, es kam, um nicht mehr zu gehen. Unbegehrt schlich es sich ein und heftet sich an meine Sohlen. Doch ehe es ganz Besitz von mir ergreift, ehe es mir die Gegenwart und was mir von Zukunft noch bleibt, verkümmert, will ich die Vergangenheit auferstehen lassen, den Schleier heben, der über meinen Erinnerungen liegt, und das reiche Leben, das Gott mir gab, noch einmal durchleben.

Leipzig

1837—1869

Digitized by Google

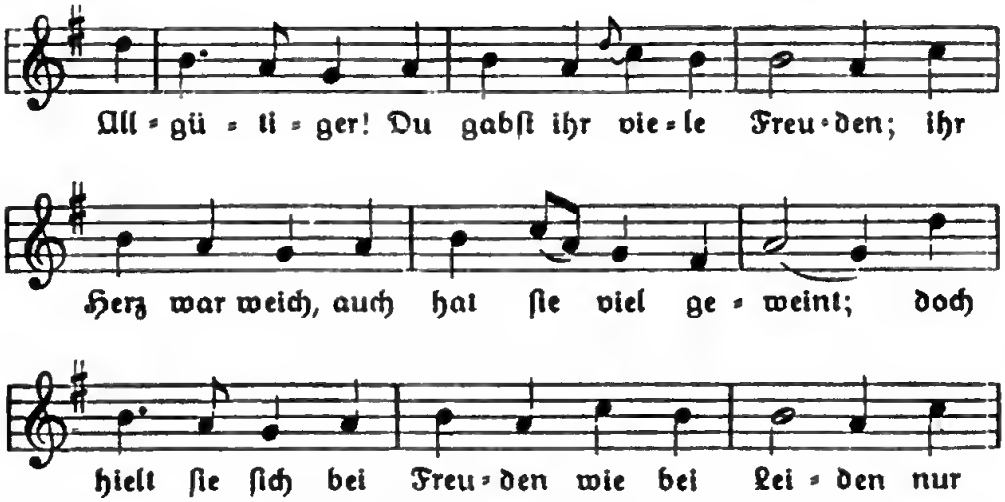
Im Jugendland

1837–1855

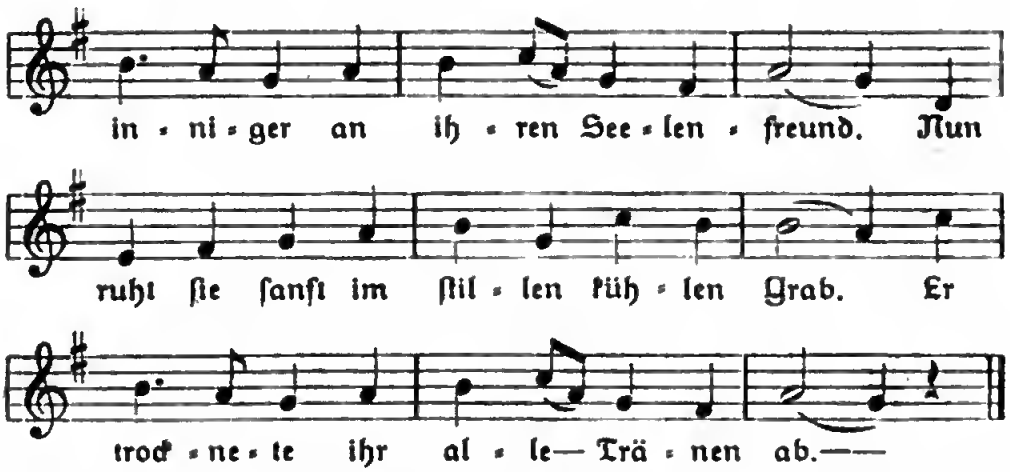
Als echte Lipsia bin ich in Leipzig am 30. Dezember 1837 auf die Welt gekommen. Ich entstamme einem alten Gelehrtengeschlecht. Ob dieses, wie man vermutet, mit dem großen Philologen Justus Lipsius, der im sechzehnten Jahrhundert an den Universitäten Löwen, Jena und Leyden lehrte, in Zusammenhang steht, ist bisher unnachweisbar geblieben. Mein Urgroßvater und mein Großvater väterlicherseits waren Geistliche, mütterlicherseits Gymnasialrektoren. Letzteren, von Haus aus nicht geplanten Weg schlug auch mein Vater Carl Heinrich Adelbert Lipsius ein. Er starb, wie sein Schwiegervater, der auch als Universitätsprofessor tätige Plautusübersetzer Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost, als Rektor der Leipziger Thomasschule, des, dank seiner mit der Wissenschaft verbundenen hohen Pflege der Tonkunst, wohl berühmtesten der deutschen Gymnasien. Aus dem elterlichen Pfarrhause nahm Adelbert Lipsius eine vorzügliche Erziehung ins Leben mit. Vom Vater, einem bei aller Frömmigkeit frei denkendem Mann, der sich früh einen weiten Weltblick erworben und in auserlesenen Kreisen bewegt hatte, ererbte er den Scharfsinn, die logische Klarheit, die nie ermüdende Pflichttreue, den bei allem Ernst zuweilen hervorbrechenden liebenswürdigen Humor, die feine Art, die ihn kennzeichneten. Inniger noch berührte er sich — indes sein älterer Bruder Gustav, sein einziges Geschwister, sich eng an den Vater anschloß, dessen Beruf wie sein heiterer geselliger Sinn auf ihn übergingen — mit der Mutter, mit der ihn das zärtlichste Verhältnis verband.

Sie, Eliſabeth Garve, als Tochter des hannoverſchen Domäneninſpektors gleichen Namens, im Schloſſe Herrenhauſen bei Hannover geboren, war ſamt ihren Brüdern und Schweſtern — unter ihnen der als Dichter geiſtlicher Lieder bekannte Bernhard Garve — in der Herrnhuter Brüdergemeinde erzogen, bei der ſie kurze Zeit auch als Lehrerin wirkte und lebenslang mit ihr in regem Verkehr blieb. Vielſeitig begabt, ſpielte ſie Klavier und Harfe, ſang, komponierte, dichtete und verfaßte für Gatten und Sohn manche Predigt. Mit der ſchönen Literatur ihrer Tage war ſie, wie ihre Bibliothek und ihre Korreſpondenz bewieſen, wohl vertraut. Ich bewahre neben ihren Briefen an Sohn und Enkel eine Anzahl ihrer geiſt- und gemütvollen, meiſt frommen Gedichte, mit ihnen auch ein originelles Blatt, des Inhalts:

„Am 28. Januar 1834 abends gegen 12 Uhr träumte mir ſehr lebhaft Folgendes: Ich war heimgegangen und ſah Leute um mein Grab auf einem ſchönen grünen Raſen ſtehen und hörte ſie vernehmlich ſingen. Der erſte Vers, ſowie die Melodie iſt mir ſo eindrücklich geblieben, daß ich ſie gleich morgens mir zum Andenken aufſchreiben konnte*).



*) Sie iſt im Diskantſchlüſſel geſchrieben; ich gebe ſie hier im Violinſchlüſſel wieder.



Die folgenden Verſe verſtand ich nicht mehr. Schlag 12 Uhr erwachte ich." — —

Als ſeinen ihm durch innerſte Neigung vorgezeichneten Zukunftsweg ſah Adelbert Lipſius, mein Vater, die akademiſche Laufbahn vor ſich. Nach glänzender Abſolvierung theologiſcher und philologiſcher Studien habilitierte ſich der zweiundzwanzigjährige Doktor 1827 an der Univerſität Leipzig und begann mit exegetiſchen Vorleſungen über Pauliniſche Briefe. Doch eine frühe Liebe lockte ihn in andere Bahnen. Schon ein Jahr zuvor hatte ihn der geiſtvolle Profeſſor Roſt, der, gleich dem gefeierten Philologen Gottfried Hermann, ſeine ſeltene wiſſenſchaftliche und pädagogiſche Begabung erkannte, für ein Lehramt an der von ihm geleiteten Thomasſchule zu gewinnen gewußt. An Roſts älteſte Tochter Molly verlor er ſein Herz. Um ihr ſeine Hand bieten zu können, entſagte er der mit Glück ergriffenen, aber keinen raſchen Aufſtieg verheißenden akademiſchen Tätigkeit, der ſeine Söhne ſich ſpäter ſo erfolgreich widmen durften, und nahm eine Berufung als Konrektor an das Rutheneum in Gera an.

Am 30. Mai 1828 wurde Molly Roſt die Seine. Ein vom Vater gedichtetes, von Kantor Weinlig — Richard Wagners Lehrer — in Muſik geſetzter Feſtgeſang „Herrlich iſt die neue Pracht der Erde", den der Thomanerchor noch

heute zuweilen in seinen berühmten sonnabendlichen Motetten aufleben läßt, gab ihrer Trauung in der alten, fünfzig Jahre später durch ihren Sohn Constantin stilvoll erneuerten Thomaskirche die Weihe.

Dem ernsten, mehr in sich gekehrten dreiundzwanzigjährigen Gelehrten von milder, ruhiger Gemütsart war die fast gleichaltrige blonde Molly mit ihrem bei äußerer Gelassenheit lebhaften Temperament und starkem, leidenschaftlichen Fühlen, das sie dem ältesten und jüngsten ihrer Kinder, die ihr auch äußerlich am meisten glichen, übertrug, die rechte, ihn ergänzende Gefährtin. Dabei war ihr eine Liebenswürdigkeit des Wesens, eine Anmut der Erscheinung eigen, die sie, nach dem Zeugnis eines Freundes, „allen, die sie kannten, unvergeßlich machte." Einander ebenbürdig an Geistes- und Herzensbildung, beide poetisch veranlagt, feierten sie ihren Liebesfrühling in reizvollen Versen. Auch musikalisch begegneten sie sich. Die Lieder, die ihr schöner, von den Thomaskantoren Schicht und Weinlig gebildeter Sopran erklingen ließ, begleitete er mit kundiger Hand*). Auch war sie selbst im Klavierspiel geschult und Reissiger — als nachmaliger Dresdner Hofkapellmeister Wagners Antipod — war ihr Meister gewesen.

So im eigenen Heim beglückt, allerwärts, auch am fürstlichen Hofe gern gesehen, verlebten sie drei sonnige Jahre in Gera, wo ihnen am 14. Februar 1830 ihr erster Sohn, Richard Adelbert, der Theolog, den die Welt den „Fürsten des Geistes" beigezählt hat, geschenkt wurde. Dann rief sie das Schicksal nach Leipzig zurück. Professor Rost wollte der neu von ihm organisierten Thomasschule die Kraft

*) Von Schicht erhielt sich in unsrer Familientradition eine Anekdote. Beethovens „Fidelio" war zum ersten Male in Leipzig gegeben worden und Schicht hatte der Aufführung beigewohnt. Als mein Großvater ihn nach seinem Urteil darüber fragte, lautete die Antwort: „Der Kerl ist ein Esel." Nach der zweiten Aufführung kam Schicht aus eigenem Antrieb zu Rost. „Ich hatte recht," sagte er; „ein Esel war dabei — aber der war ich!"

seines Schwiegersohns nicht entgehen lassen. Sie blieb ihr Zeit seines Lebens erhalten. Das junge Paar, zu dem sich inzwischen in Mollys jüngerer Schwester Fanny und Gustav, dem älteren Bruder ihres Gatten, ein glückliches Brautpaar hinzugefunden hatte, bezog sogar, um den Eltern möglichst nahe zu sein, das erst 1902 der Vernichtung anheimgefallene Schulhaus neben der Thomaskirche, wo ihm noch zwei Söhne: Constantin und Justus Hermann geboren wurden, die sich als Architekt und Philolog klangreiche Namen erwarben. In einer nach Rosts Ableben bezogenen Wohnung im sogenannten kleinen Fürstenkollegium, neben dem gegenwärtigen königlichen Palais, stellte sich endlich noch ein letztes, Ida Maria getauftes Familienglied ein — und das war ich selbst. Die Herrnhuter Losung an meinem Tauftag lautete, wie meine Großmutter meldete: „Der Herr, Dein Gott, wird Dich lieben und segnen."

Als das langersehnte einzige Mädchen, wurde ich freudigst willkommen geheißen — auch wohl nicht wenig verwöhnt. Ein Schatz von Liebe umhegte mich. Wenn meine liebe Mutter ihre Kränzchenfreundinnen um den runden Teetisch versammelte, wurde ich in dessen Mitte gesetzt und von allen Seiten gehätschelt und bewundert, wenngleich es an mir gewiß nichts zu bewundern gab, als meine Unart, denn meines Erinnerns benahm ich mich dabei arg ungeberdig. Drei Jahre alt, überraschte ich meine Mutter dadurch, daß ich, stillvergnügt am Fenstertritt hockend, mit heller Stimme ein Lied für mich hinsang, das ich von ihr singen gehört hatte. Dafür heimste ich viel Lob ein. Meine Lust war's, mir auf dem Klavier die mir wohlgefälligen Töne zusammenzusuchen, und wenn mir erlaubt wurde, dasselbe, dessen Klanggeheimnisse mich unwiderstehlich anlockten, zu öffnen, war ich beglückt.

Als meine Eltern im Sommer 1840 mit meinen drei Brüdern zu den Großeltern und den Geschwistern in die Lausitz gereist waren und meine Großmutter Rost, um mich zu betreuen, mit mir und den Dienstboten allein zurückge-

blieben war, beſchwichtigte ſie die Sorge von Vater und Mutter um ihr Neſthäkchen brieflich mit den Worten: „Mariechen iſt den ganzen Tag vergnügt und froh, freilich muß ich ihr öfters Hermanns Soldaten erlauben, die ſtellt ſie auf, trommelt und pfeift unermüdlich und will fürs Leben gern ein Junge ſein, will Hoſen haben und ein Jäckchen, kein Kleid, auch keinen Hut, ſondern eine Mütze. Aus den Augen läßt ſie mich nicht, läuft mir bei jedem Schritte nach, verſichert mir unzählige Male des Tags, daß ſie mich ſehr lieb hätte; ich ſolle nur nicht auch fortgehen, ohne ſie mitzunehmen. Sie will Euch mit mir nachreiſen."

Meine Großmutter berichtete recht. Es war der Verdruß meiner erſten Kindheit, daß ich nicht wie meine Brüder ein Junge ſein durfte, und erſt ſpät ſöhnte ich mich mit meiner Mädchennatur aus.

An meine Mutter verblieben mir nur vereinzelte ſchattenhafte Erinnerungen. Gott nahm ſie zu ſich, als ſie erſt 36, ich noch nicht 5 Jahre zählte. Ein ſchweres Leiden, das ſie durch Monate ans Schmerzenslager bannte, entriß ſie unſrer Liebe. Ich entſinne mich, wie ſie mich oftmals zu ſich an ihr Bett rief, mich mit Zärtlichkeit umfing und ſich an meinem kindlichen Geplauder und Gezwitſcher erfreute; ja ich ſehe noch das bleiche Bild der toten Mutter vor mir, als mich mein Vater zu ihr führte und ich mich gar nicht darüber beruhigen konnte.

Befördert wurde ihre Krankheit durch die Erregungen beim Tode ihres Schwagers Guſtav Lipſius, der in der Blüte der Kraft und Geſundheit, kaum nachdem er das Pfarramt ſeines verſtorbenen Vaters angetreten hatte, vom Typhus hinweggerafft wurde und Mutters Schweſter Fanny mit zwei kleinen Kindern als Witwe zurückließ.

„Ihr Leiden war über alle Beſchreibung groß, aber ebenſo groß auch die Geduld, mit der ſie es ertrug", heißt es in den ergreifenden „Erinnerungen an meine Molly", die mein Vater an ihrem Begräbnistage, am 23. Juli 1842 aufgezeichnet hat. „Noch hoffte und wünſchte ſie zu leben, denn

ſie liebte die Ihrigen zu treu, um ſich gern von ihnen zu trennen; aber doch ahnte ſie auch oft den nahe bevorſtehenden Abſchied und bereitete ſich darauf vor durch frommes Gebet und leiſen Geſang geiſtlicher Liederverſe. Ihre vornehmſte Sorge war fortwährend ihren Kindern gewidmet. Oft rief ſie beſonders ihre kleine liebe Marie an ihr Bett, ſchloß ſie mit Innigkeit in ihre Arme, bedeckte ſie mit Küſſen und blickte ſie mit einer Wehmut an, daß mir das Herz dabei blutete. Nichts freute ſie mehr als die Beweiſe von Teilnahme, die ihr die Kinder gaben, wenn ſie alle ihr des Abends gute Nacht wünſchten und des Morgens ſich nach ihrem Befinden erkundigten, und weinend rief ſie aus, was wohl aus den armen Kindern werden würde, wenn ſie keine Mutter mehr hätten! Am 21. Juli, gegen $^3/_4 2$ Uhr war ihre edle ſchöne Seele entflohen. Am Morgen wartete mein die traurige Pflicht, den armen Kindern die Schmerzenskunde zu bringen, daß ſie nun keine Mutter mehr hätten, und bald brachen auch ſie, ſelbſt die kleine Marie mit eingeſchloſſen, in lautes Weinen und Schluchzen aus.

„Ach meine teure Molly, wie bange, wie unendlich bange iſt mir nun nach dir! Aber wie rein und verklärt ſteht dein Bild vor meiner Seele! Möchte ich einſt wert ſein, dir, reine Seele, nachzufolgen!“

Seiner Mutter ſchreibt er: „Der Reiz des Lebens iſt nun dahin, aber die Aufgabe des Lebens iſt noch nicht erfüllt.“ Ihr berichtet er von dem erſten Weihnachten ohne ſeine Molly und weiter: „Ein beſonderer Feſttag war der Geburtstag unſrer lieben kleinen Marie. Auch er war mir ebenſo rührend und wehmütig als lieblich und erfreulich, und auch die gute Kleine ſelbſt ſchien eine Empfindung davon zu haben. Sie iſt überhaupt ſehr weichen, gefühlvollen Herzens, redet ſehr oft und gern von der guten Mutter und hängt auch, gleich als ob ſie in mir nun auch die Mutter lieben müßte, an mir mit doppelter Zärtlichkeit, ſo daß ſie oft bittre Tränen weint, wenn ich nur auf einige Stunden das Haus verlaſſe. Weil ſie mir zu Weihnachten ein ſo niedliches

Liedchen gesagt hatte, hatte ich ihr auch ein kleines Verschen zu ihrem Geburtstage gedichtet, das ihr große Freude machte." Dieses Verschen besitze ich noch. Es lautet:

Mariechen ist ein gutes Kind,
Drum ist der Vater gegangen geschwind
Und hat Dir dies und das gebracht
Und Dir eine kleine Freude gemacht.
Und auch die Mutter im Himmel oben
Blickt auf Dich nieder mit Beten und Loben
Und hat vom schönen Himmelsland
Dir himmlischen Gruß und Segen gesandt.

Als meine erste, nicht eben vielversprechende Stilübung, ist ein Briefdiktat erhalten geblieben, das ich nach meinem fünften Geburtstag meiner Großmutter Lipsius nach Herrnhut schickte, wohin sie sich nach dem Tod ihres Mannes wieder gewandt hatte:

Liebe Großmutter!

„Was denkst denn Du, und wie sie sich befindet und was sie für Tage hätte in Herrnhut, und ich ließ mich schön bedanken für die Zuckertüte."

Dazu bemerkt mein Bruder:

„Die Marie hat es diktiert, und Adelbert hat es geschrieben, kein Wort anders als sie es diktiert hat."

Als ich ein Vierteljahr später, demnach ungewöhnlich früh, in die Schule aufgenommen wurde, war ich im Lesen, Schreiben, Zählen, Verselernen schon vorbereitet und brachte gute Zensuren heim. Deren erste besagte: „Marie hat sich als ein artiges Kind betragen, ist fleißig gewesen und hat zu meiner Freude recht hübsche Fortschritte gemacht." Nur warnten mich meine Lehrer bald vor Zerstreutheit und Neckereien, zu denen ich bei meiner Lebhaftigkeit neigte. Einmal verabreichte ich sogar einer Mitschülerin, die, ich weiß nicht

wodurch, mein Mißfallen erregte, eine Ohrfeige, die sie sich erstaunlicher Weise gefallen ließ. Doch erwarb ich mir die Gunst meiner Lehrer und sie unterrichteten mich gern.

Kurze Zeit nach dem Hinscheiden meiner lieben Mutter waren wir aus dem bisherigen Stadtquartier in eine noch von ihr gewählte, um vieles freiere Wohnung übergesiedelt. Sie war in Reichels Garten, einem der ausgedehnten Gartengelände gelegen, die Leipzig damals nach allen Seiten umgaben, von der inneren Stadt nur durch die auf dem ehemaligen Stadtgraben erstandene Promenade, den heutigen Ring, getrennt. Der Gattin des vormaligen Besitzers Apel hatte Kurfürst August der Starke den Garten einst zum Geschenk gemacht. Sein wasserreiches Terrain, und zwar die dasselbe durchfließende Pleiße, wurde die Wiege des in Leipzig noch heute als Volksbelustigung beliebten „Fischerstechens", einer Nachahmung der venetianischen Gondolierenkämpfe. Kurfürst August hatte diesen einmal in der Lagunenstadt mit Wohlgefallen beigewohnt, und Apel überraschte ihn an seinem Geburtstag, am 12. Mai 1714 durch deren Vorführung, infolge dessen die Fischerinnung das Privileg zur alljährlichen Abhaltung dieser Lustbarkeit erhielt.

Zu unserer Wohnung herüber blickten von jenseits der Promenade die Überbleibsel des einstigen Thomasklosters: die Thomaskirche mit ihrem ungeheueren, in seltsamer Steile ansteigenden Dach und die mit unserer Familie verwachsene Thomasschule. Die Baulichkeiten des Reichelschen Gartens beschränkten sich zur Zeit, als wir unsere Zelte darin aufschlugen, auf das zum Teil bis 1914 noch stehende Vordergebäude und das noch gegenwärtig erhaltene, nur seitdem mehr in die Höhe geschossene Quergebäude, dessen ersten Stock wir bewohnten. Zwischen beiden erhoben sich rechts und links, inmitten von Gärten, je vier kleine Familienhäuser. Einige wenige niedere Häuschen, Kolonnaden genannt, obwohl sie sich keines Säulenluxus rühmen durften, setzten sich hinter der hohen Durchfahrt des Quergebäudes

fort. Letzteres ſelbſt lag auf einer durch einen Kanal gebildeten Inſel. Vor ihm breitete ſich ein in der Mitte geteilter großer Raſenplatz, den, ebenſo wie den von Pappeln flankierten Weg, der vom Vordergebäude zu uns führte — die jetzige Otto Schillſtraße — die verwitterten Sandſteinſtatuen griechiſcher Götter und Göttinnen, Werke Permoſers, ſchmückten. Rings umher zog ſich unabſehbar das grüne Gewirr des den Kanal umrandenden und vielfach überwölbenden Buſch- und Baumwerkes mit den ſich dies- und jenſeits anſchließenden blühenden Gärten, die endlich auf weite Wieſenſtrecken mündeten. Wo ſie begannen, hielt eine letzte Statue Wacht: ein Pan, um ſeines Hörnerpaares und ſeiner Bockfüße willen, von meinen Brüdern der Teufel getauft.

Dies umfängliche grüne Bereich, das, mit Ausnahme des ſpäter entſtandenen Johanna- und des König Albert-Parks, inzwiſchen längſt der Proſa moderner Häuſerreihen Platz räumen mußte, wurde, gleich dem benachbarten Rudolffſchen, dem botaniſchen, dem Schwägrichenſchen, dem Lehmannſchen und Gerhardſchen Garten, nach der Stadt zu von der Pleiße, am weſtlichen Ende von der Elſter begrenzt, deren Fluten zu Zeiten der Leipziger Völkerſchlacht dem zum König von Polen auserſehenen Fürſten Poniatowski und unzähligen Polen und Franzoſen das Grab bereiteten. Von dem uns zunächſt gelegenen Lehmannſchen Garten trennte das Gebiet von Reichels Garten nur der ſogenannte Diebesgraben, den meine Brüder und, ihrem Beiſpiel folgend, auch ich kühn überſprangen, um unſeren Spielen noch ausgebreiteteren Raum als ohnehin ſchon zu gewinnen.

Es lag etwas Romantiſches, Märchenhaftes in dieſem weiten, eine Menge von Verſtecken bergenden Reich, und einen köſtlicheren Tummelplatz für eine unternehmungsluſtige Kinderſchar konnte es nicht geben. Hatten wir bisher doch nur in unſerem im großen Reimerſchen Garten — der jetzigen Königs- und Lindenſtraße — gelegenen Gärtlein ſommerliche Freiheit genoſſen. Mit meinen drei

Brüdern, einem Vetter und deren Kameraden, die „Räuber und Soldaten", „Paſcher und Grenzjäger", „Indianer" und andere beliebte, die Phantaſie erregende Spiele ſpielten, trieb ich mich nun täglich im Freien herum und ward dabei wohl reichlich wild, aber auch geſund. Meine gute Großmutter Roſt, die nach dem Tod der Mutter unſerem Hausweſen vorſtand und mich mit erzog, legte mir dabei nichts in den Weg. Ebenſowenig mein idealer, unendlich ſorglicher, dabei von aller Pedanterie freier Vater, der meine Schularbeiten beaufſichtigte und mit Liebe und Sorgfalt die ſich in mir regenden Talente pflegte, ſich überhaupt viel mit mir und uns allen beſchäftigte. Ging er, wie dies täglich geſchah, mit uns ſpazieren, ſo mußte ich freilich ohne alle Extratouren, fein ſittſam an ſeiner Hand einherſchreiten. Bei meinen Spielen aber ließen er und Großmama mich gewähren. Sie wußten ſchon, daß ich, leiſe geleitet, mich allmählich auf meine Mädchennatur beſinnen würde. Mit Zärtlichkeit hing ich an beiden und war tief betrübt, als die Nachſichtige, die, als echte Großmutter, von der Schwäche des Vorziehens nicht frei war und ſich in Bruder Conſtantin und mir ihre beſonderen Lieblinge erkoren hatte, im Auguſt 1845 von hinnen ging.

Viel ferner meinem Herzen ſtand meine Herrnhuter Großmutter, die nun an Stelle der Verſtorbenen in unſer Haus zog. Sie ſuchte mich, die bisher in rationeller Weiſe Abgehärtete, zu verzärteln und nach Herrnhuter Muſter zu erziehen, wozu ich weder Neigung noch Begabung in mir trug. Statt mich mit meinen Brüdern und anderen Springinsfelden im Freien zu erluſtieren, mußte ich nun an den ſchönſten Sommernachmittagen mit dem mir verhaßten Strickſtrumpf oder einer anderen, mich überflüſſig dünkenden Handarbeit zu ihren Füßen ſitzen. Vergeblich gab ich durch Fallenlaſſen von Maſchen, die ſie wieder aufnehmen mußte, oder durch nachläſſiges Stricken von „Straßen" und allerlei kleine Bosheiten meinen Unmut kund — ich mußte zum mindeſten eine gute Stunde bei ihr aushalten,

und ihre mir pedantiſch ſcheinenden Lehren fielen bei mir auf keinen fruchtbaren Boden. Ich ging ihr, gleich Conſtantin, die wir beide durch unſere Leipziger Großmutter ſo lieb verwöhnt worden waren, ſo viel als möglich aus dem Wege. Am beſten ſtellte ſich unſer Älteſter, Adelbert, zu ihr, der ſie noch von ihren beſſeren Jahren aus der Lauſitz kannte und liebte. Hermann wußte ſich durch kleine Malicen vor ihr zu ſchützen. Da mußte ihr engelhaft geduldiger Sohn manche Klage über uns Unbändige hören. Doch ſeine Nachſicht fand ſtets eine liebevolle Entſchuldigung. „Jugend hat nicht Tugend, liebes Mutterchen", hörte ich ihn öfters zu meiner ſtillen Genugtuung ſagen.

Andererſeits pflegte ſie durch ihre Verskunſt und mancherlei ſinnige Überraſchungen unſeren Familienfeſten Abwechſlung zu verleihen. Sie war mir auch als Klavierlehrerin zugedacht. Doch ihr tonarmes Spiel war wenig nach meinem Sinne. Ich entſchlüpfte ihr bald und ging, nachdem mein jüngſter Bruder mir die Noten und ein paar kleine auswendig gelernte Stücke beigebracht, mit um ſo größerer Luſt bei meiner Couſine Alwine Lipſius, die mit Mutter und Bruder noch vor dem Ableben meiner Mutter nach Leipzig übergeſiedelt war, in die Lehre. Später löſte ſie dann Profeſſor Richard Müller, der Begründer und Leiter des Univerſitäts-Geſangvereins „Arion", als mein vieljähriger Muſikmeiſter ab. Er verſtand, ſeine paſſionierte Schülerin durch abwechſelndes Zwei- und Vierhändigſpielen mit der klaſſiſchen und nachklaſſiſchen Muſikliteratur vertraut zu machen, regte mich auch zeitig zum Auswendigſpielen an, beſprach die geſpielten, auch ſpäter die im Gewandhaus gehörten Werke eingehend mit mir und führte mich in die Harmonie- und Formenlehre ein.

Meine hübſche Stimme verſang ich mir leider bald, als Solo- und Chorſängerin in der Schule allzu früh und übermäßig in Anſpruch genommen. Unter den Schulkameradinnen hatte ich, „die Lachtaube", wie ſie mich nannten, die, ſtets luſtig und guter Dinge, auch zu allen Streichen auf-

gelegt war, viel gute Freunde. Ich war keine träge Schülerin und hatte meiſt die erſte Stelle in den Klaſſen inne. Beſonders feſſelten mich Welt- und Literaturgeſchichte, Deklamation und deutſche Aufſätze, bei welch letzteren ich, ſobald uns freie Wahl gelaſſen war, meine Phantaſie walten laſſen konnte. Zehn oder elf Jahre alt, baute ich mein erſtes Gedicht. Ein kleines altmodiſches Büchlein, in das die Großmutter gereimte und ungereimte Gedanken aufgezeichnet hatte, fiel mir in die Hand. Ich dachte: das kannſt du auch. Und wie gedacht, ſo getan. Entſprechend der großmütterlichen Poeſie, waren meine erſten Reimkinder frommen Charakters; nur ſchritten ſie ſchwerfälliger daher als meine Muſter. Doch gewannen ſie mir das Herz der Mutter einer Freundin und veranlaßten ſie, unſere Freundſchaft in beſonderen Schutz zu nehmen.

Mich beglückte das Dichten. Ich ergriff jede Gelegenheit, meine Gefühle in Reime zu kleiden. Als mein erſter Muſiklehrer, für kurze Zeit Richard Müllers Vorgänger und gleich ihm ehemaliger Thomaner, ſtarb, legte ich ihm mit einem Strauß auch ein paar Verſe auf ſein Grab. Sie rührten ſeine Familie tief, trugen mir aber vom Vater die Ermahnung ein, mit den Gelübden ewiger Treue und Liebe in Zukunft haushälteriſcher zu verfahren. Der Zufall wollte es, daß ich auch in der Schule mein Licht als Verſeſchmied leuchten laſſen ſollte. Bei Aufgabe des Themas „Herbſtgefühle“ überließ es uns der Lehrer, dasſelbe je nach Neigung, wie gewohnt in Proſa oder in gebundener Rede zu behandeln. Als Unikum kam ein Gedicht von mir zum Vorſchein. Der Lehrer trug es laut vor und belobte es. Ein mir darnach gehaltenes Privatiſſimum aber enthielt mehr Tadel als Lob. Er ſagte, zumal er mich zur ſelben Zeit eine Ballade deklamieren gehört hatte, ich ſei von Natur ſo reich begabt, daß ich von Rechtswegen viel mehr leiſten müſſe als ich leiſtete. Das war mir geſund; denn nur für das mich Intereſſierende legte ich großen Fleiß an den Tag.

Gefördert wurde meine Entwicklung, wie durch die ganze

geiſtige Atmoſphäre des Vaterhauſes, dank der ich gleichſam ſpielend lernte und halb unbewußt die mannigfaltigſten Bildungselemente in mich aufnahm, insbeſondere durch meine Brüder, die ſich viel mit mir abgaben, mich nicht nur im Rechnen, in dem ich mich nie hervortat, ſondern auch im Zeichnen, im Franzöſiſchen und ein wenig im Latein unterrichteten, mich zuweilen vereint auch einer Prüfung unterwarfen, die nicht immer zu meinem Triumphe ausfiel. Namentlich beſchämte es mich ſehr, als ich mit elf Jahren auf die Frage nach den verſchiedenen Weltmonarchien, die die Geſchichte verzeichnet, erſt auf Umwegen Auskunft zu geben wußte. Noch als ich längſt die Kinderzeit hinter mir hatte, ſtellte mein älteſter Bruder mir gern allerlei ſchriftliche Aufgaben, die meiſt Werke der Literatur betrafen, auf die er mich zuvor hingewieſen hatte.

* * *

Vier Jahre nur lebte meine zweite Großmutter in unſerer Mitte. Sie kränkelte oder „piepte" viel, wie wir es nannten. Dann ſegnete auch ſie das Zeitliche. Nun übergab mein Vater mich der Obhut der einzigen Schweſter meiner ſeligen Mutter, Fanny Lipſius, und ihrer Tochter Alwine. Doch wohnte ich nur bei ihnen. Das Mittags- und Abendmahl teilte ich nach wie vor mit den Meinen, blieb demnach mit Vater und Brüdern in ununterbrochener Gemeinſchaft.

Jahre ungebundenſten Jugendgenuſſes, ja kecken Übermutes kamen für mich. Meine Tante hatte ihre Wohnung in unmittelbarer Nachbarſchaft des ihr befreundeten Ehepaares Dr. Zeſtermann. Er, ein Kollege und Jugendfreund meines Vaters, leitete nebenher eine zunächſt um ſeiner eigenen zwei Töchter willen gegründete höhere Fortbildungsſchule für junge Mädchen, zugleich auch ein Penſionat, in dem — wohl einzig in ſeiner Art — junge Leute beiderlei Geſchlechts Aufnahme fanden. Die Jünglinge ſtanden unter

des Mannes Zucht, die Mädchen unter der ſeiner Frau, und beide hielten die Zügel locker, allen zur Luſt und keinem zum Schaden. Tauchte zuweilen ein kleines unſchuldiges Techtelmechtel auf, es tauchte ebenſo ſchnell wieder unter in dieſer Atmoſphäre einer unvergleichlichen Harmloſigkeit. Wir tanzten, ſpielten Theater, veranſtalteten Hausmuſiken, führten Charaden und Balladen dramatiſch auf, natürlich mit denkbar primitiven Mitteln, das, was der Wiener „G'ſchnas" nennt.

Auch in Spottgedichten beſangen wir einander. Darin exzellierten beſonders Laura Pohl, meine ſpätere Schwägerin, mit der ich damals Freundſchaft für's Leben knüpfte, und ich. Niemand aber nahm dem anderen etwas übel. Zank und Streit kannte man hier nicht. Hatten doch auch der Herr und die Frau des Hauſes den größten Spaß an unſerem Treiben und ließen es lachend geſchehen, daß wir das Unterſte zu oberſt kehrten, ſo daß, wenn wir uns abends endlich auseinanderfanden, die halbe Nacht überm Aufräumen verging. Wir erfreuten uns eben einer faſt unumſchränkten Freiheit. Zwei von uns — es waren Laura und ich — richteten unſeren nachmittägigen Spaziergang nach den Stunden mit Vorliebe nach dem alten, jetzt zerſtörten botaniſchen Garten, deſſen hinterer Teil mit einer Inſel und hohen Schattenbäumen manch trauliches Verſteck darbot. Da ſaßen wir ſtundenlang auf einem Baume und laſen oder dichteten. Wie die Vögel im grünen Gezweig zu hocken, dünkte mich immer, auch in unſerem Garten, verlockender als unten auf Stühlen und Bänken zu ſitzen. O du wonnige, ſonnige Jugendluſt, die du deinen goldigen Schimmer über das ganze Leben ausſtrahlſt und es nie ganz dunkel werden läßt! Wie danke ich Gott, daß er mich, von zärtlicher Liebe umhütet, nicht als Schattenpflanze aufwachſen, ſondern meine Kindheit zu einem Sonnenland werden ließ!

* * *

Jahre vergingen. Ich blieb dem Jeſtermannſchen Hauſe ſchon durch die franzöſiſchen und engliſchen Stunden und den Unterricht in weiblichen Arbeiten, den ich dort weiter empfing, gleichſam angehörig, auch nachdem ich zu Oſtern 1852 ins väterliche Haus zurückgekehrt war. Zu dieſer Zeit wurde ich konfirmiert. Und nun vollzog ſich eine große Veränderung: mein Vater gab uns eine zweite Mutter. Sie, Lina Wohlfarth, war eine Kouſine unſerer erſten Mutter und uns als ſolche, obgleich ſie nur zeitweilig nach Leipzig kam, ſchon Jahre zuvor bekannt und lieb. Dennoch kann ich nicht ſagen, daß ich ſie gern willkommen geheißen hätte. Der Beſitz der väterlichen Liebe hatte mich eigenſüchtig gemacht. Mir widerſtrebte es, ſie mit einer anderen, neu in unſern engſten Kreis Eintretenden zu teilen. Dazu war meine Selbſtändigkeit ſchon ſtark entwickelt, und mich zu fügen, wo mir's nicht Liebe gebot, ward mir ſchwer. Meine freilich viel reiferen Brüder waren viel beſſer als ich. Sie freuten ſich des neuen Glücks, das mein Vater nach zehnjähriger Witwerſchaft ſich gründete. Ich vergoß viel heimliche und offene Tränen und machte der neuen Mutter das Leben auch anfangs nicht leicht, bis ich den guten Genius verſtehen lernte, der in ihr das Haus regierte. An Geiſt, Wiſſen und Temperament ſtand ſie hinter Molly Roſt zurück; aber durch aufopfernde Güte, Pflichttreue, bewußte, ſtets das Rechte treffende Würde verſtand ſie zu imponieren und auch mit ihren zum Teil ſchon erwachſenen Kindern fertig zu werden. Dabei ſtand ihr ſelbſtverſtändlich mein gerechter Vater zur Seite. Er ſetzte mir zu wiederholten Malen den Kopf zurecht, bevor ich ſelbſt zur Einſicht kam.

Meine beſte Freude war und blieb meine Freundſchaft zu Laura Pohl, der ich vor allen anderen Freundinnen, die ſich allmählich zu mir gefunden hatten, den Vorzug gab. Ihre feinfühlige Herzenswärme, die ſich mit dem Sprühfeuerwerk angeborenen Witzes und einem ſcharfen ſatiriſchen Geiſte vertrug, imponierten mir gleicherweiſe als

ſie mich entzückten. In Begeiſterung für Muſik, Poeſie, bildende Kunſt, im Durſt nach Wiſſen einander gleichgeſtimmt, waren wir, gemeinſamer Bildungsarbeit durch Leſen, Beſuch von Konzerten und Vorträgen aller Art hingegeben, unzertrennlich. Ich weiß nicht, ob es je zwei ſich ſo inniglich anhängende, dabei von aller Sentimentalität entfernte Backfiſche gegeben hat, wie wir beide.

Die Eltern meiner Freundin machten ein höchſt angenehmes Haus, wohl eines der geſuchteſten des damaligen Leipzig. Hatte der Hausherr, der nicht praktizierende Dr. med. Guſtav Pohl, auch geringe geſellige Neigungen, ſo kamen ſie bei ſeiner lebhaften und geiſtvollen Gattin, Frau Louiſe geb. Dähne, umſo ausgeſprochener zur Geltung. Man gab Bälle, muſikaliſche Soireen, dramatiſche Leſeabende, ſpielte Theater, ſah Künſtler, Gelehrte, Militärs bei ſich. Ich lernte dort unter vielen anderen Agnes Büry, die im Gewandhaus Schumanns „Peri“ überaus reizvoll ſang, die ebenſo ſchöne als geniale ungariſche Tragödin Lilla von Bulyowsky, die uns Szenen aus „Adrienne Lecouvreur“ und „Romeo und Julie“ ſpielte, den Dichter Adolf Stern, mehrere Liſztſche Schüler und namentlich den in ſeiner Art einzigen Ernſt Wenzel kennen. Dieſer, ſchon in ſeiner äußeren Erſcheinung, zumal ſeinem Beethovenkopf, ein Original ſeltenſten Gepräges, war mir als intimer Freund Mendelsſohns und mehr noch Schumanns, vorzugsweiſe intereſſant. Man wollte wiſſen, er habe eine tiefe Liebe für Clara Wieck im Herzen getragen, ſie jedoch ſtill in ſich verſchloſſen, als Schumanns Neigung für ſie zutage trat. Er, der einzige Vertreter des Fortſchritts in dem ultrakonſervativen Leipziger Konſervatorium, ein ausgezeichneter, ebenſo geliebter als gefürchteter Lehrer, wußte aus ſeinen eigenen Erlebniſſen, wie von allen neuen muſikaliſchen Vorkommniſſen, feſſelnd wie kaum ein anderer zu erzählen, und ſchon um deſſen willen war mir der Montag, wo ich mit ihm der regelmäßige Mittagsgaſt im Pohlſchen Hauſe war, der liebſte Tag der Woche.

Führte der Sommer, den die Familie Pohl auf ihrem Rittergut Schmölen bei Wurzen zuzubringen pflegte, mich und meine Freundin für Monate auseinander, so hielt uns ein reger Briefwechsel schadlos, und guter Dinge war ich, so oft mich eine Einladung aufs Land in das gastliche Haus rief. Als ein Stück Paradies meiner Jugend steht es noch heute lebendig vor mir: An der Mulde liegt's; eine Allee hoher Pappeln, wie solche auch den Herrensitz umragen, leitet den Fußgänger auf einem Dammweg, flußentlang zum Ziel. Ein alter Klosterbau mit gebrochenem Dach und malerischem, weinumsponnenen Giebel, schauts aus dem Grün hervor, ein längliches Viereck, das einen kleinen Innenhof einschließt. Ein lichter Gang ringsum, durch eine Menge alter Familienporträts feudal geschmückt, gewährt Einlaß in lange Zimmerreihen. Ein Graben, der ehemals das Haus isolierte, hat heiteren Blumenanlagen Platz gemacht, die sich durch den großen schönen Garten fortsetzen, bis sie am Ende, gegen die Mulde hin, sich in einem kleinen Park verlieren. Inmitten der vorderen Schmalseite des Hauses liegt der gemeinsame Sammelpunkt, der Gartensalon, vor ihm eine kleine Terrasse, von der eine breite Treppe hinab in den Garten führt.

Und was gab es da nicht alles zu genießen! Wagenfahrten nach den Schlössern und Parks von Nischwitz, Thallwitz, Püchau, Machern, Ammelshain. Zum Reiten bot ein lammfrommer Schimmel Gelegenheit. Auch Wasserpartien mit dem uns besonders anziehenden Ziel der „wüsten Kirche" — dem einzigen Überrest eines von den Schweden einst zerstörten Dorfes am Muldenufer —, lustige, von der Wurzener Offiziersgesellschaft veranstaltete Tänzchen, Waldwanderungen spielten eine große Rolle. Wir vergnügten uns mit einem Wort wie die Schneekönige. Mit Vorliebe verweilten wir in der „hohen Laube", einer unter dem Wipfel mit einem Podium versehenen Buche, zu der man auf schmaler Treppe hinanstieg. Da schaukelten wir uns in der zwischen dem Geäst schwebenden Hängematte, uns zu-

gleich der weiten Umſchau dieſes luſtigen Luginslandes freuend.

Dabei wurde das Haus von Gäſten nicht leer. Wir ſtellten Bilder, wir muſizierten. Anna, Lauras ältere Schweſter, hatte einen hübſchen hohen Sopran, ihre Mutter ſang Alt. Ein vortrefflicher Bariton aus der Leipziger Geſellſchaft, Herr Emil Trefftz, kam oft heraus. Laura ſpielte Klavier, ihr Bruder Richard Pohl, den die Welt als Muſikſchriftſteller und einen der erſten Vorkämpfer für Wagner, Liſzt und Berlioz kennt, war der Kapellmeiſter. Er ließ ſich meine muſikaliſche Ausbildung nach Seiten des Fortſchritts angelegen ſein und machte mich zuerſt mit den Werken der großen Trias bekannt, deren Propaganda er ſich zur Aufgabe geſtellt hatte. Raſch genug fing ich an ihnen Feuer, und ſobald Richard im Hauſe war, fand ich mich mit ihm am Flügel zuſammen. Liſzts ſymphoniſche Dichtungen, Wagners und Berlioz' Ouvertüren und Orcheſterſätze wurden unſere bevorzugten vierhändigen Repertoireſtücke. Gleichwohl verhielten wir uns nicht einſeitig. Schuberts Märſche und Kammermuſik, Schumanns Symphonien, „Manfred" und „Genoveva", ſpäter Brahms' Liebeslieder-Walzer und ungariſche Tänze, ſogar Strauß' Donauwalzer nahmen wir in unſer Programm auf.

Auch die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Weimarer Meiſter dankte ich Pohl, der ſich ſeit 1854 in der Klaſſikerſtadt angeſiedelt hatte, wo ſeine Gattin, die vorzügliche Harfenvirtuoſin Jeanne geb. Eyth aus Karlsruhe, in die von Liſzt als Hofkapellmeiſter geleitete großherzogliche Kapelle eingetreten war. Dieſe Bekanntſchaft ward mir ein Geſchenk, das über mein Leben beſtimmte.

Liſzt, mein Schickſal

1856

Am Himmelfahrtstag 1855 ſah ich Liſzt zum erſten Male. Er dirigierte in der katholiſchen Kirche zu Leipzig ſein Ave Maria. Kein Bild von ihm war mir je vor Augen gekommen. Aber noch ehe die Muſik begann, wußte ich, daß dieſer wunderſam geformte und getragene Kopf mit den durchgeiſtigten edlen Zügen nur ihm angehören konnte. Das Haupt hoch erhoben, eine erhabene Ruhe über die ganze Geſtalt gebreitet, ein überirdiſches Leuchten auf ſeinem Angeſicht, ſtand er vor mir, und die frommen Klänge, denen ſein Stab gebot, erfüllten mich mit heiliger Andacht.

Ein Jahr darauf lud mich Richard Pohl, zugleich mit ſeiner ihm engverbundenen Schweſter Laura nach Weimar in ſein Haus. Dieſer Beſuch, inſofern er mir in erſter Jugend die Bekanntſchaft mit Liſzt und die Einführung in den Weimarer Künſtlerkreis vermittelte, wurde für die Richtung meines Lebens entſcheidend. Die empfangenen Eindrücke gebe ich am unmittelbarſten in den damals von mir niedergeſchriebenen Zeilen auszugsweiſe wieder:

Ein muſikaliſches Ereignis erwartete uns: Liſzt führte ſeine „Bergſymphonie“ auf. Nicht in einem öffentlichen Konzert, in einem der Probeſäle des Hoftheaters, während ein trüber Junitag zum Fenſter hereinſchaute, lauſchte eine kleine Anzahl auserwählter Freunde dem gewaltigen Hymnus der Natur, der — eine tönende Illuſtration der Verſe Victor Hugos „Le qu'on entend ſur la montagne“ — von dem zwieſpältigen Leid der Menſchheit und dem göttlichen Frieden der Natur ſingt. Hochaufgerichtet, in faſt titaniſcher Größe, ſtand er vor uns, der Beherrſcher der Harmonien, die über uns dahinfluteten und unter deren überwältigender Wirkung wir unſere Seelen erbeben fühlten. Auf ſeinem Angeſicht ſpiegelten ſich die Empfindungen, die ihm im Schaffen gekommen ſein mochten. In ſeinen Gebärden,

Digitized by Google

ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich eine lebhafte Beweglichkeit, die ſeine Geſtalt bald zuſammengeſunken, bald wieder in übermenſchlicher Größe erſcheinen ließ.

Der Dichter ſchließt ſeine Verſe mit einer ungelöſten Frage:

„Ich fragte mich, warum wir hier ſind, was
Der Zweck ſei alles deſſen, was
Die Seele tut, ob Sein ob Leben beſſer,
Und warum Gott, der einzig lieſt ſein Buch,
Beſtändig zu unſel'ger Ehe eint
Dem Sange der Natur der Menſchheit Klage."

Franz Liſzt, der Dichter in Tönen, aber endet ſtatt mit einer Diſſonanz mit dem Hinweis auf die ewige Harmonie der Sphären, die der fragenden Seele Frieden und Erlöſung verheißt.

Am Schluſſe wurde ich Liſzt vorgeſtellt, und der große gefeierte und verwöhnte Mann nahm freundlich Notiz von dem jungen, unbedeutenden Leben vor ihm und ließ ſich deſſen ſchüchterne Huldigungen gütig gefallen.

Der Morgen des nächſten Tages war dem alten Weimar gewidmet. Wir durchwanderten Stadt und Dichterſtätten, um uns ſodann im Park zu finden, der allenthalben die Spuren von Goethes Künſtlerhand trägt und in deſſen ſtillen Laubgängen wir noch heute den Geiſtern einer geſegneteren Zeit zu begegnen meinen. Wir beſuchten ſie alle die Plätze, die der Genius geweiht, das beſcheidenſte der Gartenhäuſer, darin der größte unſerer Dichter dereinſt gelebt und geliebt. Auch zu der Sphinx mit den drei Quellen kamen wir, zu denen ſich ſelten der Fuß eines Fremden verirrt. Was ſie dem Zauberer von der Altenburg erzählt haben, in ſeinem „Au bord d'une ſource" hat ers uns wiedererzählt. Als ein Kind nordiſcher Heimat, hat es ſich unter die alpinen und ſüdlichen Bilder gemiſcht, die er uns in ſeinen „Années de Pélerinage" geſchildert. Es gibt kühnere und großartigere in ihrer Reihe; reizvoller in ſeiner Lieb-

lichkeit aber iſt keins als dies dem klaſſiſchſten deutſchen Boden entſprungene Bild.

Der Nachmittag entführte uns Weimar, um uns einem anderen nicht minder klaſſiſchen Ziele entgegenzutragen: in der Auguſtinerkirche zu Erfurt ward Mozarts Requiem aufgeführt, und eine Einladung Liſzts rief uns in ſeiner Geſellſchaft dahinüber. Das war eine fröhliche Fahrt mit dem Meiſter zuſammen! Meine Raritätenſammlung zeigt noch heute ein vergilbtes Maiblumenſträußchen, das er mir an jenem Abend geſchenkt. Dabei blieb uns Zeit, auch den Dom und das Auguſtinerkloſter zu betrachten, in deſſen ſtillen Zellen Luthers kampfvolle Jugend dahingegangen.

Nach beendeter Muſikaufführung rief uns die Teeſtunde zur Fürſtin Wittgenſtein, die heute ſtatt auf der Altenburg zu Weimar im Erfurter Gaſthauſe Hof hielt. Zum erſten Male ſah ich mich der außerordentlichen Frau gegenüber, die als eine der bedeutendſten Erſcheinungen des neunzehnten Jahrhunderts bewundert ward und deren romantiſcher Liebesbund mit Liſzt die Welt beſchäftigte. Ihr Äußeres hatte nichts Impoſantes. Ihre Geſtalt erſchien neben der ſchlanken Ariſtokratenfigur ihrer alle bezaubernden, ſchönen und geiſtreichen Tochter Prinzeſſin Marie eher klein und gedrungen als ſtolz gebaut. Ihre Geſichtszüge entbehrten der reinen Linie; dafür feſſelten ſie durch ein eminent geiſtiges Gepräge, durch das flammende Feuer, die Ausdrucksmacht eines wunderſamen Augenpaars, das, obwohl nach Art der Kurzſichtigen mit häufig halb bedeckten Lidern, Menſchen und Dingen ins Innerſte zu dringen ſchien. Ein Wunder an Genie und Wiſſen, an blitzendem Geiſt und Beredſamkeit, nahm ſie, der Liſzts Seele wie keiner anderen zu Füßen lag, mich ſchon beim erſten Adlerblick, mit dem ſie mich ſtreifte, gefangen. War es im Vorgefühl deſſen, daß ich in ihr nachmals eine der gütigſten Gönnerinnen meines Lebens verehren würde?

Alles, was Erfurt an vornehmen und befreundeten Elementen aufzuweiſen hatte, tauchte auf. Der Verkehr war

lebhaft und zwanglos. Prinzeſſin Marie, die holdeſte der Mädchenknoſpen, deren wunderſame dunkle Augen ihre Seelentiefe mehr verhüllen als entſchleiern zu wollen ſchienen, bereitete den Tee, und wir ſaßen in heiterer Tafelrunde um ſie verſammelt. Die Fürſtin vertiefte ſich in ein gelehrtes Talmud-Geſpräch mit Dr. Paul Selig-Kaſſel, der aus einem jüdiſchen Saulus ein proteſtantiſcher Paulus geworden war. Wie mit goldenen Fäden ſpann ſich die allgemeine Unterhaltung ab. Liſzt, „der gewandteſte Weltmann des Erdenrundes“ — wie ihn Graf Géza Zichy nennt — wußte einem jeden ſtets das Rechte zu ſagen, er warf zündende Funken zwiſchen die Reden der anderen, ſein Geiſt adelte jedes Wort, ſeine Liebenswürdigkeit und Güte dünkten mich magiſch. Wo auf der Welt hatten ſie ihres gleichen? Mir ward die Ehre, ſeine Nachbarin zu ſein — Glückes genug für die junge Mädchenſeele, die ſich vom Zauber ſeines Weſens ganz hingenommen fühlte. Auch die Heimfahrt geſchah in ſeiner Begleitung und die ſpäte Nacht erſt trennte uns.

Schon der folgende Mittag fand uns wieder in ſeiner Geſellſchaft. Es gab einen unruhvollen Feſttag im Hauſe meiner Freunde: Künſtler waren geladen und Liſzt hatte ſein Erſcheinen in Ausſicht geſtellt: So galt es, alles würdig vorzubereiten für ſeinen Empfang und alle Hände rührten ſich geſchäftig, die Räume zu ſchmücken, deren ſtolzeſter Schmuck der Meiſter ſelber ſein ſollte. Als die Stunde nun kam, die uns ihn inmitten der Gäſte brachte, ſtand ich ſchüchtern von fern — die vorhergehenden Tage hatten mich noch nicht mutiger gemacht, ich wagte es kaum, die Augen zu ihm zu erheben, als ich bei Tafel ihm gegenüber ſaß, und den Platz an ſeiner Seite, ſo beneidenswert er mich deuchte, hatte ich mich ſtandhaft geweigert anzunehmen. Dennoch ſah und hörte ich nur Ihn! Was kümmerten mich die anderen Künſtler in meiner nächſten Nähe? Wenn unſer Blick die Sonne ſchaut, ſuchen wir dann die Sterne, deren bleiches Licht vor ihrem Feuerglanz vergehen muß? Und

die Sonne ſchien hell an dieſem Tage. Liſzt war in heiterſter Stimmung, die Unterhaltung überaus belebt. Nach beendetem Mahl winkte er ſeinen Schüler Ratzenberger an den Flügel heran und legte Chopins As-dur-Polonaiſe auf das Notenpult. Doch nur eine kurze Seite hörten wir. „Ich kann heute nicht ſpielen", ſagte der Jünger. Es war eine wohlberechnete Liſt. Er kannte ſeinen Meiſter und wußte, daß nichts ihn ſo ſicher zum Spielen beſtimmen könne, als ein unvollendet gelaſſenes Muſikſtück. In der Tat, ohne ein Wort ſchob er den Schüler vom Seſſel und nahm ſelbſt darauf Platz, und nun begann jenes einzige Spiel, deſſen hinreißende Gewalt keiner nur zu ahnen vermag, der es nicht mit eigenen Ohren gehört, nicht in ſeiner Seele widerklingend empfunden hat. Liſzts Spiel, oder den Eindruck, den es hervorgerufen, zu ſchildern wäre müßiges Unterfangen. Iſt es doch etwas Unvergleichliches, eine jener Erſcheinungen, wie ſie die Welt nur einmal ſieht. Andere Klaviergrößen bewundern wir. Liſzt müſſen wir lieben, unſer Herz fliegt ihm zu. Und wo wie bei ihm finden wir die Vereinigung von Subjektivität und Objektivität, die wunderſame Verſchmelzung des Dämoniſchen mit dem Göttlichen, die uns bald in tiefſter Seele ſchauern und erbeben, bald ſtill die Hände falten läßt und in frommer Begeiſterung gen Himmel trägt? Ich habe darin den Schlüſſel geſucht zu der zauberähnlichen Wirkung, die Liſzts Spiel hervorruft. Doch warum das Unerklärliche erklären wollen, wenn es in Geſtalt eines ſchönen Wunders uns vor Sinn uud Seele tritt?

Chopins glanzvollſte Polonaiſe war verklungen; doch nur einen Moment lang ruhten die Künſtlerhände. Der „ungariſche Sturmmarſch" lag auf dem Flügel, eins der früheſten Werke des Meiſters aus ſeiner Virtuoſenzeit. „Es iſt lange her, daß ich ihn ſpielte", ſagte er und griff darnach. Dann zogen die Töne wie Sturmeswogen über uns dahin. Feuer und Leidenſchaft, heißes ungariſches Blut durchpulſen dies Jugendwerk, eine echte Kampfesmuſik. Auf Liſzts Zügen

lag ein leiſes Lächeln. Ob er der Jugendzeit und ihrer Triumphe gedachte? oder des Heimatlandes, das einſt ſeine Welt geweſen, ehe die große weite Welt ſeine Heimat geworden? Als er geendet hatte, erhob er ſich ſchnell, nur einen Augenblick gewährte er dem Ausbruch unſeres Entzückens. „Kommt Ihr morgen auf die Altenburg, ſo ſollt Ihr noch mehr hören", ſagte er, über unſere eifrige Zuſtimmung lächelnd. „Nun alſo auf Wiederſehen!" Damit reichte er uns allen die Hand und ließ uns allein mit unſerem Enthuſiasmus.

In der ſonnigen Stille eines Sonntagsmorgens wanderten wir der Altenburg zu. Jenſeits der Ilm, an der Tiefurter Straße gelegen, erhebt ſie ſich mit ihrem weitläufigen Gartenreich auf einer ſanften Anhöhe, hinter dunklem Tannengehölz verſteckt. Eigentum der Großherzogin von Weimar, ward ſie von der Fürſtin Wittgenſtein gemietet, die ſpäter mehrere Zimmer eines Seitenbaus Liſzt zur Wohnung überließ, um ihm ungeſtörte Ruhe und Konzentration für ſein Schaffen zu ſichern. Als Liſzt ſich im Februar 1848 in Weimar niederließ, lag ſeine Virtuoſenzeit abgeſchloſſen hinter ihm. Die zweite Periode ſeines Wirkens, die des Komponiſten, ſollte hier zur Blüte gelangen. Eine lange Reihe großartiger Werke erblickte nun das Licht der Welt. Weimars muſikaliſches Leben wurde durch ihn geweckt und auf eine nicht wieder erreichte Höhe gehoben. Tief, tief bleibt ihm die Klaſſikerſtadt für dieſe zweite Glanzzeit, die er ihr nach der dichteriſchen ſchenkte, verſchuldet.

Auf der Altenburg bildete ſich um die Fürſtin und Liſzt ein Muſenhof, wie die Welt keinen ſeinesgleichen geſehen hat. Alle Berühmtheiten Europas, alle Größen der Zeit fanden ſich hier zum Genuſſe edelſter Gaſtfreundſchaft ein. Zumal die ſonntägigen Matineen übten ihre Anziehungskraft bis in die weite Ferne, denn nur da noch konnte man Liſzts für die Öffentlichkeit verklungenes Wunderſpiel noch vernehmen.

Es war eine Matinee, die uns an jenem Morgen auf

die Altenburg führte. Mit klopfendem Herzen ſtieg ich die Stufen hinan. Tonfluten drangen uns entgegen, ein Diener öffnete den Muſikſaal. Da ſaß Er am Flügel und neben ihm am zweiten Klavier ſein Schüler Tauſig, ſehr jung an Jahren, von dem der Meiſter das große Wort geſprochen: „Er wird auf meine Schultern treten.“ Sie ſpielten die „Hungaria“, die neunte der ſymphoniſchen Dichtungen Liſzts, deren Klavierbearbeitung er kürzlich beendet hatte. Vor ihnen lag das Manuſkript. Tauſig las es vom Blatt, eine ſchwierige Aufgabe; dennoch löſte er ſie bewundernswert. Als ſie zu Ende gekommen waren, begrüßte uns Liſzt. Die Fürſtin und die Prinzeſſin waren gegenwärtig. Der Saal hatte ſich mehr und mehr gefüllt. Mir ward manch bekannter Name genannt, manch intereſſante Erſcheinung ging an mir vorüber. Zugleich machte mich Richard Pohl auf die vielerlei Schätze aufmerkſam, die der Muſikſalon barg. Vor allem feſſelte der berühmte Rieſenflügel mein Intereſſe. Von Alexandre in Paris nach Liſzts eigenen Angaben gebaut, ein Mittelding zwiſchen Klavier und Orgel, enthält er drei Klaviaturen, ein vollſtändiges Pedal und eine Anzahl Regiſter und iſt von ſo beträchtlichem Umfange, daß er die anſehnliche Fläche einer Wand faſt ganz einnahm. Liſzts Erwartungen hat er leider nicht erfüllt. Sodann fiel mein Augenmerk auf einen nicht minder bedeutſamen Gegenſtand — nur ein unſcheinbarer Flügel von veralteter Bauart, und dennoch das geweihteſte Inſtrument, das je meine Hände berührten — es war Beethovens Broadwood-Flügel, vor dem ich ſtand. Jenes alte Spinett am Fenſter aber, auf dem ich meinen Umhang niedergelegt hatte, war Mozarts einſtiges Eigentum geweſen.

Gern hätte ich meine Rundſchau noch länger fortgeſetzt; doch war meine Aufmerkſamkeit vom Eigentümer all dieſer Schätze ungeteilt in Anſpruch genommen. Er ſelber übernahm es, mich an ſeinem Arm mit den intereſſanteſten ſeiner Gäſte bekannt zu machen. Dann nahm er wiederum am Flügel Platz, um eine Neuigkeit, ein Klavierſtück Hans

von Bülows, vorzuführen. Ich lehnte am Flügel neben ihm, unfähig ein Wort zu ſagen von dem, was ich ihm ſo gern geſagt hättte. Meine Schüchternheit zu verdecken, blätterte ich in einem der umherliegenden Notenbände. Liſzt ſah mir lächelnd zu. „Nun will ich einmal etwas ganz allein für Sie ſpielen", ſagte er gütig. „Wählen Sie nur! Wollen Sie etwas hieraus hören?" Er griff nach dem Band, den ich in den Händen hielt; es waren ſeine in neuer Ausgabe erſchienenen „Années de Pélerinage." „Au lac de Wallenſtadt" lag aufgeſchlagen. „Und nun kann ich Ihnen noch dazu die Verſicherung geben", fügte er ſcherzend hinzu, „daß Sie das nirgends beſſer hören können, ſelbſt im Leipziger Gewandhaus nicht. Sie ſehen, wir Kleinſtädter ſind eitle Leute!"

Er legte ſeine feingeformten langen Finger auf die Taſten und begann. Ein ſonniger Verklärungsſchein flog über ſein Antlitz, das er mir unverwandt zukehrte, indes er ſpielte; war es doch ſeine Gewohnheit, ſein Spiel an den einen oder anderen ſeiner Zuhörer zu adreſſieren. Es ſind Jugendbilder, die er in dieſe Skizzen hineingeheimniſt hat, voll köſtlicher Farbenfriſche und den Schmelz, den nur die Jugend kennt. Leuchtende Szenen zogen an mir vorüber, mir war's, als ſchiffte ich ſelber in ſommerlicher Sonntagsſtille dahin über den ſonnenbeglänzten Waſſerſpiegel und lauſchte dem ſanften Wellenſchlag und dem Klang der Kirchenglocken, den der Wind von fernher übers Waſſer trug.

Das holde Seebild hatte ſich geſchloſſen; ein anderes tat ſich auf: Liſzt fügte das Paſtorale daran. Und als auch dieſes vorübergezogen, da ſchloß der Meiſter mit dem lieblichen „Au bord d'une ſource." Ich ſah mich noch einmal an den „Drei Quellen" und hörte die Waſſer rauſchen und ſah die Geiſter über den Waſſern ſchweben und hörte die Nixen ſingen und flüſtern.

Was ich dem Unvergleichlichen geſagt, als er ſein zaubervolles Spiel geendet, ich weiß es nicht; es werden nur arme Worte geweſen ſein, aber das weiß ich, daß er den

heißen Dank verſtanden, den meine Seele ihm entgegenbrachte.

Und nun galt es, Abſchied von ihm zu nehmen. Er wollte nichts davon hören und meinte, daß wir uns am Abend im Theater ſehen würden, aber im ſtillen ſagte ich ihm doch Lebewohl und in der Tat, es war das letzte Mal, daß ich ihn für diesmal in Weimar ſah. Noch in den Saal, darin der Erard ſtand, und in deſſen Nebenzimmer, das die reichen Schätze barg, die Liſzt als Ehrengeſchenke von hohen und höchſten Händen zuteil geworden, führte mich mein Freund, ſowie endlich auch in Meiſters Arbeitsgemach. Ich ſtahl mir eine Feder und ein Programm der bisher erſchienenen ſymphoniſchen Dichtungen. Dann ſtiegen wir in den Garten hinab, zwiſchen deſſen im Frühlingsſchmuck blühenden Laubwerk wir lange auf und abwanderten, bis ſich die Pforte der Altenburg hinter mir ſchloß und ich den letzten Blick nach den rebenumſponnenen Fenſtern hinaufſandte, hinter denen der Zauberer von der Altenburg ſeine Wunderwerke geſchaffen.

Das war der Beginn von Liſzts Freundſchaft für mich. Sie ſollte mein Leben beflügeln und ihm ſeine Bahnen weiſen. Liſzts Genius war mir fortan zum Schickſal geworden.

Muſikaliſches Neuland

1857—1860

Inner- und außerhalb Leipzigs gab es um jene Zeit viel Ungewöhnliches zu genießen. Ausflüge nach Dresden, zu denen die gütigen Einladungen eines in Elbflorenz lebenden Onkels von Laura Pohl Gelegenheit boten, dankte ich die Bekanntſchaft mit unſerer ſächſiſchen Reſidenz und deren Umgebung im weiteſten Sinne. Mein noch unverwöhnter

Naturſinn ſchwelgte in der ſächſiſchen Schweiz, deren beſuchteſte wie auch heimlichſte Täler und Höhen wir aufſuchten. Bei den Hochämtern der katholiſchen Kirche, wie bei der Sixtiniſchen Madonna und anderen Wundergebilden der Kunſt verrichteten wir unſere jugendliche Andacht. Ich lernte das herrliche, ſpäter durch Brand vernichtete Theater Sempers und ſeine auserleſene Künſtlerſchar kennen, ſah Sophokles' „Antigone" mit der klaſſiſchen Bayer-Bürk in der Titelrolle und der poetiſchen Langenhaun als Ismene, ſah „Emilia Galotti" mit Dresdens Abgott, dem ſchon ſtark gealterten und in ſeiner Spielweiſe veralteten Emil Devrient als Appiani, dem dämoniſchen Dawiſon als Marinelli, hörte Glucks Tauriſche „Iphigenie" mit Degele als Oreſt und der ſtimmgewaltigen Ney, tauchte in dem durch Tichatſchek verkörperten „Lohengrin" entrückt in Wagners Zauberwelt unter, der ich bisher nur in dem von Liſzt dirigierten „Tannhäuſer" beglückt nahegetreten war, um ihr fürs Leben zu verfallen. Der neue Geiſt dieſer zugleich leidenſchafterfüllten und verklärten Tonpoeſie, in dem ich der Zukunft Flügelſchlag rauſchen hörte, überwältigte mich. Dann ſtand ich wieder der auf völlig anderem Boden erwachſenen unvergleichlichen Darſtellungskunſt von Pauline Viardot-Garcia als „Norma", „Nachtwandlerin" und Roſine gegenüber. Von keiner Koloraturſängerin, nicht der Patti, noch der Nilſon, Artôt, Sembrich, Melba oder Nordica und anderen Singvögeln mehr oder minder glänzenden Gefieders, trug ich je ähnliche Eindrücke davon. Ohne Schönheit der Züge und ſonderlichen Stimmreiz, wirkte ſie durch die ſouveräne Herrſchaft über ihre geſanglichen und darſtelleriſchen Mittel, durch ihre gleich geniale Meiſterſchaft im tragiſchen wie im leicht geſchürzten Genre hinreißender als alle Größen, die ihr in dem, was die Sinne gefangen nimmt, überlegen waren. Vollendet war alles, was ſie gab. Es konnte keine ſprudelndere, übermütigere Roſine, keine traumentrücktere Amina, keine Norma größeren Stils als die ihre geben. Gleicherweiſe entzückten mich die Leiſtungen

im Konzertſaal, die ſie 1858 und 1859 im Gewandhaus darbot. Zu einem Wunder an Atembeherrſchung und Kehlfertigkeit geſtaltete ſie die Wiedergabe von Grauns verzopfter „Britannikus"-Arie „Mi paventi", zu Kabinettſtücken an Esprit und Feinheit die von ihr für Geſang bearbeiteten Mazurken Chopins, oder ein paar altfranzöſiſche Geſänge, aus deren einem, der in den Brunnen gefallenen Margoton, ſie eine kokette Miniaturſzene hervorzauberte. Daß ich ihr nachmals in Weimar, wo ſie — die ehemalige Schülerin Liſzts — noch 1870 beim Beethovenfeſt zur eigenen Begleitung eigene Lieder ſang, ſowie ſodann auch brieflich näher treten durfte, zähle ich zu den bevorzugteſten Erinnerungen meines Lebens.

Und noch andere Geſangsſterne erſter Gröſze leuchteten dazumal meinem Jugendhimmel. Zogen ſie auch nicht im Zenith ihres Glanzes an mir vorüber — ich empfand es als Glückes genug, daß ich mich noch eines letzten Abglanzes ihrer Kunſt erfreuen durfte. Am 17. November 1857 verherrlichte die ſchwediſche Nachtigall, die ein Jahrzehnt und länger die Welt als Jenny Lind berückt hatte, nun als Frau Goldſchmidt das Penſionsfondskonzert des Gewandhausorcheſters durch ihre Mitwirkung. Sie ſpendete die groſze Agathenſzene aus dem „Freiſchütz", dazu Lieder von Mendelsſohn, Schumann und Taubert, auch vier Chopinſche Mazurken, welch letztere unleugbar mehr dem romaniſchen Temperament Frau Viardots entſprachen als der kühleren glockentönigen Gemütsart der aus- und inwendig blonden Nordländerin.

Über ein Jahr ſpäter hatte Leipzig eine andere Königin des Geſangs zu begrüßen. Am 6. März 1859 betrat in einer Matinee des Baſſiſten Pögner mit der ihr eigenen liebenswürdigen Kollegialität Wilhelmine Schröder-Devrient das Konzertpodium. Ich ſollte ihrem Schwanengeſang lauſchen. Im ſchwarzen Samtgewand lehnte ſie am Flügel, eine hohe, ziemlich volle Geſtalt, das Haupt mit dem klaſſiſchen Kameenprofil und üppigen Blondgeflecht leicht er-

hoben. Ihren Zügen hatte ein bewegtes Leben, hatten Leiden und Alter ihre Spuren aufgeprägt, ein müdes, wehmütiges Lächeln umſpielte ihre Lippen. Aber was und wie ſie ſang, das war Jugend, das kam aus einem heißen Herzen. Ihre Schubert-Lieder: „Der Wanderer", „Am Meer", „Trockene Blumen", „Ungeduld", „Geheimnis", „Raſtloſe Liebe" und vor allem ihren „Erlkönig" und endlich Schumanns „Ich grolle nicht" hält meine Seele lebenslang feſt als etwas Einziges, Ideales, das nicht wiederkehrt.

Und ſie kehrte uns niemals wieder. Dasſelbe Jahr nahm nach langer, bei ihrer Schweſter in Koburg verlebter Leidenszeit die vergötterte Frau hinweg, die viel geliebt und viel gelitten hat auf dieſer Erde . . .

Im Schauſpiel empfing ich in Leipzig durch Marie Seebach als Gretchen und Desdemona unverwiſchbare Eindrücke. Im „Tannhäuſer" entzückte mich Johanna Wagner als Eliſabeth. Und noch andere beſondere muſikaliſche Ereigniſſe, die ſich in meiner Vaterſtadt vollzogen, gehören zu meinen Jugenderlebniſſen. Weder Mendelsſohn noch Schumann habe ich mit Augen geſehen. Nur den impoſanten Trauerzug, der die letzten Reſte von Leipzigs Liebling zur Übertragung nach Berlin auf den Bahnhof geleitete, ſah ich an mir vorüberziehen. Doch empfing ich durch das erſte Wiederauftreten von Brahms im Gewandhaus, dem er ſeit 1853 ferngeblieben, ſowie durch das letzte Erſcheinen Louis Spohrs an gleicher Stelle (21. Oktober 1858) den Eindruck hiſtoriſcher Muſiktage.

Einen ſolchen, noch bedeutungsvollerer Art hatten wir bereits ein Jahr zuvor zu verzeichnen. Im Februar 1857 war Liſzt eingeladen worden, im Benefizkonzert des Orcheſterpenſionsfonds der Gewandhauskapelle einige ſeiner neuen großen Werke zur Aufführung zu bringen, und zwar ſtellte man ihm dazu den zweiten Teil des Programms zur Verfügung, wogegen der erſte Rietz, dem Dirigenten der Konzerte, überlaſſen blieb. „Die Neugier des Publikums, Liſzts Kompoſitionsweiſe, von der in öffentlichen Blättern, teils

außerordentlich lobend, teils tadelnd viel geſprochen worden war, auch kennen zu lernen, war groß", ſchreibt der Flötiſt Grenſer, der Hiſtoriograph der Gewandhauskonzerte, „und ſo konnte es nicht fehlen, daß wir eine gute Einnahme machten." Liſzt wählte die ſymphoniſchen Dichtungen „les Préludes" und „Mazeppa", das Es-dur-Konzert, von Hans von Bülow geſpielt, und das von dem Weimarer Künſtlerpaar von Milde geſungene Duett aus Wagners „Fliegendem Holländer".

Natürlich fanden ſich meine Freundin und ich ſchon zu den Konzertproben ein. Liſzt bemerkte uns kaum im Saal, als er uns in ſeiner bezwingenden Art begrüßte und zu ſich ins Hotel de Bavière einlud, wo wir einen Schwarm ſeiner Schüler und Freunde, unter ihm auch ſein jugendliches Ebenbild, ſeinen Sohn Daniel, ſowie Richard und Jeanne Pohl, welch letztere die Harfenpartie in Liſzts Werken übernommen hatte, vorfanden. Das Konzert war ausverkauft, die Ausführung eine glanzvolle. Ich habe nie eine idealere Erſcheinung eines Dirigenten geſehen als die Liſzts. So beweglich er in den Proben ſein konnte, eine ſo verklärte Ruhe — keine gekünſtelte, keine Poſe, wie ſie moderne Taktiergrößen zur Schau tragen — überkam ihn bei der Aufführung. In den Applaus des Publikums aber miſchten ſich im „Mazeppa" Ziſchlaute. Schon der Anfangsakkord mit dem gellenden Aufſchrei ſchreckte die Nerven der Leipziger. Die Wahl gerade dieſes Werks war zu kühn, zu viel des Ungewohnten, Neuartigen bot Liſzt ſeiner Zeit auf einmal dar. Erſt in Jahrzehnten vermochte es ſich durchzuſetzen.

Beim Eintritt des Triangels im Klavierkonzert hatte man Rietz den Saal verlaſſen ſehen. Man war eben dazumal empfindlicher als heutzutage, wo wir durch Mahlers Verwendung von Herdenglocken, Hammer und dgl. im ſymphoniſchen Orcheſter abgehärtet worden ſind.

Ablehnend vom hohen Thron herunter verhielt ſich denn auch die Kritik, und zwar einesteils aus formalen Gründen, weil dieſe „ſymphoniſchen Dichtungen" ſich den bisherigen ſymphoniſchen Traditionen nicht anpaßten, ſondern nach

neuen Formbegriffen und pſychologiſchen Geſichtspunkten ſich gliederten; andernteils aus Vorurteil gegen die Programmuſik an ſich.

Dem vielumſtrittenen Gewandhauskonzert ließ Liſzt noch ein gewichtiges Nachſpiel zuteil werden. Im Theater leitete er eine Aufführung des „Tannhäuſer", zu der er die hauptſächlichſten Geſangskräfte ſeiner Weimarer Bühne entboten hatte. Hell leuchtete unter dieſen insbeſondere Roſa von Mildes holde Eliſabeth hervor.

Den Weimarer Gäſten gaben Pohls Eltern eine Soiree. Liſzt mußte ihr leider wegen Unwohlſeins fernbleiben; doch ſandte er ſeinen Sohn Daniel, und Hans von Bülow glänzte als Stern des Abends. Ergötzlich aufgelegt, improviſierte er Variationen über ein Händelſches Motiv und Mozarts „Reich mir die Hand", beide Themen einander ſchließlich verbindend. Auch Felix Draeſeke und andere ließen ſich hören. Als man ſich aber darnach zur Tafel geſetzt hatte, ſprang Daniel Liſzt nach einem raſchen Rundblick erſchreckt auf. „Wir ſind dreizehn!" rief er, wie im Banne eines abergläubiſchen Vorgefühls aus. Zwei Jahre ſpäter nahm Gottes Hand den vielverſprechenden, überaus ſympathiſchen Jüngling zum tiefen Kummer ſeines Vaters hinweg von der Welt.

Damals in Leipzig, wie noch im ſelben Jahre bei dem von Liſzt geleiteten niederrheiniſchen Muſikfeſt in Aachen und der Dresdner Aufführung der Dante-Symphonie entſchied und befeſtigte ſich die Oppoſitionsſtellung der Muſiker und der Konzertinſtitute gegenüber dem Weimarer Meiſter. Man nahm es ihm übel, daß er ſich nicht damit begnügte, als Unerreichter unter den Virtuoſen gekrönt worden zu ſein, ſondern ſich vermaß, auch um die Palme des Schaffenden zu werben. Hatte ſchon ſein unentwegtes Eintreten für die Kunſtrevolutionäre Wagner und Berlioz ihn gründlich mißliebig gemacht, gleichviel ob ſeine Propaganda ſich ebenſo auf den letzten Beethoven, auf Schubert und Schumann, Rubinſtein, Raff, Cornelius, Laſſen, Volkmann, Smetana und viele andere erſtreckte: ſo ließ man es zwie-

fach ſeinen eigenen Werken entgelten, die man, von ihrer Zukunftsloſigkeit überzeugt, als „Zukunftsmuſik" beſpöttelte. Liſzt und ſeine Schüler wurden in die Acht getan und ihnen mit den Pforten der Konzertſäle die Möglichkeit verſperrt, gehört zu werden. Nur auf eigenes Riſiko, in ſelbſtveranſtalteten Konzerten konnten ſie — wie Bülow, Bronſart, Tauſig dies taten — zur Öffentlichkeit ſprechen. Des Meiſters Freunde Hiller und Joachim*) kündigten ihm unverfroren die Freundſchaft, ja Joachim und Brahms planten, unter Gefolgſchaft von Grimm und Bernhard Scholz, eine in der Kunſtgeſchichte beiſpielloſe öffentliche Demonſtration gegen die neue Richtung, die noch durch viele Unterſchriften geſchmückt werden ſollte, der jedoch durch ihr vorzeitiges Bekanntwerden die Spitze abgebrochen wurde, ſo daß ſie im Sande verlief.

Schon im Januar 1856 hatte Clara Schumann ihre Mitwirkung bei der von Liſzt geleiteten Mozart-Zentenarfeier in Wien verweigert, hingegen daſelbſt zur gleichen Zeit mehrere eigene Konzerte gegeben, von deren einem wir wenigſtens aus Liſzts Briefen wiſſen, daß er es beſuchte. Geringer Dank erwuchs ihm gerade aus den Reihen der Anhänger Schumanns, für deſſen langſam zur Anerkennung gelangendes Schaffen er ſich doch als einer der Allererſten ſchriftſtelleriſch und pianiſtiſch eingeſetzt hatte, und deſſen Gattin ſich nützlich zu erweiſen, er ſich in gewohnter Ritterlichkeit angelegen ſein ließ. Aber wer wandte ſich, einige wenige ausgenommen, denn damals *nicht* gegen Liſzt, wer beeiferte ſich denn *nicht*, ſeine Muſik zur Unmuſik zu ſtempeln?

Von allen Kapellen Deutſchlands, außer ſeiner eigenen in Weimar, erwies einzig die Sondershäuſer unter Hofkapellmeiſter Stein ſeinen Werken beharrlich Gaſtfreundſchaft. Und Hand in Hand mit den ſie ablehnenden Diri-

*) Vgl. Joachims zuerſt von mir veröffentlichten Abſagebrief: Briefe hervorragender Zeitgenoſſen an Liſzt" II, Nr. 82.

genten ging die Kritik; voran die Berliner, die Bülows ſpitze Zunge, in Anſpielung auf Engel, Ehrlich, Gumprecht, als „lahm, bucklig und blind" verſpottete. Ihr ſchloſſen ſich bereitwillig die Dresdner und Leipziger Herren der Kritik — Männer von der Bedeutung Moritz Hauptmanns und Otto Jahns unter ihnen —, die Münchner und Augsburger Kämpen der „Allgemeinen Zeitung", der allmächtige Hanslick in Wien und ungezählte andere an.

Dieſer Phalanx von Widerſachern ſtand als weſentliches Organ der Weimariſchen oder Neudeutſchen Schule, wie ſie ſich nun nannte, nur die von Dr. Franz Brendel in Leipzig redigierte, einſt von Schumann begründete „Neue Zeitſchrift für Muſik" gegenüber, in der ſich allerdings die gewichtigen Federn Wagners, Liſzts, ſowie Bülows, Bronſarts, Pohls, Draeſekes, Porges' und anderer direkter und indirekter Liſztſchüler, ſodann auch Louis Köhlers, Weitzmanns, Ambros', Stades vernehmen ließen. Eine zeitgemäße Tat Brendels war demnach die von Liſzt angeregte, vom Fürſten von Hohenzollern-Hechingen pekuniär geſtützte Einberufung einer Tonkünſtlerverſammlung in Leipzig, aus der der „Allgemeine Deutſche Muſikverein" hervorgehen ſollte. Hunderte von Muſikern aller Länder und Richtungen ſah man herbeiſtrömen, um ſich in den Tagen vom 1. bis 5. Juni 1859 zu einem Feſte zu vereinigen, wie es ſelten glänzender vor ſich ging.

Das Programm ließ alle Parteien zur Sprache kommen. Neben Moſcheles und Hiller, Mendelsſohn, Schumann, Franz hatten Wagner („Triſtan"-Vorſpiel, noch Manuſkript), Berlioz, Liſzt („Taſſo" und Melodram „Lenore", von Frau Ritter geſprochen) und andere das Wort. Breiteſter Raum war zwei Monumentalwerken gegönnt: Bachs Hoher Meſſe, die ihr Schöpfer ſelbſt nie als Ganzes vernehmen durfte, von Carl Riedel mit dem von ihm gegründeten, ſchnell zu Weltruhm gelangten Verein zu epochemachender Vorführung gebracht, und als neuzeitliches Gegenſtück des ehrwürdigen Wunderwerkes, Liſzts für Ein-

weihung des Graner Doms geſchriebene Feſtmeſſe unter des Komponiſten befeuernder Führung.

Wohl nur dem kleinſten Teil der 3000 Zuhörer, die ſich in der Thomaskirche ſcharten, war es gegeben, der größten kirchlichen Schöpfung Liſzts, von der er ſelber ſagte, daß er ſie mehr gebetet als komponiert habe, alsbald innerlich nahe zu kommen. Zu dem im Beethovenſchen Geiſt gehaltenen, durch die kühn-dramatiſche Behandlung des Meßtextes insbeſondere imponierenden Werk, in dem der Tonſchöpfer ſich erſtmals in der Meſſe, wie ſpäter im Oratorium, der Leitmotive bedient, fand man bei uns nicht ſo ſchnell wie in Ungarn und Öſterreich den Weg. Es fehlte nicht an Einwürfen. Namentlich mußte der Dirigent ſich dafür tadeln laſſen, daß er ſich im Credo an gefährdeter Stelle, wo ein Auseinanderfallen des Chores drohte, ein energiſches Aufſtampfen mit dem Fuße erlaubt hatte.

Man muß Liſzts Kirchenmuſik im Ritus, für den ſie geſchaffen ward, auf ſich wirken laſſen, um von Grund aus ihren durch und durch katholiſchen Charakter zu verſtehen. Das myſtiſche Dunkel, die geſungenen Orationen des Prieſters, die Weihrauchwolken, die Symbolik aller Zeremonien vertiefen weſentlich ihren Eindruck. Das erfuhr ich, wie in Wien, ſo vor allem bei der Liſzt-Zentenarfeier in der Ofener Krönungskirche und der Stephansbaſilika, Budapeſts größtem Gotteshaus. Wer dort gleich mir die Ungariſche Krönungsmeſſe und die Graner Meſſe hörte und mit allem feſtlichem Prunk pontifizieren ſah, hätte nicht empfunden, daß ſie dem Innerſten des Meiſters entquollen, daß es ſein ungariſches Herz mit Hochgefühl erfüllte, dem majeſtätiſchen Kuppelbau des Graner Doms, der von ſtolzer Höhe das weite Donaugelände überblickt, durch ſeine Töne die Weihe zu geben?

Wie bei allen Feſten fehlte es auch beim Geburtsfeſt des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins, Liſzts Patenkind, nicht an geſelligen Vereinigungen offizieller und privater Natur. Konzertmeiſter David lud zu einer Vorfeier, die Fürſtin

Wittgenstein zu einer Soiree im Hotel de Pologne ein. Hier wie dort hatte man das seltene Glück, Liszts seit zwölf Jahren für die Öffentlichkeit verstummtes Zauberspiel erklingen zu hören. Einmütig waren sie da alle in der Bewunderung dieses Einzigen.

In den darauffolgenden Tagen stellte Louis Köhler den Antrag, im Zusammenwirken „aller Parteien, zum Zwecke, das Wohl der Musikverhältnisse und der Musiker tatkräftig zu fördern", einen allgemeinen deutschen Musikverein zu begründen. Als erster ergriff darnach Liszt — obwohl am Flügel beredter als auf der Rednerbühne — das Wort und empfahl mit Wärme, den Antrag zur Tat werden zu lassen. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" rief er den Künstlern zu. Definitiv konstituierte sich der Verein jedoch erst zwei Jahre später, im August 1861 in Weimar, unter Protektion des Großherzogs Carl Alexander, welch schönes Fest, bei dem man Wagner zum ersten Mal nach erfolgter Begnadigung wieder auf deutscher Erde sah, ich leider, zufolge tiefer Trauer nicht miterleben konnte. Die angestrebte „Versöhnung der Parteien" ließ freilich noch Jahrzehnte auf sich warten. Erst allmählich brachte es der vom Meister begründete Verein zu glücklichem Gedeihen, um nach seinem Tode wieder von der gewonnenen Höhe herabzusinken.

Der Ausbreitung der Neudeutschen Schule gereichte es weiter zum Vorteil, daß der selbstlose Carl Riedel sich und seinen Verein voll Opfermut in den Dienst der guten Sache stellte, daß ferner einer der hervorragendsten Schüler Liszts, Hans von Bronsart, zum Unterschied von Hans von Bülow von seinem Meister Hans II. genannt, im Herbst 1860 für zwei Winter die Direktion der „Euterpe" — eines mittlerweile längst entschlafenen Leipziger Konzertinstituts — übernahm und ihr im Zentrum des musikalischen Ultrakonservativismus zu ungeahntem Aufschwung verhalf. Die „Prometheus"-Musik, „Tasso", die „Préludes", die Faust-Symphonie, das A-dur-Konzert reihte er, der sich zwei

Jahre zuvor als Virtuos und Komponiſt in Leipzig bedeutſam eingeführt hatte, kühn den Programmen ein. Dem „Prometheus“ wohnte der Weimarer Meiſter bei, wie wir ihn auch bei Bronſarts eigenem Konzert, bei Riedels Aufführungen der „Seligpreiſungen“ und anderer ſeiner Werke hier bewillkommnen durften.

Lebhaft erinnere ich mich noch eines Liſztabends, mit dem Clara Rieſe, eine ſeiner treueſten Schülerinnen, ihren großen Lehrer feierte. Man beehrte ſie, die allſonntäglich zu den Matineen nach Weimar fuhr, um darnach mit einer Unterrichtsſtunde des Meiſters beſchenkt und als Gaſt der Fürſtin zum Mittagsmahl geladen zu werden, mit dem Namen „die Weimarer Botenfrau.“ An jenem Abend trugen mehrere ihrer Schülerinnen auf zwei Flügeln ſymphoniſche Dichtungen vor; dazwiſchen wurden Quartette geſungen. Bei einem der letzteren, Goethes „Über allen Gipfeln“, kam der Bariton — es war der uns befreundete Herr Emil Trefftz, ein feinſinniger, wenn auch nicht eben zukunftsfreundlicher Dilettant — beim erſten Vers aus Verſehen in eine im zweiten Verſe vorgeſchriebene melodiſche Wendung, ſo daß eine Wiederholung nötig wurde. Nach Beendigung trat der liebe Meiſter auf den verlegenen Sänger zu und ſagte lächelnd mit echt Liſztſcher Liebenswürdigkeit: „Sie hatten ganz recht, es hätte ebenſogut ſo heißen können!“ Daran mußte ich denken, als Rubinſtein eines Abends, bei einem ihm zu Ehren veranſtalteten Konzert eines Damenchorvereins, in dem eine Stimme durch ein f geſündigt hatte, ein lautes „fis!“ korrigierend durch den Saal rief.

Die Aufführung ſeiner Fauſt-Symphonie in der „Euterpe“, in deren Schlußchor der Meiſterſänger Ludwig Schnorr von Karolsfeld ſein Tenorſolo „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ zu verklärter Wirkung brachte, ging ohne des Vertoners Gegenwart vor ſich. Einige Monate zuvor, im September 1861 hatte er Weimar verlaſſen, um ihm lange fern zu bleiben. Verödet und verſchloſſen ſtand nun die Altenburg. Ihr „guter Genius“, Prinzeſſin Marie,

war im Oktober 1859 die Gemahlin des Prinzen Conſtantin zu Hohenlohe-Schillingsfürſt, nachmaligem erſten Oberſthofmeiſter des Kaiſers von Öſterreich, geworden. Des Hauſes Herrin, Fürſtin Wittgenſtein, bemühte ſich ſeit dem Frühjahr 1860 in Rom, durch die päpſtliche Anerkennung ihrer in Rußland erfolgten Scheidung von ihrem fürſtlichen Gatten ihrer Vermählung mit Liſzt die Wege zu ebnen. Man vernahm, daß ſie endlich den erſehnten Dispens erhalten habe; doch von ihrer Heirat verlautete nichts, und vergebens harrten Liſzts Getreue ſeiner und ihrer Wiederkehr.

Vaterhaus und Freunde

1861—1863

Inzwiſchen ward Hans von Bülow, der Liſzts jüngſte Tochter Coſima, des Vaters Ebenbild, gefreit hatte, in ſeinen Vorträgen älterer und neuerer Klavierwerke der Verkünder edelſter Muſikoffenbarungen. Das waren wieder Höhentage meines jungen Lebens.

Doch auch mein Alltagsdaſein war an Anregungen und Beglückungen reich. Unſer Familienleben, das Verhältnis meiner Brüder zu unſer aller väterlichem Berater, ihre teils wiſſenſchaftlichen, teils künſtleriſchen Studien brachten tägliche Geſpräche über ſie beſchäftigende Fragen und damit eine Fülle von Belehrungen mit ſich, an denen auch ich meinen ſtillen Anteil nehmen konnte. Und mein geliebter Vater erlebte Freude an ſeinen Söhnen. Der ebenſo geniale als gemütvolle Adelbert — der beſte und liebenswürdigſte unter uns — ſah ſeinen nie ermüdenden Fleiß beim theologiſchen Examen durch die erſte Zenſur, die ſeit zwölf Jahren nicht erteilt worden war, belohnt. Noch ſteht er vor mir, wie er heimkommend dem Vater mit den Worten um den Hals fiel: „Vater, ſie haben mir die Eins gegeben, ver-

dient habe ich sie aber nicht!“ Mit seiner ihm gewidmeten gedruckten Habilitationsschrift überraschte er den Vater, indem er sich ihm zugleich als Doctor phil. vorstellte, welchen Titel er sich ohne sein Vorwissen erworben hatte. Bald wurde er außerordentlicher Professor, und die Universität Jena ernannte ihn, als Deutschlands jüngsten Träger dieser Würde, zum theologischen Doktor honoris causa. Er war ein herrlicher Bruder, der sich besonders viel mit seiner Schwester abgab, sich ihre Geistes- und Herzensbildung angelegen sein ließ und ihr geeignete Bücher in die Hand legte, die er dann mit ihr besprach. Ohne einen Schimmer schulmeisterlichen Wesens, wußte er mit jedem Wort zu denken zu geben.

Mein zweiter, künstlerisch hochbegabter Bruder Constantin bezog, nach Absolvierung der heimischen Bauschule, für mehrere Jahre die Dresdner Kunstakademie, um seine Ausbildung weiter auf Reisen in Deutschland, sodann in Paris und Italien zu vollenden und sich endlich in seiner Vaterstadt als Architekt niederzulassen.

Hermann, der Philolog, der, wie sein Ältester, beim Examen durch eine Eins ausgezeichnet, gleichfalls die Universitätslaufbahn anstrebte, trat vorläufig in das Lehrerkollegium der Thomasschule, dann in das der Meißner und endlich der Grimmaer Fürstenschule ein, kehrte demnach, gleich Constantin, Jahre hindurch nur besuchsweise in das Elternhaus zurück, wogegen uns Adelbert länger verblieb.

Alle drei Brüder waren ausnehmend verschieden untereinander. Adelbert, ein goldenes Gemüt und unserem Vater der ähnlichste, war überaus lebhaft. Bei eminentem universellen Geist und angespanntester wissenschaftlicher Tätigkeit, liebte er — ein Herdentier, wie er sich scherzend nannte — die Geselligkeit, der er glänzende Gaben entgegenbrachte. Überall, wohin er kam, als unerschöpflich belebendes Element, froh begrüßt, dem Ewig-Weiblichen huldigend, die Männer interessierend, erfreute er sich von Jugend an allgemein höchster Beliebtheit.

Constantin war zugeknöpfter. Er war ein Idealist, dem

Familie Lipſius.

das Leben viel Enttäuschungen bereitete. Bei unabläſſig geſchäftiger künſtleriſcher Phantaſie, vergaß er über ſeiner Kunſt Eſſen, Trinken, Schlafen. Kam er zum Mittageſſen nach Hauſe, ſo war er oft ſo in Gedanken vertieft, daß er nur dann und wann auf eine Frage ein vieldeutiges „Hm!“ verlauten ließ und mit der Gabel Ornamente und Grundriſſe aufs Tiſchtuch zeichnete. Zuweilen fand ihn der anbrechende Morgen noch am Arbeitstiſch, ohne daß er ſich zur Ruhe gelegt hatte. Zu allem faſt, was nicht Kunſt war, fehlte ihm die Zeit, auch ſpäter zum Heiraten. Er beſuchte nur einige wenige Häuſer, die ihm beſonders ſympathiſch waren. Im vertrauten Kreis der Familie und beſonders der Freunde, mit denen er häufig am Abend bei einem Glaſe Wein oder Bier zuſammentraf, ſprudelten ſeine Lippen von Witzen und Sarkasmen über. Dabei ſchaute er ſo gleichmütig drein, als wiſſe er nichts von dem Feuerwerk, das er eben zu aller Ergötzen ſpielen gelaſſen hatte. Er war ein aufopfernder Freund, der zum eigenen Schaden die Sorge anderer auf ſich nahm. Beide Brüder verband ein ſehr vertrautes Verhältnis, das, als ſie nicht mehr am gleichen Orte lebten, in einem originellen Briefwechſel weitere Pflege fand.

Hermann, äußerlich wie in der Temperamentsart ſeinen Geſchwiſtern unähnlich, ging ſeine eigenen Wege für ſich. Durch kein Anſchlußbedürfnis getrieben, hatte er nie einen Intimus. Ihm genügte die Freundſchaft aus zweiter Hand, inſofern er, als er eine Zeitlang mit Adelbert zuſammenwohnte, mit deſſen Freunden Umgang pflog. Er verkehrte auch wenig in Familien, ging überhaupt, bei anerkannt hervorragenden Leiſtungen in ſeinem Fach, mit ſeinen Worten ſtets haushälteriſch um. Doch er hatte mehr Stern als ſeine Brüder und alles gedieh ihm in Beruf und Leben nach Wunſch und Willen.

Mit ihrer Schweſter waren ſie alle ſehr gut, obgleich Conſtantin mir noch in ſpäteren Jahren verſicherte: „Du warſt ein unausſtehliches Kind. Immer wollteſt Du mitſpielen, paßte Dir aber etwas nicht, ſo riefſt Du weinend

nach dem Vater, und mit unſerem Spiel war's zu Ende." Ich konnte mich nicht verteidigen und fürchte, er hatte mit ſeiner Anſchuldigung recht.

Mein Lieblingsbruder war Adelbert. Wir ähnelten einander „wie die Zwillinge", behauptete ſpäter ſeine Frau, obgleich wir in den Jahren am meiſten auseinandergingen. Er hatte viele Freunde. Sie kamen in unſer Haus, ſie trafen in Geſellſchaften, auf den Profeſſorenbällen, den „Profeſſorien" — kleineren geſelligen Vereinigungen der Profeſſorenkreiſe — ſowie auch bei unſeren täglichen Spaziergängen im Roſental mit uns zuſammen. So vor allen Konrad Burſian, der bedeutende Archäolog, der mit ſeiner lieben kleinen Frau mich einige Jahre darnach nach Zürich zu Gaſte lud und den ich in ſeinen ſpäteren Wirkungskreiſen in Jena und München wiederfand. Er bot mir, als zeitweiliger Redakteur des „Literariſchen Zentralblattes", Veranlaſſung zu meinem erſten ſchriftſtelleriſchen Debut. „Wollen Sie Heyſes neueſte Novellen leſen?" fragte er mich. „Gefallen ſie Ihnen ſo gut, daß Sie ſie behalten wollen, ſo brauchen Sie mir nur eine Beſprechung fürs Zentralblatt zu ſchreiben." Das lockte mich, und ich ſchrieb mit Billigung meines Vaters das Referat, das, natürlich namenlos veröffentlicht, mir zwei Mark als erſtes Schriftſtellerhonorar eintrug. Weiter gehörten dem engeren Freundeskreis an Emil Müller, der nachmalige Zwickauer Gymnaſialrektor, deſſen vorzügliche deutſche Überſetzung von Motleys „Befreiung der Niederlande" damals herauskam; Alfred von Gutſchmied, der ſprudelnd witzige Althiſtoriker, und Heinrich von Treitſchke, deſſen erſte literariſche und redneriſche Siege in jene Zeit fielen. Seine Gedichte mit ihrem hohen Wogenſchlag der Empfindung, in denen die künſtleriſche Grundlage ſeiner Natur zuerſt ihren Ausdruck fand, ſeine gedankentiefen, in ihrer Sprachgewalt zündenden Eſſays über Kleiſt, Hebbel, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Uhland, Byron, die er mir zutrug, fanden in mir eine begeiſterte Leſerin. Auch Franz Overbeck, der freiſinnige nach-

malige Baſeler Theolog und intime Freund Nietzſches, mit dem ich mich zuweilen am Flügel zum Vierhändigſpielen vereinigte, zählte zu der erleſenen Runde, die ſich um unſern Tiſch verſammelte: alleſamt junge Feuergeiſter, deren flammende politiſche und äſthetiſche Ergüſſe ich begierig in mich einſog. Wo ſind ſie heute hin, alle dieſe Ritter vom Geiſte? Alle, alle ſanken ſie zu den Schatten hinab!

Zuweilen fanden ſich auch auswärtige hervorragende Theologen, wie Albrecht Ritſchl, der edle Patriot Paul de Lagarde, der die nationale Religion als die Seele Deutſchlands bezeichnete, der originelle Rückert aus Jena, um Adelberts willen in unſerem Hauſe ein. Von den Leipziger Profeſſoren brachte ihm namentlich der Philoſoph Weiße beſondere Freundſchaft entgegen. Adelberts Umgang umſchrieb überhaupt weite Kreiſe und es gewährte ihm Freude, mich in dieſelben hineinzuziehen. Genußvoll waren insbeſondere die Beziehungen zu einer Wienerin, Frau Eliſabeth Brüxner, ehemaliger Erzieherin der Prinzeſſinnen Liechtenſtein, die einen äſthetiſchen Zirkel um ſich und ihren Sohn Adolf bildete. Muſik-, Leſe- und ſchönwiſſenſchaftliche Vortragsabende, um welch letztere ſich meine Brüder vorzugsweiſe verdient machten, wechſelten mit heiteren jeux d'esprit, mit Tanz- und Koſtümfeſten ab. Bei einer Freundin Frau Brüxners lernte ich Eliſe Polko kennen und begleitete ihr Mendelsſohnſche, Schubertſche und Schumannſche Lieder, die ſie, von Manuel Garcia zur Sängerin ausgebildet, äußerſt poeſie- und temperamentvoll vortrug. Als Sängerin war ſie mir ungleich ſympathiſcher denn als Erzählerin „muſikaliſcher Märchen", wenn ich ihr auch als ſolcher in meinen Backfiſchjahren gehuldigt hatte.

Bald befreundete ich mich auch mit ihrer ebenfalls ſchriftſtellernden und ſingenden Schweſter, Julie Vogel, die nachmals mit dem Gymnaſialprofeſſor Emil Dohmke eine ſpäte Ehe ſchloß. Ihr Geſang übte, trotz einer umſchleierten Stimme, eine eigene Anziehungskraft auf mich aus, ſo daß ich ihr eine allezeit bereite Begleiterin wurde. Überhaupt

trug mir meine Schmiegſamkeit am Flügel die Zufriedenheit der Sängerinnen — Künſtlerinnen wie Dilettantinnen — ein, mit denen ich in Berührung kam. Es war, als gehe von jeder derſelben ein geheimes Fluidum aus, das mich ihre individuelle Auffaſſung bis ins kleinſte Detail hinein vorfühlen und mich ihm aufs intimſte anpaſſen ließ.

Als Begleiterin zunächſt gewann ich mir auch die engſte Freundſchaft, die mein Leben beglückte. Auf harmoniſchem Grunde erſtanden meine ſich im Frühjahr 1861 knüpfenden Beziehungen zu Similde Gerhard, meiner langjährigen Lebensgenoſſin, die mich ihr „zweites Ich" nannte. Sie — dank ihrer humanitären Tätigkeit, ſpäter eine der populärſten Perſönlichkeiten der Stadt — war die jüngſte Tochter des als Goethe- und Wielandfreund wie als Dichter und Überſetzer volkstümlicher Lieder und als Beſitzer eines hiſtoriſch denkwürdigen, eine Sehenswürdigkeit Leipzigs bildenden Gartens weithin bekannt gewordenen Legationsrates Wilhelm Gerhard. Ein Mann von anerkannter Bedeutung, hatte er ſeinem Liebling mit der Liebe zum Schönen und Guten die dichteriſche und ſprachliche Begabung vererbt. Similde lernte Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch, wie ſpäter etwas Latein und Spaniſch. Auch malen und modellieren mußte ſie unter Vaters Führung, wie er ſie in Botanik, Geologie und Petrefaktologie einweihte und ſich von ihr, als ſeinem Amanuenſis, mit Hammer und Säckchen bewaffnet, auf geologiſchen Exkurſionen begleiten ließ. Weder bei ſeinen wechſelnden Beſchäftigungen noch auf Reiſen, auch nicht bei den alljährlich von ihm beſuchten Naturforſcherverſammlungen, die den Verkehr mit den ausgezeichnetſten Fachgelehrten mit ſich brachten, mochte er ſie miſſen. Jede Art Vergnügung im Freien begünſtigte er. Schlittſchuhlaufen, Kahnfahren auf den Teichen des Gartens, Angeln, Pflanzen, Obſternten war, gleicherweiſe wie das ſtille Träumen im Schatten des Wäldchens, Simildes Wonne. Dabei öffnete ſich ihr Elternhaus, ſo lang der Vater lebte (er ſtarb 1858), den Freuden einer ausgebrei-

teten Geſelligkeit. Thorwaldſen, Rückert, Caroline Seidler-Wranitzky, Wilhelmine Schröder-Devrient, Marſchner, Lortzing, Mendelsſohn, Schumann, Moſcheles, David gingen darin aus und ein. Von Muſik hallten die ſchönen Räume des jetzt grauſam zerſtörten Hauſes wieder. Hell erklang da Simildes leicht beſchwingter hoher Sopran, deſſen Mitwirkung auch bei größeren muſikaliſchen Veranſtaltungen bei Livia Frege, Eliſabeth Seeburg, Hedwig und Franz von Holſtein gern begehrt wurde.

Gleich der Mehrzahl meiner damaligen Freundinnen, war Similde weſentlich älter als ich. Acht Jahre trennten uns; ſomit lag zur Zeit meiner Jugendblüte die ihre bereits hinter ihr. Unſerer Harmonie verſchlug dies nichts. Ihr ſonniges Gemüt, ihr ſprudelnder Geiſt und Witz, ihre Frohnatur trugen eine unvergängliche Jugend in ſich. Genug, wir waren bald ein Herz und eine Seele.

Inmitten trüber Zeit nahte mir zuerſt dies Sonnenkind. Das Überhandnehmen eines Halsübels bei meinem Vater, gegen das er durch wiederholte Badekuren vergeblich Abhilfe geſucht hatte, erfüllte unſer Haus mit ſchwerer Sorge. Zum Unglück legte ihm gerade zu dieſer Zeit die Vertretung des erkrankten und bald mit Tode abgehenden derzeitigen Leiters der Thomasſchule, Profeſſor Stallbaum, neben ſeinem eigenen Amt eine zwiefache Bürde auf, die ihn, den bis zur Selbſtloſigkeit Gewiſſenhaften, zur Überanſpannung ſeiner Kräfte nötigte. Nur wenige Monate überlebte er die einſtimmig auf ihn gefallene Rektorwahl. Seine offizielle Antrittsrede diktierte er mir, von dem Lager aus, von dem er ſich nicht wieder erheben ſollte, in die Feder.

Am 2. Juli 1861 berief ihn Gott zur himmliſchen Herrlichkeit, und unter Teilnahme einer überwältigenden Menge von Freunden, Verehrern und Schülern geleiteten wir ihn bei Glockengeläut und Thomanergeſang auf ſeinem letzten Erdengang zu unſerem Erbbegräbnis auf dem alten Johannisfriedhof. An ſeinem offenen Grabe rief ihm ſein Sohn

Adelbert den letzten Abschiedsgruß nach und das Gelöbnis, dem Sinn des Verewigten getreu zu leben und zu lehren. Ein hinterlassenes Werk meines Vaters über „biblische Gräcität", sowie eine Auswahl seiner herrlichen Schulreden gab er mit einer Biographie des Verstorbenen pietätvoll heraus.

Des Trostes, Adelbert neben uns zu haben, wurden meine Mutter und ich leider bald darauf beraubt. Eine Berufung an die protestantische theologische Fakultät zu Wien führte ihn von unserer Seite hinweg und leider dauernd; denn es währte nicht lang, so gründete er sich mit einer zarten, überaus anmutigen und liebenswürdigen Schlesierin, Laura Barchewitz, die er durch seine Literaturvorträge im von Steyberschen Institut in Leipzig begeistert hatte, seinen häuslichen Herd.

Wohl fühlte ich mich nach meines Vaters Tod verpflichtet, mir einen Lebenszweck zu schaffen und fragte mich, welches meiner Talente stark genug sei, mich durchs Leben zu tragen. Ich dachte daran, mich im Klavierspiel so weit zu vervollkommnen, daß ich Liszt bitten könne, mich unter seine Schüler aufzunehmen. Ich erprobte meine schriftstellerische Begabung und schrieb ein paar Novellen, die, an Selbsterlebtes anknüpfend, mir gleichwohl nicht als Ausdruck einer starken Individualität die nötige Garantie boten. Ich arbeitete an Erweiterung meiner Allgemeinbildung; aber ich wartete zunächst vergebens auf ein Zeichen, wo mein eigenstes Fahrwasser zu suchen sei. Das fand sich erst später und ganz von selbst. Auch an mir war die Liebe, der Erdengewalten mächtigste, nicht vorbei gegangen. Aber es kam, wie es im Volkslied heißt: „Sie konnten zusammen nicht kommen — das Wasser war gar zu tief." Er gab viele Jahre später einer anderen seinen Namen. Viel Tragisches ging aus dieser Verbindung hervor. Mir schenkte Gott ein anderes Glück: er ließ mich in der musikschriftstellerischen Begabung, die er mir anvertraut hatte und die bisher in mir schlummerte, meinen innersten Beruf erkennen. Ihm

gab ich mich ohne selbstische Ziele hin wie einem Heiligtum. Und Liszt, der Beflügler meines Lebens, ward sein Entdecker.

* * *

An Adelberts Stelle wurde uns Hermann nach Leipzig zurückgegeben. Dagegen siedelte Laura Pohl, die treue Mitträgerin meiner Trauer um den geliebten Vater, zu unser beider Schmerz, nach Verlust ihres Vaters im Herbst 1863 mit ihrer Mutter nach Dresden über.

Zwei Wochen darnach beging Leipzig das fünfzigjährige Jubiläum der Völkerschlacht in einem mehrtägigen Feste. Freudenfeuer loderten auf den Schlachtfeldern empor. Festgottesdienste füllten die Kirchen aller Religionsgemeinden; abendliche Festvorstellungen luden ins Theater, in die Konzertsäle. Unter freiem Himmel, auf dem Markt vollzog sich eine musikalische Feier, zu der unabsehbare Menschenmassen herbeiströmten. Der Gewandhauskapellmeister Reinecke führte mit etwa 800 Sängern ein eigens zu dem Zweck von ihm vertontes Tedeum, Langer, der Universitätsmusikdirektor, Händels „Halleluja" und Arndt-Nägelis „Lobgesang" auf. Am Ende stimmte die ganze versammelte Menge voll Begeisterung den Choral „Nun danket alle Gott" an. Dazu am 18. Oktober ein Fackel-, am 19. ein Festzug mit den Veteranen und eine glanzvolle Illumination mit einer wundersam wirkenden Erleuchtung der Promenaden. Das Ganze eine erhebende nationale Vorfeier des 100jährigen Schlachtjubiläums, das wir 1913 begingen.

Als erster Gast des jungen Haushaltes von Adelbert sollte ich im Sommer nach Wien kommen. Mein Weg führte mich über Schlesien, dahin ich mit Laura Pohl bereits zum dritten Male der Einladung ihrer Lieblingscousine Meta Hart folgte. Die auch mir herzlich befreundete junge Frau, die Tochter einer Hallenser Professorenfamilie, war an den Pächter des königlichen Hofkammergutes Ölse bei Freiburg in Schlesien verheiratet, einen liebenswürdigen,

ſchönen Mann, der in Figur und Antlitz dem damaligen preußiſchen Kronprinzen, nachmaligem Kaiſer Friedrich III. zum Verwechſeln glich. Ölſe lag in ſchönſter Gegend. Das ſtattliche weiträumige Schloß, einſt im Beſitz eines Grafen Nympſch — deſſen Bild noch in einem verödeten Saale hing und deſſen Geiſt, wie das Geſinde raunte, daſelbſt umgehen ſollte, wenn er auch unſere Ruhe nie geſtört hat — war in der Kriegszeit dem preußiſchen Königshauſe zugefallen und eine Zeitlang vom Prinzen Auguſt von Preußen bewohnt worden. Ein Wallgraben mit einer Brücke ſchob ſich zwiſchen Hof und Garten. Von dieſem leitete eine Allee hoher alter Fichten ins Freie. Dem Schloß zur Seite grünte der „Lindenpark", ein ummauertes impoſantes Gehege alter Linden, das der alte Fritz angelegt haben ſoll. Von dem erhöhten Ausſichtsplatz am Ende dieſer prachtvollen Baumrieſen erblickt man bei hellem Himmel die Schneekoppe. Bewaldete Berge umgürten rings den Horizont.

Sowohl Laura als ich waren leidenſchaftlich gern in Ölſe. „Beide" — ſo ſchilderte uns Meta ſpäter in Erinnerungen aus ihrem Leben, die ſie zu Lauras ſilberner Hochzeit als Manuſkript drucken ließ — „beide waren lebensfroh, ohne jede Sorge und gaben ſich den Freuden des Landlebens mit Entzücken hin. Auch die herrliche Umgebung genoſſen ſie nach Herzensluſt. Sie hatten ihre Alpſtöcke mitgebracht, wanderten oft am Morgen aus und kamen erſt Mittag zurück. Ja es paſſierte wohl auch, daß ſie am frühen Morgen einen Leiterwagen benutzten, der nach irgendeinem Dorfe fuhr, und durch den Knecht ſagen ließen, ſie wären nach Hohenfriedberg oder ſonſt wohin gewandert; wir möchten ſie erſt gegen Abend erwarten. Es iſt auch vorgekommen, daß ſie bloß einen Vierling mit hatten [Notabene, zehn Groſchen hatten wir dem Kutſcher als Trinkgeld gegeben!], für welchen ſie ſich in einem Dorfe Semmeln kauften, ſich beim Bäcker ein Glas borgten und am Brunnen dazu tranken und faſt verhungert nach Hauſe kamen. Unternehmend, wie ſie waren, holten ſie ſich auch einmal

beim Bürgermeiſter in Hohenfriedberg den Schlüſſel zum Kriegerdenkmal, um es ſich in der Nähe zu beſehen. Sie ſtellten ſich in Morgenmützen, runden Hüten und großen Stöcken dem hohen Herrn vor. ... Reit- und Fahrſtudien machten ſie natürlich auch und ſtanden mit meinem Mann auf freundſchaftlichſtem Fuße. Dann und wann halfen ſie wohl auch mal in der Wirtſchaft, beſonders eines Tages, als wir am Abend nach Fürſtenſtein fahren wollten. Es mußten vorher erſt Preißelbeeren verleſen werden. Damit wir bald fertig würden, erboten ſie ſich zu helfen. Da es ihnen aber zu langſam ging, warfen ſie Hände voll Preißelbeeren auf den Hof, in der ſtillen Hoffnung, daß die Hühner ſie freſſen würden, was natürlich nicht geſchah, ſo daß ihre Miſſetat an den Tag kam." —

Ja, wir waren voll Übermuts im geliebten Ölſe! Meine Paſſion war das Reiten, und ſo oft ſich mir auf Reiſen Gelegenheit dazu bot, ſäumte ich nicht, mir die Welt vom Sattel aus anzuſehen. Unſer beider Fahr- und Wanderluſt kannte keine Grenzen. Keine der Herrlichkeiten rings umher ließen wir uns entgehen. Wir fuhren nach Waldenburg, nach Salzbrunn, Charlottenbrunn, Schweidnitz, erſtiegen den fernen ausſichtsreichen Zobten, wie faſt jeden der nahen Berge. Die Krone unſerer Ausflüge aber blieb der Fürſtenſteiner Grund; zählt er doch auch zu den landſchaftlichen Kleinodien Schleſiens. Immer wieder lockte er uns zu ſich. Oben am neuen Schloß, dem ſtattlichen Wohnſitz der Fürſten Pleß, wartete Bilſes Kapelle mit Nachmittagskonzerten auf. Mehr zog uns die Romantik des alten Schloſſes mit dem Turnierplatz, den Altanen und Gemächern, dem vorzeitlichen Waffen- und Bilderwerk an. Um dieſe Romantik mit noch erhöhten Beleuchtungseffekten auf uns wirken zu laſſen, fuhren wir am ſpäten Abend eines heißen Auguſttags nach der Stätte unſerer Vorliebe. Um Mitternacht wollten wir den Vollmond über dem alten Schloſſe aufgehen ſehen. Aber als wir ankamen, lugte er nur verſtohlen aus Gewölk, das, ſich mehr und mehr ver-

dichtend, ſich bedrohlich über uns zuſammenzog. Ferne Donner grollten, Blitze erhellten magiſch den dunklen Grund. Da gab es kein Zögern. Ohne das erwartete Mondſchauſpiel voll genoſſen zu haben, lenkten wir heimwärts. War das eine ſchaurige Fahrt! Hören und Sehen verging uns bei dem Krachen des Donners, dem unaufhörlichen Auf- und Niederzucken der Blitze. Die Schleuſen des Himmels öffneten ſich über uns, den im leichten zweiſitzigen Wagen Unbeſchützten, um ſich dann plötzlich zu ſchweren Hagelſtücken zuſammenzuballen. Schon verlor der Kutſcher die Herrſchaft über die Pferde, die, vom Aufruhr der Elemente ſcheu geworden, über die niedere Bruſtwehr einer Brücke hinabzuſpringen im Begriff waren. Es ſchien vorbei mit uns. Da ſprang Herr Hart, ſelbſt ein Blitz an Raſchheit, vom Wagen, ergriff die Zügel der Pferde und riß ſie mit gewaltigem Ruck ſamt dem Wagen zurück vor dem verhängnisvollen Sturze.

Wir ſtanden vor den letzten Häuſern Freiburgs. Mit den Fäuſten ſchlug unſer Retter das Fenſter eines am Wege liegenden Gaſthauſes ein, Einlaß heiſchend, und binnen wenigen Augenblicken waren wir mit unſerem Gefährt in einer Remiſe geborgen, um nach beruhigtem Wetter in Ölſe glücklich einzutreffen. Die arme Meta hatte inzwiſchen Todesangſt ausgeſtanden, nicht um uns, „die Unkräuter", wie ſie ſagte, doch um den von uns zur Fahrt verlockten, geliebten Gatten.

Wir haben dies Abenteuer und allerlei andere Vorkommniſſe unſerer wiederholten ſchleſiſchen Aufenthalte nachmals, zur Kurzweil unſerer lieben Wirte, in luſtigen Knittelverſen beſungen, die wir noch heutigen Tages zuweilen als heitere Erinnerungen hervorſuchen. Unſerem dritten Beſuch in Ölſe, wo wir die liebe Meta unter traurig veränderten Verhältniſſen als Kreuzträgerin wiederſahen, folgte kein vierter. Für immer nahm ich, ohne es zu ahnen, Abſchied, als ich von dort zu meinen Geſchwiſtern nach Wien fuhr.

O, du mein liebes Wien!

1864

O du meine liebes Wien! Du Stadt voll heiteren Prunkes und lachender Anmut, voll Freudenrauſch und Genußſeligkeit, wo die Menſchen ſo lieb und warmblütig ſind und der Himmel allzeit voll Geigen hängt! Du Stadt voll Sang und Klang, wo Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven, Schubert und Brahms, Bruckner und Hugo Wolf ihre Offenbarungen kündeten, wo Strauß der Walzerkönig, die beſchwingteſten aller Tänze erſann und dem Dreivierteltakt die Welt eroberte! Wie ſchlug dir mein Verlangen entgegen! Wie froh grüßte dich mein erſter Gruß, ahnungslos, wie ſehr du mir einſt ans Herz wachſen, wie vertraut und heimiſch du mir werden würdeſt!

Und ich ſchaute noch das liebe alte Wien, das dem ſich ſeitdem mit jedem Jahr herrſchſüchtiger geberdenden neuen Wien widerſtandslos weichen muß. Wohl hatte die „Stadterweiterung" ſchon ihr Werk begonnen. Gefallen war der Mauergürtel, der, ehedem als Bollwerk gegen Türken und Mongolen aufgerichtet, die innere Stadt umfing. Auf ſeinen Überreſten am Schottentor winkte nur noch das gemütliche „Paradeisgartel" mit ſeinen Volksſängern die Hör- und Erfriſchungsluſtigen zu ſich herauf. In Scharen erſtiegen ſie das kleine grüne Eiland — denn ohne „Gefrornes" und ohne Muſik kann man in Wien nicht leben. Verſchwunden waren die maleriſchen Baſteien, die Feſtungsgräben ausgefüllt. Zwiſchen dem Stadtinnern und den Vorſtädten dehnten ſich, wo ſich heute die Prachtbauten des Parlamentsgebäudes, des Rathauſes, des neuen Burgtheaters, der Univerſität erheben, breite Glacis', auf denen man das Militär exerzieren ſah. Noch glitten unter der ſtatuengeſchmückten Eliſabeth- und der Schwarzenbergbrücke die trägen Waſſer der Wien dahin. Sie hatten's nicht eilig. Wer dachte damals an ihre Übermauerung, an Stadtbahn

und Tram, wo noch Gesellschaftswagen den Verkehr mit den Vororten vermittelten? Noch standen die alten, der Kunstpflege geweihten Stätten: das Kärntnertortheater mit seinen großen Traditionen — mir durch eine Elitevorstellung des „Tannhäuser" mit der Dustmann unvergeßlich —, der „Saal unter den Tuchlauben", in dem die herrlichste klassische und nachklassische Musik erklang. Noch schmiegte sich in den knappen Raum zwischen der Reitschule — Fischer von Erlachs Edelbau — und dem inneren Burgtor das alte, erst zwei Jahrzehnte später verlassene Burgtheater, in dessen engem, noch von Gluck und Mozart geweihtem Oval man sich dichterisch-darstellerischen Erlebnissen hingab, wie man sie heute nur noch vom Hörensagen kennt. Ja, dieses Wien, reich an Natur und Kunst, bevorzugt durch das liebenswerte Volk, ein buntes Gemisch von deutschen, welschen, slavischen Elementen, das sich's daselbst wohl sein läßt, war von Anbeginn eine sonnige, wonnige Welt für mich.

Wohl lernte ich es durch zwei glückliche Menschenkinder kennen, zwei, die in ihrer Vereinigung schon den Himmel auf Erden gefunden hatten. In der Alserstraße, nahe dem evangelisch-theologischen Fakultätsgebäude, nahe auch den weitläufigen Bauten und baumreichen Höfen des Krankenhauses, in dem ich später den Wagnerfreund Dr. Standthartner und die Seinen besuchte, hatten sich meine Geschwister ihr trauliches Nest gebaut. Mit ihnen ließ sich's gut leben. Soviel es seine Zeit erlaubte, strich Adelbert inner- und außerhalb Wiens mit mir herum. War seine Frau nicht mit gleicher Wanderlust begabt wie wir beide, so daß sie vielfach darauf verzichtete, uns Unermüdliche zu geleiten, so gingen wir allein auf Entdeckungsreisen aus; denn jeden geschichtlich denkwürdigen Bau, jeden malerischen Winkel mußte ich besichtigen.

Mit einem echten Wiener Kuriosum, dem „Stock im Eisen", wurde der Anfang gemacht. Ging es von da zum Wahrzeichen Wiens, dem alles beherrschenden Stephan, dessen heilige Hallen höchst unheilig einem Strom von

Menschen als alltägliche Verkehrsgasse dienen, zur versteckten edlen Gotik von Maria Stiegen, so streiften wir morgen von der zum Teil bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichenden kaiserlichen Burg, ihren Plätzen, Höfen, Denkmälern und ihrer volkstümlichen „Burgmusik" zu den toten Kaisern bei den Kapuzinern. Sind doch dort in der Gruft des schmucklosen Baus seit drei Jahrhunderten alle die Gewaltigen, alle Vor- und Nachfahren Maria Theresias bis in die Neuzeit zu letzter Ruhe versammelt.

Ein andermal trieb es uns in die Augustinerkirche, aus deren Dämmerlicht Canovas ergreifendes Grabmal der Erzherzogin Maria Christine in lichter Schönheit hervorleuchtet. Im nahen Volksgarten, während Straußsche Walzerrythmen die Luft durchschwirrten, ließen wir uns den Theseustempel öffnen, der damals noch Canovas Theseusgruppe barg, die mittlerweile, gleich den Gemälden im Belvedere, im Museum für bildende Kunst eine dauernde Stätte fand.

Und mußte ich nicht Beethovens und Mozarts Sterbehäuser in der unfernen Schwarzspanierstraße und der Rauensteingasse, nicht auch das Geburtshäusel Schuberts in der Nußdorferstraße aufsuchen? Konnte ich an den Wohnstätten Glucks und Haydns in der Wiedener Hauptstraße und der Haydngasse, an der alten Universitätsaula vorübergehen, in der Haydn unter Huldigungen auserlesener Art sein liebstes Werk, die „Schöpfung" 1808 zum letzten Male vernahm?

Mich mit den kostbaren Sammlungen Wiens bekannt zu machen, übernahm Professor Schimko, ein alter Kollege meines Bruders — denn Adelberts Freunde wurden die meinigen. Mein gütiger Cicerone holte mich am Morgen meist im Wagen ab. Er ließ mich in Prinz Eugens prachtvollem Lustschloß Belvedere — dem nachmaligen Wohnsitz des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand — die kaiserliche Gemäldegalerie mit ihrer Fülle von Tizians, Murillos, Van Dyks, Rubens', bewundern; führte mich in die im „unteren Belvedere" aufgespeicherte Ambraser Samm-

lung, in die an Handzeichnungen und Stichen überreiche „Albertina", in das Münz- und Antikenkabinett mit Kunstwerken Benvenuto Cellinis, in die Hofbibliothek, unter deren zahlreichen musikalischen Handschriften mich Mozarts unvollendetes Requiem als rührende Reliquie besonders fesselte. Im zoologischen Museum frischte ich meine naturgeschichtlichen Kerntnisse nach Möglichkeit auf und schaute in dem unheimlichen Gorilla, dem riesigsten und menschenähnlichsten der Affen, ein Unikum, wie ich im Mineralienkabinett die ungeheuren Meteorsteine als ein tatsächlich vom Himmel gefallenes Wunder anstarrte. Unter den unschätzbaren Kleinodien der kaiserlichen Schatzkammer machten Krone und Kaiserornat Karls des Großen, die, seinem Grabe in Aachen entnommen, vom letzten Träger der römischen Kaiserwürde, Kaiser Franz, zuletzt an- und abgelegt wurden, auf meinen Geschichtssinn den stärksten Eindruck.

Auch zu den Reichtümern der Liechtenstein-Galerie in der Rossau geleitete mich mein unermüdlicher Führer. Zur schönen Arthaberschen Sammlung moderner Meister, die jetzt in alle Winde verstreut ist, bahnten mir meine Geschwister den Weg, die die Besitzer zu ihren Freunden zählten. In dem gastfreien Hause in Oberdöbling, das nachmals das Eigentum der nicht minder gastlichen Familie von Wertheimstein ward, und dem sich zu jener Zeit das benachbarte Haus der jungen Arthabers anschloß, sind mir viel frohe Stunden hingegangen und ich habe den musikfreundlichen Wirten meinen Dank dafür auf dem Flügel darzubringen versucht.

Tag für Tag lockten uns neue Ziele. Bei bequemeren Ausflügen, dahin uns der Wagen trug, gesellte sich uns Geschwistern Lorle, meine Schwägerin. Was gäbe es auch Hübscheres als eine Praterfahrt? Wo findet man ein treueres Abbild der Wiener Lustbarkeit? Es muß kein Festkorso im ersten Maienglanz sein, des Lebens gibts hier immer genug. Und eitel Lust ist's — und ungleich poetischer als im heutigen fauchenden Auto — sich von raschen Rossen

durch die ſtolze dreifache Kaſtanienallee bis ans „Luſthaus" führen zu laſſen, wo die vornehme Welt umzulenken pflegt; denn in den hinteren, den „wilden" Prater bis zum Donaukanal hin — ſo herrlich er iſt in ſeiner poeſievollen Einſamkeit — verlieren ſich nur die Naturſchwärmer, die Träumer oder die Liebespärchen. Das Luſthaus rühmt ſich keiner Monumentalität, iſt aber durch einen militäriſchen Angriff Napoleons im Jahre 1809 zur hiſtoriſchen Stätte geſtempelt worden. Einer ungeheueren Feſtverſammlung bot ſich der Prater am erſten Jahrestag der Leipziger Völkerſchlacht, als der Kongreß in Wien tagte, zum Schauplatz dar. Am Ende der Hauptallee war eine Gloriette mit einer Loge errichtet. In der Loge ſpeiſten die Souveräne, die Offiziere in deren Umgebung. Für die 20000 Mann der Garniſon waren Tafeln in den Alleen aufgeſtellt. Fürſt Anton Radziwill, der Vertoner des „Fauſt", berichtet ſeiner Gattin, Prinzeſſin Luiſe von Preußen*), welch „wundervollen Anblick" dies Bild vom Luſthaus herab ergab. Dies Luſthaus iſt das beliebte Ziel all der eleganten Karoſſen und feſchen Fiaker, in denen Mitglieder des Kaiſerhauſes und Hochadels, hohe Staatsmänner und Militärs, Vertreter der Hochfinanz und der Großinduſtrie und wer weiß noch alles mit ihren Damen an uns vorüberfliegen.

Da haben wir das Wien, das auf der Menſchheit Höhen wandelt. Doch auch nach den tieferen Regionen der Wiener brauchen wir nicht weit zu ſuchen. Nur ſeitwärts vom „Nobelprater" dürfen wir uns wenden, um uns vom Volksparadies des „Wurſtelpraters" umgeben zu ſehen. Ein beſtändiger Jahrmarkt im Grünen herrſcht hier. Behaglich ins Gras geſtreckt, lagern Pärchen und Familiengruppen. Mit ihren Soldaten ſchwingen ſich flotte Mädeln nach dem Takt der Drehorgel im Reigen. Das iſt ein Jubel ein keckes Treiben von jung und alt. Der Zymbal klingt. Zigeuner

*) Aug. Fournier, Briefe vom Wiener Kongreß Deutſche Rundſchau, 1. Juni 1915.

ſpielen ihre Weiſen, Italiener bieten Salami, Bosniaken allerlei Zuckerwerk, Böhmen Wiener Würſtel feil. Hier iſt ein offener Bier-, dort ein ambulanter Kaffeeſchank. Kasperletheater und Schaubuden aller Art bereiten kleinen und großen Kindern Kurzweil. Dazwiſchen drehen ſich die Karuſſelle ſchwindelnd im Kreiſe — und unſer Mutwille bringt es fertig, in ihnen einen Löwenritt zu wagen. Wenn uns hier Leipziger Augen gewahrten! Ja, welch andere Art der Luſtbarkeit und der Lebensfreude beim Wiener Volk als bei uns daheim! Dem Wiener iſt Talent zur Freude, wie die Luſt am Klange und die ihn charakteriſierende Gemütlichkeit eingeboren. Und er braucht eine „Hetz". Doch welch harmloſe Leichtlebigkeit und Naivität, welche Natürlichkeit, die bei allem Hingegebenſein an den Augenblick nicht in Plumpheit ausartet und einer gewiſſen Anmut nicht entbehrt!

Den Prater muß man kennen, um ſich ganz in Wien zu fühlen. Ein anderes Geſicht zeigt uns der „Augarten." Nicht ein Naturpark wie jener, ladet er uns nur in ſeinen hinteren Partien unter hochgewölbte Schattengänge. Weite heitere blumengeſchmückte Anlagen im franzöſiſchen Stil nehmen uns beim Eintritt auf; über der Pforte leſen wir die Inſchrift des edlen, ſeiner Zeit vorausſtrebenden Kaiſers Joſef: „Allen Menſchen gewidmeter Erluſtigungsort von ihrem Schätzer." War es doch Maria Thereſias großer Sohn, der, wie er ſchon früher den bis dahin ausſchließlich den „Divertiſſements des kaiſerlichen Hofes" vorbehaltenen Prater der allgemeinen Benutzung geöffnet hatte, 1775 nun auch den köſtlichen Augarten dem Publikum auftat. Noch umfangen uns hier Joſefiniſche Erinnerungen. Noch ſteht — abſeits des ſtolzeren aus Alleen und Taxuswänden hervorlugenden Augarten-Palais — das langgeſtreckte „Joſefsſtöckel", das der hohe Menſchen- und Naturfreund zu bewohnen liebte, und nahebei der Saalbau, der, größeren Feſten Raum gewährend, ſpäter, zur Zeit der bevorzugten Augartenkonzerte, zumal unter Schuppanzighs Quartett- oder Orcheſterführung, von Beethovens Klängen widerhallte.

Und nun hinaus in die wonnige Umgebung Wiens! Dornbach mit dem Schwarzenberg-Park und dem nahen Holländerdörfel, Laxenburg, Mödling, die Brühl und Baden, letzteres für mich durch Beethoven geheiligter Boden. Mit besonderer Vorliebe zog michs immer nach Schönbrunn, Maria Theresias Schöpfung und Lieblingsaufenthalt. Das Kaiserliche der Anlage von Schloß und Park, das imposante, von Marmorbildern umstandene Parterre, die lauschigen Lauben- und Heckengänge, die zopfigen Bassins und Wasserspiele, das fremde Getier entzückten mich nicht minder als der Blick von der Gloriette herab über das majestätisch sich ausbreitende Wien, das Silberband der Donau, das ganze weite Gelände, das sich hier in den Karpathen, dort in den grünen Gipfeln des Wiener Waldes verliert. Zu dessen letzten Ausläufern: den Kobenzl — dessen düsteres Schloß dem Entdecker des mystischen Od, Baron Reichenbach, zur Behausung diente —, den Himmel, den Kahlenberg und den Leopoldsberg, steigen wir natürlich hinan. Auf letztgenanntem, der den schönsten Rundblick darbietet, betreten wir das ehrwürdige Kirchlein, in dem, inmitten der schweren Not der Türkenbelagerung, 1683 Johann Sobieski, der Polenkönig, Karl von Lothringen und der badische Ludwig den Sieg über die Ungläubigen vom Himmel erflehten, der ihnen bald darauf verliehen ward. Uns zu Füßen ragt am Donauufer Klosterneuburg. Von der Kuppel des palastähnlichen Augustinerstiftes, das der hier begrabene Babenberger Markgraf Leopold der Heilige gegründet, schauen die deutsche Kaiserkrone und der österreichische Herzogshut, aus Eisen geschmiedet, in die Lande. Da hinunter führt unser Weg, wenn wir auch leider zu früh kommen, um den höchsten Festtag Klosterneuburgs, den Leopolditag am 15. November, wo halb Wien zur Stiftskirche und den Klosterkellern wallfahrtet, mitzufeiern.

Wo gab es ein Ende des zu Schauenden und unserer Wanderlust im lieben Wien? Zu guterletzt ward mir noch ein Blick in die Alpenwelt aufgetan. Ich fuhr mit Adelbert

über den Semmering, ein Bahnbau, der zu jener Zeit, wo man noch nichts von den Kühnheiten der heutigen Bergbahnen ahnte, wie ein Wunder angestaunt wurde. Da, wo jetzt elegante Hotels zum Verweilen einladen, stiegen wir hinab zu den Artlitzgräben und wanderten auf romantischem Pfad über die Feste Clam gen Reichenau. Andern Tags gings durch das wilde Naßtal, am Kaiserbrunnen vorbei, dessen köstlich lauterer Quell jetzt die Wiener tränkt, über Naßwald hinaus zur „Sennerin". Wie ich das genoß! Wie ich aufjauchzte in der Fülle des Schönen, Niegeschauten! Wenig fehlte, so hätte ich der Lockung eines befreundeten Arztes folgend, mit ihm die Rax- alp oder den Schneeberg erklettert, die so verführerisch in ihrer weißen Herrlichkeit nach Reichenau herabgrüßten. Aber ich fügte mich — so sauer mir, wie noch oftmals auf Reisen, das Umkehren wurde — der Vernunft und fuhr mit Adelbert nach Wien zurück, um bald darauf, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß mich in Prag ein liebenswürdiger Führer erwartete, der mich in die Besonderheiten der hunderttürmigen böhmischen Königstadt einweihte, reich an Eindrücken aller Art, nach Leipzig heimzufahren.

Leipziger Originale

1865—1866

Seit Laura Pohl im Herbst 1863 mit ihrer Mutter nach Dresden übergesiedelt war, wo ihre ältere Schwester verheiratet lebte, fand ich mich alljährlich für einige Wochen als Gast bei ihnen ein, wie gleicherweise meine Freundin in Leipzig abwechselnd bei uns und bei ihrem Onkel Geheimrat Radius — dem und seiner Frau Leipzig unter anderen Guttaten den stattlichen Bau seines Konservatoriums dankt — einkehrte. Solchergestalt waren uns auch der

Jahresschluß 1865 und die ersten Wochen des neubeginnenden Jahres 1866 verschönt worden. In diesen Tagen verlor ich ein Vielliebchen an Laura. Auf meine Bitte, mir einen Wunsch zu nennen, den ich ihr erfüllen könne, erwiderte sie, jetzt sei sie wunschlos, falle ihr etwas Begehrenswertes ein, so werde sie damit nicht hinter dem Berge halten.

Den letzten Abend vor ihrer Abreise brachte sie, die diesmal bei Radius' wohnte, bei uns zu. Mit meinem Bruder Hermann spielte sie, wie zuweilen, ein paar Partien Schach und ward darnach von ihm heimbegleitet. Am nächsten Morgen, als ich, wie vereinbart, zu Laura kam, begrüßte sie mich mit den Worten: „Jetzt weiß ich, was du mir als Vielliebchen schenken kannst — ich wünsche mir deinen Bruder." Sie hatte sich am Abend bei der Heimbegleitung mit ihm verlobt. Ich war darüber beglückt und sah nicht nur meinen stillen Lieblingswunsch, sondern zugleich den meiner Mutter und meines lieben seligen Vaters erfüllt, wenn es für mich zunächst auch einige eifersüchtige Regungen zu überwinden galt.

Am 4. August standen sie in der Nikolaikirche zu Leipzig vor dem Altare, und der herrliche, wahrhaft apostolische Pastor Uhlfeld segnete ihren Bund.

In den letzten vorhergegangenen Monaten waren ungeahnte Erschwernisse der sonntägigen Brautfahrten meines Bruders eingetreten. Der traurige Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich war im Juni ausgebrochen. Heißer Haß gegen seinen Urheber Bismarck bemächtigte sich aller. Man verwünschte ihn, der, hellsehender und genialer denn alle, die geschichtliche Notwendigkeit des nationalen Zusammenschlusses der Deutschen und mit ihr die Mission des preußischen Staates erkannte, der Träger dieses nationalen Gedankens zu sein. Freilich wie wenige ahnten damals, daß das größte staatsmännische Genie der Weltgeschichte eben damit den Weg beschritt, der zur Gründung eines einigen Deutschen Reiches führte. Wäre 1870 ohne 1866 überhaupt möglich gewesen? Genug unser kleines Sachsen

hatte sich auf Österreichs Seite gestellt und ward von Preußen in Besitz genommen. Truppen überschwemmten Leipzig. Gegen 33 000 Mann wurden in Stadt und Umgegend beherbergt. Auch wir mußten wiederholter Einquartierung unsere Tür öffnen. Verwundete wurden in Scharen nach Leipzig gebracht, wo es bekanntlich an Hilfsbereitschaft nie fehlt. Jeder tat das Seine. Similde Gerhard trat in den Vorstand des „Internationalen Hilfsvereins" ein. Sie übernahm die Verwaltung des großen Depots am Thomaskirchhof, wo Wäsche, Decken, Verbandzeug, Medikamente verwahrt und von den Lazarettdienern täglich abgeholt wurden. Ich wurde zum Buch- und Schriftführer gewählt und war Tag für Tag von 9 bis 1 Uhr, später auch den Nachmittag über im Depot beschäftigt.

Indessen verarbeiteten im schönen Gerhardschen Hause in der Lessingstraße allmorgendlich einige vierzig Damen alte und neue Wäsche- und Verbandstücke und versorgten unser Depot mit Vorräten. Unter ihnen machte sich meine Mutter als unermüdliche Zuschneiderin verdient. Im Depot schloß sich Similde und mir als Dritte im Bunde die originelle, etwas derbe Lina Marezoll an. Wir waren, trotz des schweren Ernstes der Zeit, guten Humors, tauften unsere Firma „Bählämmels selige Witwe", zeichneten unsere täglichen Erlebnisse unter dem Titel „Gedankencharpie" auf, empfingen Besuche, nicht nur von Lazarettboten, und walteten dabei fleißig unseres Amtes.

Bedenklicher wurde unsere Aufgabe, als sich im Lazarett — und gegen den Herbst hin auch in der Stadt — die Cholera verbreitete und uns beim täglichen Verkehr mit den Lazarettdienern mit Gefahr der Ansteckung bedrohte. Doch blieben wir gottlob unangefochten bis unser Depot sich im Oktober, nach erfolgtem Friedensschluß auflöste. Was ich aus dieser meiner fünfmonatigen Tätigkeit neben einer Fülle von Erinnerungen als reichsten Gewinn davontrug, war die unauflösliche Befestigung meiner Freundschaft mit Similde.

Auch die Gunſt und Freundſchaft der lieben Frau Hedwig von Holſtein, einer unſerer aufopferndſten Menſchenfreundinnen, wandte ſich mir in dieſer Zeit zu. Gemeinſam mit Similde eiferte ſie mich zur Beteiligung an ihren humanitären Beſtrebungen an. Ich trat als Stellvertreterin dem Vorſtand der von ihr in Verbindung mit einer Kinderbewahranſtalt gegründeten Dienſtbotenlehranſtalt bei und bemühte mich zugleich in allwöchentlichen Unterrichtsſtunden, den halbwüchſigen Mädchen einige Kenntniſſe im Rechnen und in der deutſchen Sprache beizubringen. Die Vorſtandsdamen — meiſt ältere Frauen, denen auch Similde als Kaſſiererin angehörte — bildeten einen Verein, der reihumgehend, ſich aller 14 Tage bei Kaffee und Kuchen verſammelte, um über das Wohl und Wehe der beiden Anſtalten zu beraten. Im Sommer, wo mehrere der Damen teils ihre Güter, teils ihre Landhäuſer bewohnten, gab es vergnügliche Ausflüge, die uns perſönlich einander näher brachten. Meine Vereins- und Lehrtätigkeit betrieb ich zwölf Jahre oder länger. Dann entlaſtete mich Frau von Holſtein ſelbſt mit den Worten: „Nun iſt's genug. Wir dürfen Sie nicht länger feſthalten; denn Sie haben Beſſeres zu leiſten, was niemand von uns tun kann!“

Frau von Holſtein war eine wundervolle Frau. Als eine der hervorragendſten und originellſten populären Perſönlichkeiten Leipzigs, die, wo es künſtleriſche Zwecke zu fördern oder menſchliche Not zu lindern galt, bei reichen Mitteln ſtets in vorderſter Reihe ſtand, ward ſie allgemein, auch über ihre Vaterſtadt hinaus geliebt und verehrt. Allem Äußerlichen abhold, gleichgültig gegen die Tyrannei der Mode, erregte ihre Art, ſich zu kleiden, häufig den Widerſpruch derer, die nicht begriffen, daß man an ſich ſelber ſpare, um den edlen Luxus des Wohltuns um ſo unbegrenzter ausüben zu können. Legte ſie doch auch die weiteſten Eiſenbahnfahrten in dritter Wagenklaſſe zurück, damit die Erſparnis anderen zu gute komme. Voll Geiſt und Phantaſie, dabei ſchlicht und offenherzig, mit verklärenden

Augen in Menſchen und Dinge ſtets das Beſte hineinſehend und ſich trotz mannigfacher Enttäuſchungen ihren ſchönen Idealismus nie verkümmern laſſend, war ſie im vollſten Sinne des Wortes eine Individualität, war ſie eine auserwählt glückliche und zum Beglücken geſchaffene Natur. In ihrer immer gleichgeſtimmten Seele wie in ihrer Kehle ſang und klang es. Als Mendelsſohn und Gade — für welch letzteren ſie eine ſtille Liebe im Herzen trug — auf der Höhe ihres Schaffens ſtanden, erglühte ſie in Begeiſterung für deren Ideale und lebenslang blieb ſie ihnen treu. Über Schumann und Brahms kam ſie ihr Lebtag nicht hinaus. Zu Wagner und Liſzt ſuchte ſie nie den Schlüſſel. Mit Franz von Holſteins feiner, durch Fortſchrittsgelüſte nicht beunruhigter Natur klang ihre Seele harmoniſch zuſammen. Sie ſchenkte ihm die Muße, ganz ſeinem Genius zu leben, und hielt — wie ſchon ihre Mutter, Frau Salomon, dies getan und wie es auch Brauch bei ihrer Schweſter Frau Eliſabeth Seeburg war — ihr Haus der künſtleriſchen Welt als Sammelplatz offen. Wie viele Stunden geiſtiger und gemütlicher Erhebung dankte ich ihr, auch wenn unſere Ideale auf verſchiedenen Wegen lagen!

* * *

Noch bevor uns die Kriegsfanfaren ſchreckten, während unſeres letzten friedvollen Zuſammenſeins in Dresden, hatte ich Laura und ihrem eben gegenwärtigen Bruder Richard meine zum Teil hier angeführte „Erinnerung an das alte Weimar und den Zauberer von der Altenburg", ſowie eine ſpäter entſtandene biographiſche Skizze „Robert Schumann" vorgeleſen, letztere als Ergebnis des intimen Mich-Einfühlens in eine mir unendlich ſympathiſche Tonpoeſie. Beider Urteil ſprach für Veröffentlichung. So klopfte ich denn nach beendeten Kriegswirren bei „Weſtermanns Monatsheften"

an, wurde bereitwillig willkommen geheißen und debütierte daselbst 1867 unter dem Namen La Mara mit drei „Musikalischen Studienköpfen": Schumann, Liszt, Chopin. Auf das Pseudonym — eine Kombination der Namen Laura und Maria, obwohl meine Schwägerin keinerlei Schuld und Verantwortung an meinen Arbeiten trifft — verfiel ich, weil mein seliger Vater einmal zu Mutter geäußert hatte, er möchte mich nicht gern auf der Laufbahn der Schriftstellerin sehen, so wenig er gegen Veröffentlichung meiner Gedichte einzuwenden hätte. Mir widerstrebte es daher, unter seinem Namen vor die Öffentlichkeit zu treten, obschon mir dies den bedeutsamen Schritt gewiß erleichtert haben würde.

Vorangegangen waren diesen musikalischen Erstlingen außer der Liszt-Erinnerung ein paar Novellen, in die zum Teil auch die Musik hereinspielt. Sie ruhen samt einigen von mir vertonten Liedern in meinen Mappen begraben, bis auf eine historischen Stoffs, die Adolf Stern, dem sie gefiel, mit sich nahm, um sie in Druck zu bringen. Er hat mir über ihre Verwendung keine Rechenschaft gegeben, und weder im Manuskript noch gedruckt ist sie mir wieder vor Augen gekommen.

* * *

Der Winter, der dem kriegerischen Sommer folgte, zeitigte für mich eine ungewöhnlich rege Geselligkeit. Franz von Holstein hatte seine erste Oper „Der Haideschacht" vollendet und noch bevor sie vor das Publikum trat, überraschte ihn seine Frau an seinem Geburtstag durch eine heimlich vorbereitete Aufführung im Freundeskreise — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie auch bei seiner zweiten Oper „Der Erbe von Morley" 1871 wiederholte. Similde wirkte beide Male solistisch mit, und ich machte mich beim Einstudieren einiger Ensembles nützlich und hatte daran meine

Freude. Nach Aufführung des „Erben" ſchickte mir der Komponiſt, dem ich, als er mir vor einer heimlichen Probe in den Weg kam, mit Mühe entſchlüpft war, ſeine Klavierſonate mit der Widmung: „Fräulein Marie Lipſius wird wegen ungerechtfertigten Ausreißens zu drei Sätzen Vergangenheitsmuſik verurteilt von Franz von Holſtein, Adjutant a. D.

Zu dieſer Zeit ſtanden dramatiſche Leſeabende im Flor. Sie wurden vornehmlich in einem ſich mir neu erſchließenden Kreiſe betrieben, der, mit vortrefflichen Kräften ausgeſtattet, ſich an jedem zweiten Sonntag in einem gaſtlichen Hauſe vereinigte und unter Regie von Dr. Adolar Gerhard, Simildes Bruder, ſich mit vielem Ernſt und Feuer der Sache hingab. Auch Frau Henriette Goldſchmidt, die Vorkämpferin der Frauenbewegung und Begründerin der erſten „Hochſchule für Frauen" in Deutſchland, veranſtaltete noch bei Lebzeiten ihres Gatten, des Rabbiner Dr. Goldſchmidt, in ihrem Hauſe genußvolle Leſungen, zu denen ſie mich zuzog. Der Wiedergabe von Shakeſpeares „Wintermärchen", bei der ich die Perdita las, erinnere ich mich noch voll Entzücken. Von Nichtkünſtlern wurde hier Künſtleriſches geleiſtet.

Und noch in anderen mir bekannten Familien erfreute ſich dieſe heute wenig mehr beliebte Unterhaltung großer Bevorzugung. Zumal Fräulein Louiſe und Mathilde Schumann, die Schweſtern und Erbinnen des Stifters unſeres Neuen Theaters, bei deren Soireen und jours fixes ſich halb Leipzig zuſammenfand, nahmen dramatiſche Leſungen mehrfach in ihr vielgeſtaltiges Vergnügungsprogramm auf. Man amüſierte ſich in ihren Geſellſchaften in ihrem Landhauſe in Schönefeld wie in ihrer Stadtwohnung meiſt prächtig, ſah intereſſante Menſchen, hörte einheimiſche und fremde Künſtler oder gute Dilettanten ſingen, ſpielen, rezitieren, ließ ſich durch wiſſenſchaftliche Vorträge in populärer Form belehren, beluſtigte ſich an Theateraufführungen, an Zaubervorſtellungen, an kleinen heiteren Impromptus. Verletzend

nur wirkte auf den Beobachter die Nonchalance im Gebahren mancher Geladenen gegenüber den Frauen vom Hauſe, die ſich ohnehin damit begnügten, unter ihren Gäſten die allerbeſcheidenſte Rolle zu ſpielen. Einmal kam es ſogar dahin, daß bei Improviſation komiſcher Charaden zwei übermütige junge Herren die Wirtinnen, von denen ſie ſich Umhänge und Hauben erbeten hatten, in Allüren und Sprechweiſe erkennbar nachahmten. Sie vollbrachten damit kein Kunſtſtück. Waren doch die mit Glücksgütern und guten Herzen reich Geſegneten von Mutter Natur mit einer ſo ſonderbaren Häßlichkeit bedacht worden, daß man ſie unſchwer karrikieren konnte. Man lachte über den übelen Scherz — aber ringsum machte ſich gerechterweiſe die Empörung über dieſen Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft Luft und mancher ging, um nicht wiederzukehren.

Ich erlebte daſelbſt auch eine Soiree, deren tragiſcher Ausgang viel Aufſehen erregte. Inmitten der muſikaliſchen Unterhaltung bemerkte ich, daß eine Verwandte des Hauſes ſich erhob und von ihrem Nachbar aus dem Saal herausführen ließ. Sie war mit Gatten und zwei Töchtern anweſend und hatte wenige Minuten zuvor einem Bewerber ihrer einen Tochter die erbetene Erlaubnis erteilt, ihr am nächſten Morgen ſeinen Herzenswunſch vorzutragen. Plötzliche Kongeſtionen hatten ſie, wie es hieß, genötigt, ſich in ein als Garderobe benutztes Zimmer zurückzuziehen. Wenige nur hatten ihr Verſchwinden bemerkt und die Muſik erlitt keine Unterbrechung. An etwas Bedenkliches dachte niemand. Auch die Damen des Hauſes, deren Scheu vor dem Tode, wie man behauptete, ſo weit ging, daß ſie, um nicht an den Fortgang der Zeit erinnert zu werden, die Uhren aus ihren Zimmern verbannten, verrieten keinerlei Unruhe. Man ging zum Nachtmahl und nahm an den üblichen kleinen Tiſchen Platz. Es ging äußerſt belebt und heiter zu. Da ſchreckte uns plötzlich ein unheimliches Geflüſter auf: „Die herbeigerufenen Ärzte laſſen die Herrſchaften bitten, ſich baldmöglichſt zu entfernen, denn neben ihnen

liegt eine Sterbende.“ Augenblicklicher Aufbruch erfolgte. Doch koſtete es Mühe, bis jeder aus dem Wirrwarr der aus der Garderobe eilig herausgeräumten Kleidungsſtücke die ſeinen herausfand. Simildes Schwägerin, eine Tochter von Moſcheles, ſuchte vergebens nach ihrem warmen engliſchen Schal. Man hatte ihn der Schwerkranken zur Hülle gegeben und ſie tat darin, kaum nachdem der letzte Gaſt über die Schwelle geflohen war, ihren letzten Seufzer.

* * *

Damals durfte Leipzig ſich noch des Beſitzes einiger, gleich den genannten nun ausgeſtorbener Originale rühmen, zu denen ich mehr oder weniger in Beziehung ſtand. Ein ſolches war die Herrin des Rittergutes Schönefeld bei Leipzig, Baroneſſe Hedwig von Eberſtein. Ihre Eltern hatten mit denen Simildes einſt Freundſchaft gepflegt; die Töchter ſetzten ſie trotz Altersverſchiedenheit fort, und ſie übertrug ſich auch auf mich. Hedwig von Eberſtein, deren edle Geſichtszüge ihrer inneren Vornehmheit entſprachen, hatte eine unfrohe Jugend hinter ſich. Einer leichten Krümmung zufolge, war ſie durch viele Jahre auf ein Streckbett geheftet worden, ohne daß hierdurch dem Übel Abhilfe geſchehen wäre. Sie mußte damit durchs Leben gehen. Als ſie nach dem frühen Tode ihrer Eltern — ihr Vater war Offizier in engliſchen Dienſten — ihren Beſitz antrat, war ihr Schloß in der Leipziger Völkerſchlacht bis auf einen noch heute erhaltenen Mauerreſt niedergebrannt, waren ihre ſich weithin dehnenden Liegenſchaften und Felder eine Wüſte. Ein an ihre Verwandten väterlicherſeits gerichtetes Geſuch um Beiſtand verhallte ungehört. Dagegen ſchaffte ein ihr bekanntes Verwaltungsgenie Rat. Schönefeld blühte zu alter Herrlichkeit auf: ein neues ſtattliches Schloß erſtand, ein Teil des großen Terrains wurde durch Verkauf vorteil-

haftest verwertet. Das Vermögen der Baroneſſe vervielfältigte ſich. Gleichwohl geſtattete ſie ſich nur einen Luxus: ſie durchreiſte Europa, Indien, Ägypten, Palästina, Kleinaſien, Algier, Braſilien und brachte aus allen Weltteilen natur- und volksgeſchichtliche Raritäten heim, die im Schloſſe aufgeſtapelt wurden. Im übrigen konnte es niemand Anſpruchsloſeren als ſie geben; ſchien es doch, als ſcheue ſie ſich geradezu, ihren Reichtum offenbar werden zu laſſen. Beſuchte ſie beiſpielsweiſe ein Konzert oder Theater, wo ſie zwei Logenplätze abonniert hatte, für die ſie ſich häufig unſere Geſellſchaft erbat, ſo ließ ſie ſich von ihrem Wagen, ſelbſt beim böſeſten Wetter, nie an der Einfahrt, ſondern an irgend einer entlegenen Stelle erwarten. Bei angeborenem Mißtrauen immer von Bittenden umlagert, ſchloß ſie ſich in ihrem Schloſſe ein, in dem ſie, außer ihrem alten Kaſtellan, möglichſt wenig Dienerſchaft hielt und in äußerſter Einfachheit lebte. Während ſie früher die hervorragendſten Gelehrten und Künſtler Leipzigs in ihre Nähe zog und jeder ihre Einladung mit Freuden begrüßte, vereinſamte ſie ſpäter mehr und mehr. Nur bei Similde ſagte ſie ſich häufig als Mittagsgaſt an, und dann mußten wir ihr von unſerem Tun und Treiben, für das ſie warmen Anteil zeigte, berichten. Freundſchaftlicher Inſtinkt führte uns noch in ihrer Sterbeſtunde zu ihr, als ſie nach langer Krankheit, in einem Lehnſeſſel ruhend, die Augen ſchloß.

Ihre größte Sorge bildeten durch Jahre ihre letztwilligen Verfügungen. Sie traf ſie dahin, daß ein zu gründendes Fräuleinſtift, deſſen Statuten ſie ſelbſt feſtſetzte, Erbin ihres Schloſſes und des größten Teils ihres bedeutenden Vermögens wurde. Die Tochter des Finanzmannes, dem ſie ihren Reichtum weſentlich dankte, ernannte ſie zur Univerſalerbin, indes ihre zum Begräbnis herbeigeeilten Verwandten, die Nachkommen derer, die ihr einſt die erbetene Hilfe verweigert, leer ausgingen.

Für ihre letzte große Reiſe nach Braſilien hatte ſie eine Freundin von Similde, die als unſere Depotgenoſſin ſchon

genannte Fräulein Lina Marezoll, zur Gefährtin erkoren. Ein deutſcher Koloniedirektor namens Sellin in Nova-Petropolis, an den die Damen empfohlen waren, begleitete ſie auf einem mehrtägigen Ritt durch den Urwald. Am dritten Tage feierte Lina hoch zu Roſſe mit ihm ihre Verlobung; doch in aller Stille, denn Fräulein von Eberſtein wurde erſt nach der Rückkehr in Leipzig durch die Mitteilung überraſcht. Ein halbes Jahr ſpäter legte die Braut die Reiſe nach Braſilien nochmals zurück, um ſich mit ihrem Erwählten trauen zu laſſen. Zum Transport ihrer Ausſteuer, die, in Säcke verpackt, Maultieren aufgeladen ward, mußte ein Weg durch den Urwald teils geſchlagen, teils verbreitert, oft auch ein Fluß durchſchwommen werden. Affen und Papageien, deren manche ſie verſpeiſten, umkreiſchten ihr Haus, eine volle Tagereiſe trennte ſie von ihren nächſten Nachbarn. Und hier ward ihnen ein Kind geboren. Tapfer, urgeſund, einem kräftigen Geſchlecht entſproſſen — ihre älteſte, nicht minder originelle Schweſter Thereſe wurde die zweite Lebensgefährtin des bekannten Botanikers Schleiden, in dem ich einen geiſtvollen Satiriker kennen lernte — beſtand die nicht mehr junge Frau den Kampf mit den Verhältniſſen. Nach mehreren Jahren kehrte ſie mit Mann und Tochter nach Deutſchland zurück, lebte erſt in Leipzig, dann in Hamburg, ſchließlich in München, wo ſie, deren nüchterne Verſtandesnatur ſich, anſcheinend widerſpruchsvoll genug, von ihrem Gatten dem Spiritismus gewinnen ließ, geſtorben iſt.

* * *

Den Drang ins Weite, zu fremden Ländern und Völkern teilte mit Baroneſſe Eberſtein eine ihr befreundete intereſſante Frau, die Witwe des als Geſchichtsforſcher, bayriſcher Miniſter und insbeſondere als Leiter des Tiroler Befreiungskriegs von 1809 bekannten Freiherrn Joſef von Hor-

mayr. In München lebend, war ſie in unſerer Stadt nur ausnahmsweiſe zu ſehen. Mir fiel ſie zuerſt auf einem Profeſſorenball durch ihren wunderlichen Kopfputz auf: einen havanafarbenen Turban mit reicher grüner Federzier, der einem Indianerhäuptling zum angemeſſenen Schmuck gereicht haben würde. Kurz darauf lernte ich ſie im kleinen Kreiſe kennen und war von ihrer geiſtreichen Art, ihrer Unterhaltungskunſt bald eingenommen. Angeregt erzählte ſie viel von ihren Reiſen, und ich entſinne mich noch ihrer mir erſtaunlich klingenden Verſicherung, daß das Schönſte von allem, was ſie auf Erden geſehen, die Wüſte ſei.

Sie war, ſozuſagen ein halbes Leipziger Kind, im Rittergut Lützſchena bei Leipzig auf die Welt gekommen, als Tochter eines ſpekulativen Genies, das, als armer junger Burſch einſt hier eingewandert, namentlich dank Einführung auſtraliſcher Merinoſchafe, als reicher, geadelter Grundbeſitzer Speck von Sternburg, in ſeinem, durch ſeine Gemäldegalerie berühmt gewordenen Schloſſe ſtarb. Nur ſoll er — der Großvater des in Waſhington verſtorbenen deutſchen Botſchafters „Specki“ — ein tyranniſcher Sonderling geweſen ſein. Die nicht glückgeſegnete Heirat ſeiner beiden Töchter entſchied widerſpruchslos ſeine Wahl, und in dem im alten romantiſchen Geſchmack mit Kapellen, Tempeln, Einſiedeleien und einem Familienbegräbnisplatz angelegten Park ſieht man zwei monumentale Sarkophage, die er einſt, mit der Inſchrift ihrer Namen und Geburtsdaten verſehen, ſeiner Gattin und ſeiner jüngſten Tochter zum Geburtstag verehrte. Als Gaſt Lützſchenas bei einem jüngeren Geſchlecht hat mich mein Weg des öfteren an ihnen vorbeigeführt.

Die in ihrem Münchner Palais heimgegangene Baronin Hormayr ernannte diejenige ihrer Verwandten zu ihrer Erbin, die ſich im Leben am wenigſten um ſie gekümmert hatte.

Mein entdeckter Beruf: Studienköpfe

1867—1868

Mit Similde ſah ich mich auch nach Abſchluß unſerer Depottätigkeit faſt täglich. Wir konnten einander nicht mehr entbehren. Wir gingen zuſammen ſpazieren, trafen uns bei gemeinſamen Freunden; ich begleitete ſie zum Geſang, ſie gab mir italieniſche, kurze Zeit auch ſpaniſche Stunden. Mit Feuereifer warf ich mich auf das Studium des Italieniſchen. Ich überſetzte Goetheſche und Heineſche Gedichte, ſodann auch Schillers „Don Carlos“ in die muſikaliſchſte der Sprachen. Mit Vorliebe bedienten wir uns ihrer untereinander, nahmen aber auch mit Frau Dr. Seeburg, die einen Teil des Winters meiſt in Rom verbrachte, bei einer Italienerin Konverſationsunterricht. Während unſerer ſommerlichen Morgenſpaziergänge öffnete mir Similde die Augen für die uns umgebende Pflanzenwelt. Was ſie von ihrem verſtorbenen Vater an Kenntniſſen in der Botanik empfangen, übertrug ſie auf mich, ſo daß ich ihr allmählich mit den lateiniſchen Namen auch die Familien und Arten alles deſſen ablernte, was uns umblühte und umgrünte. Man geht nicht einſam durch die Natur, wenn man ſich rings unter Bekannten und Freunden fühlt.

Als im Sommer 1867 eine Reiſe unſeren inſtruktiven Morgenwanderungen Einhalt gebot, reichte mir Similde zum Abſchied einen großen botaniſchen Strauß. Jeder Blume, jedem Zweig darin war der Name angeheftet und ein zierlicher Reim dazu. Das originelle Bukett verkürzte mir die Fahrt nach Kiel und machte meinem Bruder Adelbert, den ich in ſeinem neuen Wohnſitz aufſuchte, ſo viel Spaß, daß er ſich für Botanik näher zu intereſſieren anfing. Was intereſſierte ihn denn *nicht*? In Allem rezeptiv und womöglich in Einem produktiv zu ſein, dahin zu wirken ſei die Aufgabe der Erziehung, ſagte er mir einmal.

Wie früher an der ſchönen blauen Donau, harrten mei-

ner am Oſtſeeſtrande frohe Tage. Die ſich zwiſchen Wogenblau und Buchengrün wohlig hinſtreckende Hafenſtadt mit ihrem geräuſchloſen Waſſer- und Landverkehr, nicht minder ihre Umgebung iſt abwechslungsreich und reizvoll. Ein Spaziergang unter den das Ufer umſäumenden Buchenrieſen nach Düſternbrook, oder landeinwärts durch die Koppeln, die fetten, von Knicks umfriedeten Weideplätze, auf denen die Holſteiner Roſſe und Rinder ſich in Freiheit tummeln; eine Segelbootfahrt nach dem Fiſcherdorf Ellerbeck, Dampferfahrten nach Labö oder Friedrichsort, wo der den Kieler Hafen bildende Meerbuſen in die offene See übergeht und uns beim Scheiden der Sonne die fabelhafteſten Licht- und Farbeneffekte am Himmel und im Waſſer umgaukeln; auch eine Schleuſenfahrt nach Holtenau, durch die grünen Geheimniſſe rauſchender Schilfwälder hindurch auf dem alten romantiſchen Eiderkanal, der ſeitdem zum impoſanten Kaiſer-Wilhelmskanal ausgebaut ward — war das nicht genug des Vergnügens?

Auch Umgang gab es zur Genüge. Gutſchmied und Treitſchke, Adelberts alte Leipziger Freunde, waren, gleich ihm nun verheiratet, am Oſtſeeufer gelandet. Mit den nächſten Nachbarn meiner Geſchwiſter, den liebenswürdigen Profeſſor Nöldeckes, ſahen wir uns beinahe täglich. Wie oft habe ich ihm, dem leidenſchaftlichen Muſikfreunde — er dozierte ſodann lange Jahre Sanſkrit in Straßburg — Liſzts Tranſkriptionen Schubertſcher Lieder vorſpielen müſſen, die ihn mehr als alles andere erfreuten! Ein theologiſcher Kollege Adelberts, Profeſſor Weiß, beherbergte in ſeiner Schwiegermutter, Frau Generalin von Woyna, eine vortreffliche Klavierſpielerin in ſeinem Hauſe. Unſerer Duos gab es kein Ende. Auch ein junger Geiger fand ſich, um mit mir Beethovenſche Sonaten zu ſpielen. Man war unbeſchreiblich muſikhungrig in Kiel. Überall, wohin ich kam, pflanzte man mich ans Klavier. Selbſt bei einem großen Feſte, das Profeſſor Thaulow in ſeiner ſchönen Villa am Kleinen Kiel gab, zwang man mir ein paar Soli ab. Dabei lernte ich

Wilhelm Jenſen, den Dichter, deſſen Lippen minder beredt waren als ſeine Feder, und Esmarch, den großen Chirurgen, kennen. Wir waren ſehr aushäuſig, kamen ſpät in der Nacht zur Ruhe, und am frühen Morgen fuhr ich ins Seebad nach Düſternbrook hinaus. Das Verkehrte ſolchen Kurgebrauchs kam mir erſt nach meiner Rückkehr nach Leipzig zum Bewußtſein. Ich habe es länger denn ein Jahr durch qualvolle Rückenſchmerzen gebüßt.

* * *

Bei meiner Heimkehr war Similde Gerhard mit ihrer Mutter in Gaſtein. Eine bedauerliche Epiſode war ihrer Reiſe vorangegangen. Ein ſpätes Glück, das ihr, die ſich bisher allen Ehelockungen unzugänglich erwieſen hatte, noch als hohe Dreißigerin zu winken ſchien, zerſchlug ſich zufolge der ungemeſſenen Eiferſuchtsausbrüche einer Freundin. Similde litt ſehr unter dieſem Vorgange. Sie zog ſich durch Monate, ſich um ſo feſter an mich ſchließend, von allem Verkehr zurück. Kaum war ſie zu bewegen, ſich dem auserleſenen Genuß eines Zuſammenſeins mit Liſzt hinzugeben. Denn Er war von Rom gekommen und beglückte ſeine Leipziger Freunde durch ſeinen Beſuch.

Seit er im Februar 1861 Proben und Aufführung ſeines „Prometheus" in der Euterpe beigewohnt, hatte ich ihn nicht mehr geſehen. Nur für wenige Tage war er 1864, nach Ablauf des Karlsruher Muſikfeſtes, auf Bitten des Großherzogs in Weimar wieder erſchienen. Jetzt führte ihn die in Meiningen tagende Tonkünſtlerverſammlung und vor allem die Aufführung ſeiner „Heiligen Eliſabeth" zur Feier des 800jährigen Beſtehens der Wartburg nach den Thüringer Landen. Zum letzten Male bewohnte er die heiß von ihm geliebte Altenburg, und mit Schmerzen ging er, unter Beiſtand ſeines Stiefonkels Eduard von Liſzt aus

Wien, an ihre Auflöſung. Seine Vermählung mit der Fürſtin Wittgenſtein, die, nach endlich erlangtem päpſtlichen Diſpens, an ſeinem fünfzigſten Geburtstag, am 22. Oktober 1861 in Rom gefeiert werden ſollte, war geſcheitert. Noch in zwölfter Stunde, als ſchon der Altar zu San Carlo al Corſo zur Trauung geſchmückt ſtand, hatten die fanatiſchen Gegner dieſer Verbindung, die polniſchen Verwandten der Fürſtin — nicht, wie man irrtümlich annahm, Intrigen der Hohenlohes oder Wittgenſteins — ſie vereitelt. Nach vierzehnjährigem Kampf um das inbrünſtig begehrte Ziel entſchloß ſich die zum Fatalismus neigende Fürſtin zum endgültigen Verzicht. Vier Jahre ſpäter nahm Liſzt die niederen Prieſterweihen. Im Abbékleid ſah ihn Deutſchland wieder. Wird er verändert, wird er noch unſer Liſzt ſein? fragten wir uns beklommen.

Durch Adolf Stern, der zu ſeiner Begrüßung von Dresden herbeigeeilt war, hörten wir, daß der am Abend des 11. September von Weimar Eingetroffene am 12. Nachmittag 3 Uhr meine Schwägerin im Rektorat der alten Nikolaiſchule, ihrer Wohnung, beſuchen und ſie und mich zu einer Muſikaufführung abholen wolle, die zu Ehren Moritz Hauptmanns, des Thomaskantors und berühmten Theoretikers, an deſſen 25jährigem Amtsjubiläum in der Thomaskirche veranſtaltet wurde. Gerade dieſen Tag hatte er aus Rückſicht für den Gefeierten gewählt. Der Höflichkeit ſeines Herzens waren derlei Aufmerkſamkeiten geläufig. Es ſchlug 3 Uhr. Da ſchritt er mit Stern, von der Nikolaikirche herkommend, ſchon über den Platz. Wir flogen die Treppe hinab, ihn an des Hauſes Schwelle, ſeine Zauberhand küſſend, zu begrüßen. Ein Stirnkuß war ſeine Antwort. Und nun ſtand er vor uns, nicht mehr wie ehedem im Kleid des Weltmannes, auch nicht mehr im Samtrock des Künſtlers mit dem loſe umgeſchlungenen Halstuch, ſondern im geſchloſſenen Rock und Collare des Prieſters, den Abbémantel auf dem Arm, das Haar, das ſonſt in langen dichten Strähnen bis auf die Schulter herabfiel, war ge-

kürzt, die Tonſur wenig ſichtbar. Das war der äußere Liſzt. Der innere war derſelbe geblieben, der er geweſen. Dieſe große einzige Natur konnte ſich nicht wandeln.

Meinem Bruder, der ihm erſt vorgeſtellt worden war, ſprach er ſein Wohlgefallen an der „alten ehrwürdigen Kloſterſchule" aus, er ſprach von Hauptmann, dem „Feind der Enharmonik", den er am Morgen beſucht hatte. „Wo ich bin, muß ich umwirtſchaften", ſagte er ſcherzend, im Gegenſatz zu dem Hüter des Konſervativismus. Er erzählte von der Wartburgfeier und der von ihm geleiteten „Eliſabeth"*), vom Meininger Muſikfeſt und dem beſonders gelungenen Vortrag von Schumanns „Spaniſchem Liederſpiel". „Das hätten Sie hören ſollen!" rief er. „Ich hätte nur die Bergſymphonie hören mögen!" meinte meine Schwägerin. „Oh, das iſt verworrenes Zeug!" warf er hin. „Iſt das ein Blüthner?" fragte er, an den Flügel tretend. „Ein Plauenſcher Vogel", lautete die Antwort, indem wir das Klavier öffneten. Seine Hände glitten über die Taſten. Nicht Töne, Sphärenklänge vernahmen wir, Klänge von oben, wie Engelgeflüſter und Sprache der Seligen. Dann brauſte es auf mit Urgewalt, Titanen kämpften, Dämonen grollten, und wieder lichtete ſich das Dunkel und in einem zaubergleichen Hauch verklang dies göttliche Spiel. Nie hörte ich ähnlich phantaſieren, wie von Liſzt. Seine Phantaſien waren einzig wie ſein Spiel. Als Laura ſich für die wundervolle Weihe ihres neuen Flügels durch ſeine Hand bedankte, erwiderte er: „Sie müſſen fürlieb nehmen, meine Finger ſind ſteif geworden."

Er mahnte zum Aufbruch, denn er liebte es nicht, durch Spätkommen Aufſehen zu erregen. Pünktlichkeit, die Tugend der Könige, war auch die ſeine. Doch nahm er, den Kaffee verſchmähend, eine Zigarre an, rauchte ſie zur Hälfte

*) Bei der erſten Probe derſelben hatte er vor Beginn des tranſzendentalen Vorſpiels ſeine Muſiker durch die Worte: „Wir ſind im Himmel" in die rechte Stimmung erhoben.

und bat um die Erlaubnis, demnächſt hier weiter rauchen zu dürfen.

Die Kirche war bei unſerer Ankunft ſchon überfüllt, doch fand ſich auf dem Altarplatz noch gerade Raum für uns. Laura und ich rahmten den Meiſter ein, dem ſich ſofort alle Blicke zuwandten. Bachs Kantate „Herr, deine Augen ſehen nach dem Glauben" begann, von Liſzts regem Intereſſe, namentlich bei der Fuge, begleitet. Auf ſeine Frage nach Dirigenten, Organiſten und Soliſten konnte ich ihm als erſteren meinen Lehrer Richard Müller nennen. Hauptmannſche Tonwerke: ein Salve Regina, der Pſalm „Sei mir gnädig, Gott!" und eine Meſſe folgten. Am tiefſten wirkte das erſte. „Schön, ſehr ſchön", rief Liſzt mir mehrmals zu, zuweilen ſchloß er die Augen, wie um ungeſtörter zu lauſchen. Bei den Schlußworten des Pſalms „Denn ich erkenne meine Miſſetat" bemerkte er lächelnd, dies ſei ein ſchlimmes Bekenntnis beim Jubiläum eines Komponiſten. Etwas veraltet und ſtellenweiſe dünn erſchien die Meſſe. „Er bringt es nirgends zu Exzeſſen", ſcherzte Liſzt. Doch feſſelten ihn die Fugenſätze. „Jetzt kommt die unvermeidliche Fuge", ſagte er beim Sanktus. „Die Fuge iſt wie der Käſe nach der Mahlzeit; ſie hilft verdauen und iſt ſelber unverdaulich. Der heilige Geiſt wird immer fugiert; aber er kann's vertragen." Bei dem auf Tonleitern baſierten Dona nobis pacem im Agnus bemerkte er „Ein Skalenfrieden!"

Vorm Ende des Konzerts fragte er uns, ob wir ihn nicht zu Zſchocher, den Vorſteher eines Muſikinſtituts, begleiten wollten, wo er mit einer kleinen Schüleraufführung gefeiert werden ſolle. Wir hatten nicht weit zu gehen, denn das Inſtitut lag am ehemaligen Thomaspförtchen, der alten Thomasſchule gegenüber. „Hier wohnte der große Bach", ſagte er, auf die Kantorwohnung deutend, und vor der von Mendelsſohn geſtifteten Bachſäule blieb er ſtehen: „Den müſſen wir uns ordentlich anſehen! — aber ideal iſt dieſes Denkmal nicht!"

Bei Zſchocher ſtand ein Präſidentenſtuhl für den hohen

Gaſt bereit. An ſeine rechte Seite winkte er mich, die andere wurde durch Profeſſor Götze, den Geſangmeiſter, von Weimar her ſein Freund, eingenommen. Man begann mit dem „Orpheus". „Da kommt Frau Pohl!" flüſterte er uns bei den einleitenden Harfenakkorden zu, und ein „Sehr exakt!" ermutigte die zagenden Kunſtjüngerinnen. Von bezwingender Güte war ſeine Art, als ein kindliches Geſchwiſterpaar Raffs Kinderſtücke „Der Müllerburſche" und „Das Echo" ausführte. Als ſei er ihr Lehrer, ſetzte er ſich zu den Kleinen, „Du biſt ein echter Müllerburſch, drum haſt du dich auch weiß gemacht", ſcherzte er und ſtrich den weißkoſtümierten tapferen Pianiſten über den Rücken. „Recht ſo, laß dich nicht aus dem Text bringen, ſieh dir die böſe Stelle nur noch einmal an!" ermunterte er ihn, als er bei einer ſchwierigeren Stelle ſtecken blieb, aber ſchnell gefaßt weiter ſpielte. Die wenig ältere Schweſter folgte mit dem „Echo". „Aha, jetzt ſind wir im Wald", bemerkte Liſzt in der Einleitung — „und nun kommt das Echo. — Nur mutig drauf los!" rief er bei einer ſchwereren Paſſage und ſpielte ihr dieſelbe vor. Zuweilen griff er dazwiſchen oder ſchlug im Baß ein paar Töne an. „Und nun kommen wir wieder in den Wald — und da kommt auch das Echo wieder — und nun gehen wir nach Hauſe! Bravo, mein Kind!" Damit klopfte er die Kleine auf die Schulter.

Als nach kurzer Pauſe eine Lehrerin ſich an den Flügel ſetzen wollte, um der Primadonna des Inſtituts ſein Lied „Es muß ein Wunderbares ſein" zu begleiten, ſchob Liſzt ſie leiſe mit den Worten hinweg. „Das will ich einmal verſuchen; es ſind ja nur ein paar Akkorde, die werde ich wohl noch können." Dann präludierte er in wundervoller Weiſe über die Schlußphraſe und begann zart, wie ein Hauch ſein ſüßeſtes Liebeslied.

Am Ende wurden ihm noch ſeine „Préludes" aufgetiſcht. Er dirigierte, bald am erſten, bald am zweiten Klavier nachhelfend, und dem ganzen Zug und Schwung verleihend. „Ich übernehme die Pauken", ſagte er, und griff von einem

Flügel zum anderen hinüber. „Schneller, immer ſchneller!“ drängte er bei der großen Steigerung und gab im Baß energiſch das veränderte Tempo an. „Ich kanns aber nicht ſchneller,“ ſtieß ſeine Nachbarin hervor. „Nun, ſo ſpielen Sie ſo ſchnell Sie eben können!“ beruhigte er, und ſie brachten's glücklich zum Schluß. „Aber Sie haben's auch ſehr ſchwer gemacht“, ſeufzte die eine, als ſie heiß und erregt ihre Plätze verließen. „So, meinen Sie?“ lächelte der Meiſter und fügte zu uns gewandt hinzu: „Für ſolche Leute iſt's auch nicht geſchrieben.“

Und nun ging es heim unter Liſzts Geleite, Laura an ſeinem Arm. Zuvor ſchon hatte ſie um das Glück gebeten, ihn noch einmal bei ſich ſehen zu dürfen und er hatte ihr freundlich den nächſten Abend verſprochen. Auf ihre ſchüchterne Äußerung: „Freilich fehlen meinem Kreiſe die Elemente, die Ihrer würdig wären“, erhielt ſie zur Antwort: „Sie ſind mir Element genug. Aber Sie dürfen ſich nicht durch mich genieren laſſen, ich bin ja ſolch alter Hausfreund!“

Am folgenden Abend ſtellte er ſich auf der Nikolaiſchule ein. Nur einen kleinen Kreis fand er vor: Stern, Wenzel, Riedel, einige Gelehrte. Es wäre überflüſſig, von ſeiner faszinierenden Liebenswürdigkeit zu reden. Sie gehörte zu ſeinem Weſen, wie die Augen ins Menſchenantlitz. Ich entlehne einem Brief meiner nicht zu Überſchwenglichkeiten neigenden Mutter an meinen Bruder Adelbert ein paar Zeilen. „Marie lächelte das enorme Glück, von Liſzt aufgefordert zu werden, mit ihm zu ſpielen. Sie wählten ſeine ſymphoniſche Dichtung ‚Orpheus‘ und eine Phantaſie von Schubert, wobei er ihr ſehr viele Freundlichkeiten über ihr Spiel ſagte. Während des Spieles äußerte er wiederholt: ‚Vortrefflich! ganz prächtig! famos! ſüperbe!‘ und am Schluß küßte er ihr die Hand und führte Marie und Laura zu Tiſche. Weiter ſpielte er noch eine Sonate von Beethoven. Sein Spiel war feenhaft; ich war entzückt, daß ich das Glück hatte, ihn hören zu können. Seine große Anſpruchsloſig-

keit, Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit gefiel mir über die Maßen."

Die von Liſzt gewählte Phantaſie war die in F-moll. Er fragte nach dem Divertiſſement à la hongroiſe, bei dem er allerlei Zigeunereffekte anbringen wolle, die mich unterhalten würden. Aber es war leider nicht vorhanden. Als ich voll Zagen zu Beginn des „Orpheus" neben ihm Platz nahm, flüſterte er mir zu: „Nur nicht akademiſch, mir kann niemand frei genug ſpielen." „Ah, da haben Sie ja die Piratenausgabe!" rief er nachdem wir geendet hatten aus und griff nach ſeiner bei Holle erſchienenen, jetzt längſt vergriffenen Ausgabe der Beethovenſchen Sonaten. „Wollen Sie etwas daraus hören, ſo beſtimmen Sie!" Wir deuteten ſchüchtern auf Op. 106! „Die würde zu lang", meinte er; „aber wie wäre es mit Op. 110?" Und er ſpielte. Ich hörte die Sonate nachmals von Bülow, von Rubinſtein und anderen ſpielen, ſo wie von Liſzt nie wieder! Wir alle waren hingeriſſen. Wenzel ſtand wie verſteinert. „Dies Spiel iſt ein Wunder", ſagte er. „Jeden Ton darin kennt man, aber unter dieſen Händen iſt es etwas Niegehörtes, eine neue Offenbarung. Eine Inſpiration ohne gleichen läßt ein Neuerſchaffenes, wie aus Welttiefen Geſchöpftes vor uns erſtehen."

Lange ſprach Liſzt dann über Beethoven. Er erzählte (wie 1870 noch eingehender in Weimar) von der Einweihung des Beethovendenkmals in Bonn im Auguſt 1845, das — was er freilich unberührt ließ — zum großen Teil eine Stiftung ſeiner Großmut war. In die Leitung des dreitägigen Feſtes teilte er ſich mit Spohr. „Noch jung und beſcheiden", mußte er ſich mit Direktion der C-moll-Symphonie und des Fidelio-Finales begnügen. Außerdem brachte er eine ſelbſtvertonte Feſtkantate zur Aufführung und ſpielte das Es-dur-Konzert. Die Kantate war, nach ſeinem eignen Urteil, „nicht viel wert." Doch nahm er einige ihrer Themen in ſeine zweite, 1870 geſchriebene Beethoven-Kantate auf. Die bedeutungsvollere Aufgabe beim

Feſte: die Leitung der Miſſa ſolemnis und der neunten Symphonie fiel Spohr zu, obgleich ſich dieſer, bei ſeiner Abneigung gegen beide Werke und zumal die Neunte, ungern dazu verſtand. Waren doch dieſe größten Schöpfungen Beethovens faſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode noch nahezu unbekannt und als unmöglich verrufen; nur ſehr allmählich fanden ſie Eingang. „Zu viel, zu Großes", ſagte Liſzt, „ſchenkte Beethoven mit ihnen der Welt, als daß ſeine Zeit imſtande geweſen wäre, den empfangenen Reichtum zu erfaſſen. Es iſt, als bäten wir einen reichen Mann um hundert Taler und er gäbe uns tauſend. Ja, gegen Beethoven ſind wir alle arme Leute. Er iſt uns in allem vorausgegangen, auf keinem Gebiet haben wir ihm nachzukommen vermocht als in der Oper, wo Wagner Höchſtes vollbracht hat. Zu ſeinem hundertjährigen Geburtstag 1870, da müſſen wir etwas machen, wenn ich noch lebe."

„Spohr", äußerte Liſzt weiter, „zeigte ſich mir anfangs wohlgeſinnt. „Taſſo" und „Préludes" nahm er beifällig auf. Bei einem ſpäteren Zuſammentreffen aber fing er an von meinen „Triumphzügen" zu ſprechen — da weiß ich genug! Doch blieben wir gute Freunde bis zuletzt. In Kaſſel lud er mich einmal in ſeinen Garten ein. Ich bereitete mich auf ein Dejeuner vor und faſtete daher zuvor. Aber ich bekam nichts dergleichen zu ſehen, nur eine große, ſich immer wieder füllende Gießkanne, mit der er ſeine Lieblinge, die Blumen, ſpeiſte und tränkte."

Vorübergehend ſtreifte das Geſpräch Tauſig, Bronſart, Raff, Laſſen. Von letztgenanntem, wie beſonders von Raff, gab er zu, daß ſie Eklektiker ſeien, ſchätzte aber Laſſens Lieder ſehr, die in Emilie Genaſt eine unnachahmliche Interpretin fanden. Ich bekannte ihm, was er wohl ſchon durch Pohl wußte, der mich mit allerlei Notizen ausgeſtattet hatte, daß eine biographiſche Stizze von ihm aus meiner beſcheidenen Feder auf dem Wege ſei, und bat um gütige Berichtigung etwaiger ſich darin findender Irrungen. So viel in Fachblättern fortwährend von ihm die Rede war,

in populärer Form war bisher nichts Eingehendes über ihn geschrieben worden; darum wohl äußerte er sich erfreut darüber. Auch von weiteren Plänen sprach ich ihm, wenn auch ein wenig zagend. „Lassen Sie sich das Höchste nicht hoch genug sein!“ ermutigte er. „Nur wer strebt und glaubt, der besitzt.“

Beim Abschied nahm er uns noch das freudig gegebene Versprechen ab, ihn bei seiner nächsten Wiederkehr von Rom in Weimar zu besuchen, „wie in alter guter Zeit.“

Ehe er andern Tags Leipzig verließ, sagten wir ihm mit mehreren seiner Freunde am Bahnhof Lebewohl. Er bot mir mit den Worten den Arm: „Nun gehen die Kollegen zusammen.“ Ich brachte ihm einen schönen Lorbeerzweig mit, er tauschte ihn durch Rosen aus, die er in der Hand hielt. Und darauf war das Glück, das sich für mich in seiner Gestalt verkörperte, wieder für lange von uns geschieden. — —

Kaum war der Meister in München angelangt, als Westermanns Oktoberheft meinen Aufsatz ans Licht brachte. Zum schweren Verdruß nur gereichten mir einige Striche im Eingang. Man hatte es nach der von mir besorgten Korrektur noch für nötig gehalten, meine Begeisterung abzudämpfen, da man sich angesichts der allgemeinen Liszt-feindlichen Haltung der Presse nicht zu weit vorwagen wollte. Das waren meine ersten Schriftstellerschmerzen. Doch drängte ein Schreiben Liszts sie bald zurück. Es war an meine Schwägerin adressiert und sprach im Plural von „den Biographen“ in der durch mein doppeldeutiges Pseudonym veranlaßten Vermutung der Mitbeteiligung Lauras an meiner biographischen Kühnheit. Indessen beeilte sie sich selbst, den Irrtum aufzuklären. Liszt schrieb:

„Wie kann ich meinen ſo nachſichtig gütigen, liebenswürdigſt verſtändnisvollen Biographen danken? Verzeihen Sie mir allen Sprachmangel, um der Freude willen, die Sie mir gewährten. Sie ſoll mich zu weiterem, beſſeren Schaffen ſtimmen und aneifern.

Ihr Bruder hat Ihnen wohl geſagt, welch liebliche Reiſegeſellſchaft uns beiden von Stuttgart nach Baſel La Mara leiſtete. Dadurch ließ ſich Richard ſelbſt verleiten, in der Allgemeinen Zeitung ein biographiſches Supplement zu bringen. Ihnen, gnädige Frau, geſtatten Sie mir noch vor meiner Abreiſe mit dieſen dürftigen Zeilen den innigſten Dank auszuſprechen, mit welchem Ihnen verbleibt

herzlich ergebenſt

F. Liſzt.

23. Oktober, München 67.

P. S. An Ihre Fräulein Schwägerin und Profeſſor Lipſius bitte ich Sie meine freundlichſten Empfehlungen zu beſorgen. Hoffentlich findet ſich bald Gelegenheit, unſere vierhändigen Produktionen in Ihrem Hauſe fortzuſetzen.

Anbei ein paar meiner letzten Münchner Photographien.“

Auf der Fahrt von Stuttgart nach der Schweiz, wo Liſzt Wagner einen kurzen Beſuch in Triebſchen machte, empfing Pohl für mich vom Meiſter eine Anzahl Berichtigungen, von denen ich früher als ich ahnte Vorteil ziehen durfte. Meine von Weſtermann gebrachten zwei Muſikerköpfe, denen ſich raſch noch der Chopins anſchloß, machten Glück. Einzelne Blätter wieſen anerkennend auf ſie hin. Selbſt die wenig zukünftig geſinnten „Signale“ lenkten die Aufmerkſamkeit auf die „vortreffliche Liſzt-Skizze, die bis auf die Gegenwart fortgeführt iſt und ſich durch Zuverläſſigkeit der Angaben und Wärme der Darſtellung auszeichnet.“ In dem Namen La Mara erblickten ſie ein Pſeudonym.

Schon im November kam Adolf Stern im Auftrag eines jungen Verlegers zu mir, der ſeinen Verlag mit meinen zu

einem Buch zu erweiternden Studien zu eröffnen wünschte. So schnell und entschieden in eine Laufbahn einzutreten, in der ich nur, je nachdem ich, von dem einen oder anderen erfüllt, Gastrollen zu geben gedacht hatte, war mir unwillkommen. Ich lehnte ab. Erst erneutes Zureden Sterns und der mir Nächststehenden, sowie die Erwägung, daß mir ja die Wahl des weiteren Inhaltes des Buchs frei stehe, ich demnach nicht über etwas mir Fernliegendes oder Unsympathisches zu schreiben brauche, bestimmte mich zu einem Ja. Sofort erstand mir der Gedanke, ein kurzes Gesamtbild der nach-Beethovenschen, romantischen Musikepoche in den Porträts ihrer Hauptvertreter zu zeichnen. Durch Weber, Schubert, Mendelssohn, Wagner hatte ich mithin mein erstes Dreigestirn zu ergänzen.

Den Vertrag, der mir bei 1500 Exemplaren ganze 125 Taler zubilligte, unterzeichnete Stern für mich. Mein Name blieb dem Verleger Hermann Weißbach auf meinen Wunsch unbekannt. Die Korrekturen gingen mir unter der Adresse meiner Schwägerin zu. Mit letzterer trieb mich die Neugier, den Mann, dem ich das Schicksal meines Erstlings anvertraut hatte, von Angesicht zu sehen, nach Erscheinen des Buchs einmal in sein Geschäft; doch ohne daselbst, indes Laura mit ihm verhandelte, den Mund zu öffnen.

Ende Juli 1868 wurde der letzte Teil des Manuskriptes abgeliefert; darauf fuhr ich nach Ragaz, um dort mit Similde Gerhard und ihrer Mutter, die mir einige Tage früher vorangegangen waren, zusammenzutreffen. Ich bedurfte der Ausspannung, und die belebenden Bäder, die reine Luft, die herrliche Umwelt versagten nicht ihre wohltätige Wirkung. Dazu war die Gesellschaft in unserer Pension von angenehmster Art. Schon vor meiner Ankunft hatte sich Similde mit dem Professor der Philosophie Imanuel Hermann von Fichte aus Stuttgart, dem Sohn des großen Philosophen, der mit seiner Enkelin Johanna Sack hier verweilte, angefreundet. Gar bald wurde ich in diese Freund-

ſchaft einbezogen. Sie war äußerſt fruchtbringend; denn der bereits 71 Jahre zählende kleine lebendige weißköpfige Herr zeigte ſich immer zum Mitteilen und Belehren aufgelegt. Mit Recht durften wir ſagen: „Mit euch, Herr Doktor, zu ſpazieren iſt ehrenvoll und bringt Gewinn;“ vereinte er ſich doch faſt jeder unſerer Wanderungen, gleichviel ob ſie uns meinen Lieblingsweg, die toſende Tamina entlang, oder den Gaiſenſteg hinauf nach Dorf Pfäfers zum „Beſchluß“, oder wohin immer führten. So ausgeſprochen wandte er uns ſeine Vorliebe zu, daß wir uns den Namen „Familie Conifere“ beilegten und uns gegenſeitig mit dem ſogenannten Familienhymnus zu begrüßen pflegten — eine Art Gaſſenhauer, den ich für ihn auf Noten ſetzte und nach ſeinem Tode als Erinnerung zurückempfing. Denn bis ans Ende ſeiner Tage währte unſere Freundſchaft und fand durch öfteres Wiederbegegnen, durch Briefverkehr und Austauſch von Schriften immer neue Nahrung. Er liebte es, ſich auf Reiſen manch Stelldichein zu geben. So ſuchte ihn auch in Ragaz Baronin Bertha Mahrenholz, geb. von Bülow, die eifrige Propagandiſtin für Friedrich Fröbels Erziehungslehre und Kindergärten, auf. Auch Hermann Grimm und ſeine Gattin Giſela, die Tochter Bettinas von Arnim, hatten verſprochen zu kommen. Fichte fuhr ihnen für ein paar Tage nach Davos entgegen; ſie, wie beabſichtigt, ſodann mit nach Ragaz zu bringen, mißlang ihm leider, denn gern hätte ich das geiſtvolle Paar kennen gelernt.

Freudiger Zuſtimmung unſrerſeits begegnete der Vorſchlag unſeres Philoſophen, mit ihm und ſeiner Enkelin über die Via mala und den Splügen ein Stücklein nach Italien zu ſchauen. Wir begaben uns gemeinſam nach Chur. Als es aber zur Miete des Wagens kam, erklärte der Freund, die Fahrt ſei ihm zu koſtſpielig, zumal er ohnehin nach ſeinem Aufbruch von Ragaz nach Italien wolle. Er ſeinesteils möge den Wagen nur bis Thuſis verpflichten. Hätte er ſich das nicht früher überlegen können? Doch Gerhards fügten ſich, was blieb mir da weiter übrig? Die ganze Fahrt war mir

freilich verkümmert, und als ich am Abend, von der Schynstraße kommend, unter den ragenden Trümmern Hohen-Rhätiens, auf der Rollabrücke ſtand, waren die ob ihrer Verheerungen berüchtigten ſchwarzen Fluten der wilden Rolla kaum ſchwärzer als meine Stimmung. Der goldene Sonntagsmorgen, an dem wir, den ungeſtümen jungen Rhein tief unter uns, die Via mala durchwanderten, brachte mir wohl mein Gleichgewicht zurück; aber daß wir uns in Andeer wieder rückwärts wenden mußten und mir mein erſter italieniſcher Traum zu Waſſer wurde, das habe ich unſerm philoſophiſchen Freund lang nicht vergeſſen können.

Da waren wir unſeres Zieles ſicherer, wenn Similde und ich uns emanzipierten. Einen lachenden Tag ſchenkte uns der lichtgrüne Wallenſee. Seiner wechſelnden Szenerie mit den ihn als Wächter umſtehenden ſieben Kurfürſten ſind wir zu Waſſer und zu Lande, in Weeſen und Wallenſtadt froh geworden. Nicht minder gelang uns ein Ausflug ins Prättigau nach Seewis, das durch die gewaltige Sceſaplana ſeine charakteriſtiſchſte Dekoration empfängt. Auf der Heimfahrt erlebten wir einen Sonnenuntergang, wie ich ihn wunderreicher ſelten ſehen durfte: ein purpurnes Alpenglühen, ein Licht- und Flammenmeer umflutete uns, als ob der Himmel ſich über uns öffne.

Neue Eindrücke erwarteten uns am Vierwaldſtätter See, dem wir, nachdem wir Ragaz den Rücken gekehrt, zuſteuerten. Ein Ritt auf den Rigi von Arth aus, woher wir kamen, führte uns in ihre Mitte; denn noch gab es damals nur ſchüchterne Anfänge von Zahnradbahnen, wie ſie uns heute, jegliches Hindernis beſiegend, zu den anſcheinend unzugänglichſten Felsriffen und Eisrieſen emportragen. Oben ward uns eine prachtvolle Abendbeleuchtung beſchert, und die berühmteſte Ausſicht des Schweizerlandes zeigte ſich uns in voller Schönheit. Dafür zerfloß der Sonnenaufgang in Nebel. Wir mußten uns bei friſchgefallenem Schnee am Spiel der Wolken und dem ergötzlichen Mummenſchanz ſchadlos halten, den die auf den Weckruf des Alphorns von

allen Seiten herbeieilenden Gäſte in ihren unmöglichen Umhüllungen in Szene ſetzten. Ein überaus ſeltenes Schauſpiel durfte ich bei einer ſpäteren Wiederkehr auf Rigi-Kulm bewundern; das, was man hier als „Nebelmeer" bezeichnet. Aus einem unendlichen Wallen und Wogen von Nebel- und Wolkenbildungen tauchen, wie aus glitzernden Eisfluten emporgehoben, in fortwährendem ſchimmernden Wechſel die weißen Häupter der ungezählten nahen und fernen Gipfel auf, denen man hier droben ins Angeſicht ſchaut — ein märchenhafter Anblick, der uns in fremde arktiſche Regionen zu verſetzen ſcheint.

Zum erſten Male ſtieg ich damals von Luzern zu den lieben „Drei Linden" hinauf. Sehnſüchtige Blicke ſandte ich von dort und bei jeder Vorüberfahrt nach dem von hohen Pappeln umhegten Triebſchen hinüber, in deſſen ſtillem Frieden Richard Wagner der Vollendung ſeiner „Nibelungen" hingegeben war. Eine der maleriſchſten aller Brücken nahe gelegene Weinſtube, die er faſt täglich in Luzern zu beſuchen pflegte, umlauerte ich vergeblich. Er zeigte ſich nicht. Aber dieſe altersſchwarze Brücke, wie ſie mich trotz meines vergeblichen Auf- und Abwanderns entzückte! Und der Löwe, dies ergreifende Sinnbild namenloſer Trauer!

In Zürich ließen mich meine Leipziger Reiſegefährten allein zurück. Ich hatte meinen Freunden Profeſſor Burſians daſelbſt eine längere Einkehr verſprochen. Nun hauſte ich bei ihnen in Oberſtraß am Zürichberg und ließ den Blick von da über Stadt, See, Albis und die ferne Kette der Schneeberge vom Glärniſch bis zu den Engelberger Firnen ſtreifen, die, vom roten Glanz der Abendſonne verklärt, mich wie zur Erinnerung an Genoſſenes grüßten. Denn das Große, Erhabene der Hochgebirgswelt iſt in Zürich unſerer Nähe entrückt, es tritt nur noch von fern in unſern Geſichtskreis. An ſeine Stelle iſt das Weite, Heitere getreten; deſſen wir uns am ſchönſten von der Höhe des Ütli herab erfreuen.

Eine Waſſerfreundin, wie ich bin, verſäumte ich nicht,

den See bald im „Schiffli", dem Boot, bald auf der „Dampfschwalbe" zu durchqueren. Auch die Stadt Zürich an ſich, die die raſch rauſchende ſmaragdgrüne Limmat durchſtrömt, zog mich an. Die vielen, maleriſche Durchblicke gewährenden Holzbrücken, die zur Stadtbibliothek umgewandelte alte Waſſerkirche, der von hoher Freitreppe herabſchauende Großmünſter, der Lindenhof, hat das nicht alles ſeine Eigenart? Und ſeewärts draußen die den Quai beherrſchende Tonhalle, der Lindenweg der ausſichtsreichen Hohen Promenade mit dem verwilderten „allgemeinen Friedhof" und ſeinem vornehmen Nachbar dem „Privatgottesacker", blickt es uns nicht mit beſonderen Augen an? Leider blieb mir die Villa Weſendonk in der Enge mit Wagners geliebtem „Aſyl" daneben, bei Abweſenheit der Beſitzer, im Innern verſchloſſen. Erſt zwanzig Jahre ſpäter ward ich dem Urbild der Iſolde Wagners zugeführt.

Den Schauplatz von Burſians eigener Tätigkeit betrat ich im Polytechnikum, dem durch Gunſt der Lage bevorzugten Prachtbau Gottfried Sempers, der damals auch die Univerſität einſchloß. Burſian ſelbſt ſtand in Verkehr mit dem großen Baukünſtler, den er mit zwei anderen berühmten Gottfrieden: Keller und Kinkel, häufig auch bei Weſendonks antraf, ſo daß ihm einmal der Scherz entfuhr, man müſſe ſich ja ordentlich ſchämen, nicht Gottfried zu heißen. Burſian war voll Humor und Friſche, eine echt teutoniſche Erſcheinung. Er bildete das leibhafte Widerſpiel ſeiner ungewöhnlich kleinen zarten Frau, die ſich ihm nichtsdeſtoweniger aufs beſte anpaßte. Zwei Kinder belebten das Haus und das Familienleben war ein ſehr gemütliches.

* * *

Auf dem Heimweg von Zürich wanderte ich in Baden-Baden, als Gaſt Richard Pohls und ſeiner lieben Frau Jeanne geb. Eyth, die das Haus von deren Mutter be-

wohnten, in den in gleißendem Glanz erſtrahlenden Spiel- und Konverſationsſälen des eleganten Weltbades umher, ſpielte und verlor zum Glück, ſo daß ich nicht in neue Verſuchung kam, und lauſchte zum erſten Male der Opera italiana. Eine Signora Fricci — wohl ein ehrliches deutſches Fräulein Fritzſche — ſang die Norma vor illuſtrer Zuhörerſchaft. Die Königin Auguſta von Preußen, ihre Schweſter Prinzeſſin Karl mit Gemahl, Pauline Viardot und ihr Freund Iwan Turgénieff zollten ihr Beifall.

Der September iſt herrlich in Baden-Baden. Wenn auf der Höhe des verfallenen Turmes im alten Schloß, wo der Blick bis ins Rheintal ſchweift, ein leiſer Windhauch die Saiten der Äolsharfe rührt und die märchenhaften Klänge die unendlichen Wipfel ringsum zu beleben ſcheinen, da empfindet man die Poeſie dieſer reizvollen Stätte. Sie haftet auch der Yburg und der Eberſteinburg an, die entferntere Waldgipfel krönen. Wälder, üppige, endloſe Wälder, wohin das Auge ſich wendet, und würzige ſtärkende Luft, die dieſes Walddickicht ausatmet.

Und bald ſtand ich entzückt in einer noch impoſanteren Ruine, einer der berühmteſten und großartigſten der Welt: im Heidelberger Schloſſe. Und das war mein Reiſeabſchied. Andern Tages war ich wieder daheim.

* * *

Mit Ungeduld ſah ich nun dem Erſcheinen meines Buchs entgegen. Vorläufig meldete ich es beim Meiſter in Rom an und empfing die gütigen Zeilen:

„Meinem gnädigſt liebenswürdigen Biographen La Mara ſchulde ich aufrichtigſten Dank für die verſprochene Sendung der „Studienköpfe.“ Es ſei mir erlaubt, nächſten

Winter in Leipzig Ihnen meine Dankbarkeit persönlich darzubieten und Ihnen auf immer zu verbleiben

verehrungsvoll und herzlich ergebenst
F. Liszt."

6. November 68, Rom.

An Richard Pohl aber schrieb der Gütigste der Gütigen am folgenden Tage:

„Mein anmutiger Biograph La Mara schreibt mir einige scharmante Zeilen, in denen er mir die baldige Sendung seines Buchs „Studienköpfe" ankündigt. „Das junge Volk hat Mut", wie Sie sagen, und ich billige es sehr, wenn es sich nicht einschüchtern läßt. Mut ist der Lebensnerv unserer besten Kräfte; sie verkümmern, wo er fehlt. Ja, wenn es am nötigen Mut gebricht, gebricht es sogar an der nötigen Klugheit. Gewiß, Prüfen, Überlegen, Berechnen, Wägen sind notwendige Vorbedingungen. Dann aber muß man sich entscheiden und handeln, ohne weiter zu fragen, woher der Wind kommt und wohin die Wolken ziehen."

Mein großer Tag war inzwischen schon am 1. November gekommen, und mein bescheidener Erstling lag auf vielen Weihnachtstischen. Die größte Christfreude, oder eigentlich Festvorfreude bereitete mir die warme Aufnahme, die ihm die Presse zuteil werden ließ. Die Herzenswärme und Begeisterung, die mir von Anbeginn die Feder führte und die mir stets als das Geheimnis meines unerwarteten Erfolges erschienen ist, mochte auch auf andere erwärmend wirken. Genug, schon die erste, sehr eingehende Besprechung, die mir zuging — sie war im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 14. November 1868 enthalten — lautete fast beschämend günstig, wenn sie unter anderem sagte:

„Es ist eine Sammlung überaus fein charakterisierter Porträts, von Meisterhand dargestellt. Es ist, als wenn ein besonders wohlbegabter Maler sein Zimmer mit den

Bildniſſen der Kunſtgenoſſen, die er am höchſten verehrt, geſchmückt, dieſe aber ſo wiedergegeben hätte, wie er ſie ſieht, er, der ſie ſo genau kennt, ſo aufmerkſam beobachtet hatte. Und überdies iſt an dem kleinen Werke ganz beſonders noch ein an die beſten Proſaſchöpfungen erinnernder reiner deutſcher Stil lobend hervorzuheben. Der Hauch der höheren objektiven Verſöhnung über dem derzeitigen muſikaliſchen Parteitreiben durchweht das Ganze, und es ſind mit Geſchick Disharmonien in der Empfindung vermieden. Der Verfaſſer bekennt am Schluſſe der Schrift rückhaltlos ſeine Verehrung für Liſzts und Wagners neueſte Schöpfungen. Ja die ganze Porträtreihe iſt aufgehängt, möchte man glauben, um ihres Schluſſes willen. Vielleicht trägt das in Milde und Liebe geſchriebene Büchlein dazu bei, auch andere zu ſolchem Studium anzuregen. Vielleicht iſt es ein Brett zu der Brücke, die zu dem Ufer führt, an dem man nicht mit Mißgunſt, ſondern mit Liebe betrachtet, was die edelſten Geiſter an das Geſtade des vorwärts eilenden Stromes gepflanzt und gebaut haben; dann werdet ihr ein ſonniges, lachendes Land ſehen, zuweilen von Fels- und Waſſerſturz unterbrochen, nicht aber von wüſten Steppen oder ſumpfigen Mooren."

Hätte ich mir eine ſympathiſchere Auffaſſung meines Strebens wünſchen können? Und ähnlich ließen ſich die „Neue Zeitſchrift für Muſik", Louis Köhler und andere über das Buch „Herrn La Maras" vernehmen. Max Maria von Weber, der Sohn und Biograph des Freiſchütz-Komponiſten, dem mein Verleger ein Exemplar zugeſandt hatte, bekannte ſich in ſeinem Dankſchreiben durch den „Glanz der Darſtellung wie die Wärme des Erfaſſens der Gegenſtände und des Empfindens ſehr gefeſſelt, obgleich die künſtleriſchen Anſchauungen des Verfaſſers von den ſeinen abwichen." Und wie er, dachten die meiſten; meine Begeiſterung für Liſzt und Wagner weckte viel Widerſpruch.

Ein übler Zufall fügte es, daß unmittelbar nach meinem

Buche ein ähnliches Werk von Otto Gumprecht, dem ultrakonservativen Musikkritiker der Berliner „Nationalzeitung", unter dem Titel „Musikalische Charakterbilder" an die Öffentlichkeit trat. Unser beider Bilderreihe umfaßte Weber, Schubert und Mendelssohn. Daß Gumprecht, rückwärts gewandt, diesen die Porträts von Rossini, Auber und Meyerbeer zur Gesellschaft gab, indes ich, vorwärtsschauend, mich mit Schumann, Chopin, Liszt und Wagner freudig zu den Großen der Gegenwart und Zukunft bekannte, kennzeichnete von vornherein die Verschiedenheit unserer Richtung. Es verzögerte zuvörderst, verlängerte dafür aber auch den Lebensodem meines Buchs. Ich hatte mich — darüber bestand kein Zweifel — in der heiligen Überzeugung, daß es einer großen Sache gelte, weit vorgewagt, indem ich, wenn auch ohne Polemik, die brennende musikalische Angelegenheit der Zeit vor das Forum der breiten Öffentlichkeit trug. Darum fragte man, wer ist dieser La Mara?

Eines Tages kam Dr. Adolar Gerhard, der Schwiegersohn von Moscheles, zu seiner Schwester Similde. Er erzählte ihr, daß ein vor kurzem erschienenes Buch in musikalischen Kreisen Aufsehen und Neugier nach dem wahren Namen des pseudonymen Verfassers La Mara errege, und fragte, ob ihr etwas hierüber bekannt sei. Similde war durch große und glänzende Gaben bevorzugt, die Tugend des Siegelbewahrers aber war nicht die ihre. Das Schweigen wurde ihr schwer, vielleicht auch löste eine freundschaftliche Schwäche für mich ihre Zunge — sie verriet mein Geheimnis, das ich nicht aus Feigheit, sondern aus Scheu vor dem damals herrschenden Vorurteil gegen die weibliche Autorschaft eines ernst zu nehmenden Buches so sorglich gehütet hatte. Vor dem Konservatorium, der Gewandhauskonzertdirektion, vor allen tonangebenden musikalischen Persönlichkeiten Leipzigs war damit der mich verhüllende Schleier zerrissen. Außerhalb Leipzigs tat sodann Liszt in bester Absicht das Seine, mich nicht in meinem mir erwünschten Dunkel zu belassen. Dies hinderte nicht, daß noch nach vielen Jahren

bei Besprechungen meiner Arbeiten von „Herrn La Mara" die Rede war und daß manche der unbekannten Freunde, die ich mir gewonnen hatte, so fest an einen solchen glaubten, daß sie nur durch mein, von meinem Verleger erbetenes Bild von meiner Weiblichkeit überzeugt werden konnten. Wiederholt kam es vor, daß man, nichts ahnend, mich nach meinem Urteil über die „Studienköpfe" befragte. Konnte ich mein eignes papiernes Kind empfehlen? Unmöglich! „s' ist nicht viel dran", erwiderte ich.

Die verfehmten Neudeutschen

1869

Im Januar 1869 war Liszt mittlerweile wieder nach Weimar gekommen. In seiner geliebten Altenburg hatten sich andere eingenistet. Zum ersten Male bezog er die „Hofgärtnerei", wo ihm der Großherzog, unter besonderer Fürsorge seiner Gemahlin, die vier kleinen Räume, die ehemals Friedrich Preller als Atelier gedient und die man jetzt als Liszt-Museum kennt, hatte herrichten lassen. Sie waren, gleich der schmalen Stiege, die zu ihnen hinauf führte, eng und bescheiden genug für den großen, von ganz Europa verwöhnten Mann und für den Schwarm der Besucher von nah und fern, der ihn umdrängte; doch, für sich selbst anspruchslos wie kein anderer, fühlte er sich darin wohl und beruhigte seine um ihn besorgte fürstliche Freundin in Rom durch die Versicherung, seine Wohnung sei von wahrhaft „Wagnerischem Luxus, wie man dergleichen in der guten Stadt Weimar wenig gewöhnt sei."

Am 26. Februar begrüßten wir ihn in Leipzig, wo wir ein Jahr früher seine „Heilige Elisabeth" als kostbare Gabe des Riedelschen Vereins empfangen hatten. Wir hörten an Liszts Seite eine Riedelsche Aufführung von Händels „Israel

in Ägypten" in der Thomaskirche und feierten ihn durch ein feſtliches Abendeſſen im Hotel de Pologne, bei dem auch Friedrich Nietzſche, ein bleicher junger Mann, an der Tafel ſaß und ihm als vielverſprechender Philolog und eifriger Muſikfreund vorgeſtellt wurde. Beim Abſchied nahm der Meiſter ein Manuſkript von mir mit nach Rom. Auf eine Äußerung ſeinerſeits, er würde meine biographiſche Skizze über ihn gern ins Franzöſiſche und Italieniſche überſetzt ſehen, hatte ich ſelber eine Italieniſierung derſelben gewagt und ſie zu beliebiger Verwendung in ſeine Hand gelegt.

Nachdem er auf dem Rückweg in Wien mit ſeiner „Heiligen Eliſabeth" ſeinen erſten großen Komponiſtentriumph gefeiert hatte, gab er mir ſchon am 13. Mai aus der ewigen Stadt die Nachricht des demnächſtigen Erſcheinens der Überſetzung. Seine und Bülows verehrte Freundin, Frau Jeſſie Lauſſot in Florenz, ſorgte nach Vornahme der erforderlichen ſprachlichen Retouche für ein Unterkommen in der Zeitſchrift „Il Bocherini", ſowie für eine nachmalige Separatausgabe meiner kleinen Arbeit (Guidi, Firenze 1870). Damit begannen meine durch dreieinhalb Jahrzehnte fortgeſetzten Beziehungen zu der ſeltenen Frau, deren „vornehmen Charakter und aufs edelſte ausgebildeten Geiſt" Liſzt rühmend hervorhebt. Durch und durch Muſikerin, unterhielt ſie Verkehr mit den hervorragendſten Tonkünſtlern ihrer Zeit. Ein erſtaunlicher Scharfblick für Art und Stärke der Begabung junger Talente machte ſie bei ſteter Hilfsbereitſchaft zugleich zur kundigen Beraterin aufſtrebender Muſiker, deren Bahnen ſie — wie die der Liſztſchüler Walter Bache, Sgambati, Buonamici beweiſen — die rechte Richtung zu geben wußte. Eine geborene Engländerin, dem begüterten Franzoſen Eugène Lauſſot in Bordeaux vermählt, doch infolge deſſen geiſtiger Erkrankung von ihm getrennt, hatte ſie ſich mit ihrer Mutter Mrs. Taylor in Florenz am Lung'arno niedergelaſſen, wo ungezählte Deutſche ihrer Gaſtfreiheit froh wurden und wo ſie ſich nach dem Tode ihres Gatten 1879 zu zweiter überaus harmoniſcher Ehe dem berühmten Hiſto-

riker und Kulturhiſtoriker Karl Hillebrand verband. Zu Anfang der ſechziger Jahre gründete ſie in der Arnoſtadt die „Società Cherubini", die, von ihr, einer vorzüglichen Klavierſpielerin und Dirigentin, geleitet, ſich weſentlich dem Chorgeſang widmete. Obwohl durch Schwerhörigkeit — die ſich zum Glück nicht auf die Muſik erſtreckte — in ihren Unternehmungen gehemmt, erwarb ſie ſich zugleich durch Einführung guter Kammermuſik, wie überhaupt durch Hebung des künſtleriſchen Geſchmacks und Verbreitung deutſcher Muſik, in Florenz große Verdienſte. Mutig trat ſie namentlich für Liſzts verfehmte Werke ein, ſo ſehr der Meiſter ſelber ihr, wie allen ſeinen Freunden, deren Aufführung widerriet.

Eine von Frau Lauſſot freundlich beabſichtigte Übertragung meiner „Studienköpfe" in ihre Mutterſprache ſcheiterte leider an den zu ungünſtigen geſchäftlichen Bedingungen. Wichtige Hilfe aber leiſtete mir die Gütige, indem ſie mir zur Bekanntſchaft mit der Tochter Cherubinis, Signora Zenobia Roſellini in Piſa, die Hand bot. Dieſe geiſtvolle alte Dame wurde mir für eine biographiſche Skizze ihres Vaters überaus nützlich.

Eine reichliche Beiſteuer zu meiner Sammlung der Briefe Liſzts gehört ferner zu den Freundesdienſten, für die ich Frau Lauſſot verſchuldet bin. Sie war eine Meiſterin im Fördern der Beſtrebungen anderer. Kaum einer der zahlreichen Briefe, die ſie im Lauf der Jahre an mich richtete, ſchließt ohne die herzliche Bitte, ihre Dienſte zu beanſpruchen, wenn ich deren irgendwie bedürfe.

Zur Faſtnacht 1869 veranſtalteten meine Freunde Mendelsſohns — Verlagsbuchhändler Hermann Mendelsſohn war ein Neffe des berühmten Felix — ein Maskenfeſt in

engem Kreiſe, bei dem ich als Abbé Liſzt erſchien. „Marie“, ſchreibt meine Mutter an meinen Bruder, „ſah aus wie der leibhafte Sprößling ihres großen Protektors. Der Witz fand allgemeinen Beifall.“ Später ſtellte ſich zur Überraſchung aller der mir längſt durch Gerhards bekannte Moſcheles ein, und als er — wie zuvor der Pſeudo-Liſzt — gebeten wurde ſich an den Flügel zu ſetzen, rief er mir zu: „Wird La Mara den alten Zopf auch hören wollen?“

Bei einem Abendeſſen in demſelben gaſtfreundlichen Hauſe, in dem ich auch der Tochter Felix Mendelsſohns mit ihrem Gatten, Geheimrat Wach, ſowie dem erſten Reichsgerichtspräſidenten Simſon und Familie zuerſt vorgeſtellt wurde, hatte man mir Kapellmeiſter Reinecke, den langjährigen Leiter der Gewandhauskonzerte in Nachfolge von Rietz, zum Nachbar beſtimmt. Wollte er mich einſchüchtern? Ich möcht es glauben: er brachte das Geſpräch bald auf den Weimarer Großmeiſter. „Liſzt iſt frivol“, ſagte er. „Mit dem Geiſtlichwerden war's ihm nicht ernſt; es war Poſe. Er zeigte mir gegenüber lächelnd auf ſeine Tonſur.“

„Da glaube ich ihn doch anders zu kennen“, bemerkte ich.

„Er hat keine Erfindung, auch keine Kompoſitionstechnik“, fuhr er fort. „Er verſteht nicht zu inſtrumentieren, ſeine Muſik klingt nicht; es iſt alles ſo vollgepackt, ſo undurchſichtig. Da hören Sie Mendelsſohn an — der verſteht's, das klingt. Liſzt und Wagner ſind keine Muſiker, auch Gluck nicht. Wenn mir ein Schüler eine Kompoſition wie die Wagnerſchen brächte, ſtriche ich ſie durch!“

„Es wird Ihnen wohl keiner eine bringen!“ warf ich ein.

„Liſzt und Wagner ſind keine Muſiker“, wiederholte er, „ſie ſind dichteriſch begabt, aber nicht muſikaliſch. Auch Sie können poetiſch angelegt ſein, aber muſikaliſch ſind Sie nicht, wenn Sie die beiden bewundern.“

„Nun, dann muß ich eben unmuſikaliſch durchs Leben gehen“, lautete meine Erwiderung. Dann wandte unſere Unterredung ſich anderen Gegenſtänden zu, bei denen wir

uns weniger gegensätzlich zueinander verhielten und Reineckes gesellige Liebenswürdigkeit mehr zutage trat.

Bei nachmaligen Begegnungen haben wir uns stets kurz, doch nie anders als freundlich berührt, und bei Herausgabe der „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten", in denen ich ihn nach Gebühr vertreten zu sehen wünschte, wie bei Sammlung der Briefe meines geliebten Meisters, durfte ich Reinecke für mehrere, mir gütig gewährte Beiträge danken. In seinem Buch „Und manche liebe Schatten steigen auf" fand er in späteren Jahren (es erschien 1900) auch wärmere Töne für Liszt. Da lesen wir, nachdem zuvor die unvergleichliche Größe des Klavierspielers zu ihrem Rechte gekommen: „Es ist mir Zeit meines Lebens ein Herzenskummer gewesen, daß ich mich diesem großen Künstler und guten Menschen niemals durch aufrichtige Bewunderung seiner Kompositionen habe dankbar beweisen können, aber es ist mir trotz allen Bemühens stets versagt geblieben, mich für dieselben zu erwärmen. Wer mich deshalb einseitig und beschränkt schilt, hat von seinem Standpunkte aus vielleicht recht, aber in Glaubenssachen wie im Kunstgeschmack kann man sich nun einmal zu nichts zwingen ... Es ist sicher ein Beweis seiner Herzensgüte und Charaktergröße, daß er mir nach wie vor sein Wohlwollen erhielt."

Aus sich selber heraus kann freilich keiner, das ist gewiß; doch um des Leipziger Musiklebens willen durfte man beklagen, daß der Leiter seines ersten Konzertinstitutes sich nicht von dem Odem einer neuen Zeit befeuern und beflügeln ließ. Allerdings deckte sich sein Standpunkt mit dem der meisten damaligen Mitglieder der Konzertdirektion. So ließ Frau Dr. Seeburg, die mir freundlich zugetan war, mir während ich einmal auf Reisen war, durch Similde sagen: „Es sei schade, daß ich zufolge meiner Liszt-Verehrung bei der Gewandhausdirektion sehr unbeliebt sei." Darauf entgegnete ich brieflich: „Ich bedauere der Direktion zu mißfallen; kann jedoch darum meine Überzeugung nicht ändern, denn ich glaube an den Ewigkeitswert dieser Musik."

Frau Dr. Seeburg ſelbſt, bei der wie bei ihrer Schweſter viel Muſik getrieben wurde — ich begleitete zuweilen ihren Geſang oder ſpielte irgendein Enſembleſtück mit Cello — nahm in einer ihrer Geſellſchaften ein Liſztſches Lied, das Similde mit meiner Begleitung ſingen wollte, nach ihrer etwas herben Weiſe mit den Worten vom Notenpult hinweg: „Nein, auf meinem Flügel wird Liſzt weder geſpielt noch geſungen!" Die gleiche Abneigung empfanden auch Franz und beſonders Hedwig von Holſtein, nur daß ſie es gemäßigter als ihre Schweſter, wenn auch noch immer weit mehr als ihr zurückhaltenderer Gatte kundgab.

Ähnlich beſtellt war es in faſt allen meinen Umgangskreiſen. Man braucht, um ſich annähernd in das damalige und noch Jahrzehnte währende feindſelige Parteitreiben zu verſetzen, nur die zwiſchen Clara Schumann und Brahms, oder die zwiſchen letzterem und Herzogenbergs und anderen ſeiner Freunde gewechſelten Briefe einzuſehen. Es war eine ſeltſame, unerfreuliche Zeit. Wer ſie nicht mit erlebte, kann ſich keine Vorſtellung machen von der Erbitterung des Kampfes, der um Liſzt und Wagner entbrannte. Dieſer an ſich muſikaliſche Kampf bemächtigte ſich allmählich aller Lebensverhältniſſe; er entzweite die beſten Freunde, er trug Zwietracht in die einträchtigſte Familie. Man verfolgte die zwei Großen, als ob ihre Muſik unlautere, als ob ſie Satansmuſik wäre, als ob die, die ſich anteilvoll mit ihr befaßten, Entweihte, Abtrünnige der klaſſiſchen Meiſter wären, deren Ideale die beiden Neuerer zertrümmern wollten, und dabei überſah man, daß niemand herrlicher über Bach, Mozart, Beethoven geſchrieben als Wagner, daß keiner für Verbreitung der Werke Beethovens mehr getan hat als Liſzt und nach ihm Hans von Bülow, der aus Liſzts und Wagners Schule kam. Klein war erſt das Häuflein der Begeiſterten, der meiſt Jugendlichen, die ſich, weil ſie an den Fortſchritt alles Lebendigen glaubten, den beiden Befehdeten um ſo fanatiſcher anſchloſſen, als ihnen faſt das geſamte Heer der Zünftigen geharniſcht gegenüberſtand, wobei der

Löwenanteil der Anfeindungen Liszt zufiel, den man als unentwegten und allgemach siegreichen Vertreter Wagners doppelt haßte. Einen charakteristischen Ausdruck fand dieser Haß auch in einem aus Leipzig an mich gerichteten anonymen Schreiben, des Inhalts:

„Hochgeehrtestes Fräulein!

So wenig man gleichzeitig Christum und Belial dienen kann, ebenso wenig ist es möglich für Beethoven und Schumann sich zu begeistern und für Liszt und Wagner zu schwärmen, wie Sie es in Ihren Studienköpfen tun; denn erstere repräsentieren das Göttliche, ewig Unvergängliche, während letztere nur der Sinnlichkeit, wenn auch in geistreicher Weise fröhnen.

Vergeben Sie diesen Erguß des Unwillens nach Lesung Ihrer Studienköpfe

einer Verehrerin echter Musik."

Und eine mir noch viele Jahre später (1890) aus London zugehende namenlose Herzensergießung besagte:

„Mir fielen unlängst Ihre Musikerbriefe in die Hände. Der Artikel über Wagner fängt an: ‚Der größte musikalische Dramatiker des 19. Jahrhunderts und einer der größten aller Zeiten.' Entweder muß jener Satz Druckfehler enthalten oder es ist sonst der größte Unsinn des 19. Jahrhunderts ... Ich will gar nicht die Frage berühren, ob Wagners Winseln, Jammern, Heulen, Schreien singen heißen kann, es wäre Zeitverlust — aber vom wahren Bühnenwesen verstand er jämmerlich wenig. Er, der Meyerbeer, Rossini, Gounod und andere kritisierte, wußte nicht so viel von der Bühne als der geringste Schüler des Pariser Konservatoriums ... Wagner war der größte Charlatan des 19. Jahrhunderts, und möchte ich, Ihren Stil nachäffend, sagen: einer der größten Charlatane aller Zeiten. Er und seine Anhänger taten das mögliche, der wahren Kunst zu

ſchaden, aber weder La Mara, Richter, noch der Hanswurſt Henſchel werden je imſtande ſein mit ihrer Marktſchreierei die großen Meiſter aus dem Feld zu treiben.

Einer, der ſich in der Muſik nicht vor La Mara zu fürchten braucht."

Indeſſen fanden gottlob auch Grüße aus reinerer Sphäre den Weg zu mir. Fürſtin Carolyne Wittgenſtein ſandte mir nach Empfang meines Buchs dieſe — gleich den nächſtfolgenden Briefen von mir aus dem Franzöſiſchen überſetzten — Zeilen:

„Ich weiß Ihr liebenswürdiges Gedenken ſehr zu ſchätzen, liebe Frau, und danke Ihnen, daß Sie es mir bewahren. Ich verdiene es wohl ein wenig um meiner aufrichtigen Anhänglichkeit an Deutſchland willen, wo ich ſo ſchöne Jahre verlebt und ſo ausgezeichnete Freunde zurückgelaſſen habe.

Ihr Buch zählt zu den intereſſanteſten Schriften; auch abgeſehen von dem Vergnügen, das mir die ebenſo fein empfundenen als geſchriebenen Blätter bereiteten, die Sie einem Genie widmeten, das Sie das Verdienſt haben, vor anderen zu würdigen und zu verſtehen. Doch Geduld! — die Zukunft wird Ihnen recht geben!

Es freute mich durch Liſzt zu hören, daß dieſen zeitgenöſſiſchen Studien ein Band über Meiſter der Vergangenheit folgen wird. Eine ſo reine, klare, gerechte und durchdringende Begabung wie die Ihre vermag nicht müßig zu bleiben. Ich hoffe, daß Sie mich auch bei Veröffentlichung dieſes zweiten Bandes nicht vergeſſen werden.

Ich gebe Liſzt ein kleines Andenken für Sie, liebe Frau, mit, in der Hoffnung, daß er Mittel und Wege finden wird, es Ihnen zukommen zu laſſen*).

Nehmen Sie es um ſeines echt römiſchen Charakters willen, mit dem es die erſten chriſtlichen Formen und Zeichen

*) Ein herrliches Medaillon mit dem Chriſtuszeichen.

der Katakomben wiedergibt, freundlich auf und erinnern ſich beim Tragen desſelben zuweilen.

Ihrer Ihnen herzlich zugeneigten
Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

20. Auguſt 69, Rom."

Der Auguſt 1869 fand mich mit Similde Gerhard und deren Mutter in Erwartung eines muſikaliſchen Ereigniſſes in München. Die Erſtaufführung von Richard Wagners „Rheingold" war auf den 25. Auguſt feſtgeſetzt. König Ludwig II. hatte befohlen, und der Dichterkomponiſt ſich nicht leichten Herzens in den Wunſch ſeines hohen Beſchützers ergeben. Ihm widerſtrebte es, ein Einzelwerk aus dem Rahmen ſeiner Tetralogie losgelöſt auf die Bühne gebracht zu ſehen, und er ſelbſt enthielt ſich der Beteiligung daran. Hindernis um Hindernis aber erhob ſich vor der Aufführung. Ungeahntes ſpielte ſich hinter den Kuliſſen ab. Der mit der Direktion betraute Hans von Bülow legte — nachdem ſeine Gattin ſich von ihm getrennt hatte, was bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt war — ſein Amt als Hofkapellmeiſter nieder und verließ München. Mit Einſtudierung des Nibelungenvorſpiels ward nun Hans Richter, von Wagner aufs genaueſte inſtruiert, beauftragt. Als das Werk jedoch, unzulänglich inſzeniert, am beſtimmten Tag ans Licht treten ſollte, verweigerte Richter im Einverſtändnis mit Wagner ſeine Mitwirkung.

Von Tag zu Tag warteten wir und mit uns in ſteigender Aufregung eine Menge von Verehrern des fernen Meiſters, die aus allen Himmelsgegenden herbeigeſtrömt waren, an ihrer Spitze Frau von Mouchanoff und Gräfin Schleinitz. Wir alle ſuchten unſeren Mittelpunkt in Liſzt, der im Hotel Marienbad Hof hielt. Doch eine ſeltſame Schwüle der Atmoſphäre war ſelbſt bei ihm, der ſeine Stimmungen ſonſt wie ſelten einer zu meiſtern wußte, ſpürbar. Es lag etwas Geheimnisvolles in der Luft, das keiner nennen konnte, doch jeder empfand, und was den, um den wir uns

ſcharten, ſo tief verſtimmte, wie ich ihn nie wieder im Leben geſehen habe.

Am Ende wurde uns des ungewiſſen Wartens zu viel; denn erſt am 22. September hob Franz Wüllner das „Rheingold" nicht eben glänzend aus der Taufe. Selbſt Liſzt reiſte nach Rom zurück, ohne den Zweck ſeines Kommens erreicht zu haben.

Gedeihlichere Tage wurden uns im bayeriſchen Hochland zuteil, das wir ein paar Wochen lang, von Egern am Tegernſee aus, durchſtreiften. Eine beſondere Freude gewährte uns dabei die muſikaliſche Mitwirkung beim Gottesdienſt in den verſchiedenen Ortſchaften am See. Da wurden wir, Similde als Sängerin, ich als Begleiterin auf der Orgel, häufig zu Gaſte geladen und trugen mit Beethovens oder Schuberts geiſtlichen Liedern, mit Cherubinis oder Gounods Ave Maria zur Erbauung der frommen Seelen bei.

Spätſommer war indeſſen ſchon in den Herbſt übergegangen und manche „Heimfahrt" des mit Tannenreiſern feſtlich geſchmückten Viehs von hoher Alm herab ins Winterquartier ſahen wir an uns vorüberziehen, als ein flottes Zweigeſpann uns über Kreuth nach dem Achenſee entführte. Der tat es uns mit dem wunderbaren Blau ſeiner Farbe, mit den ihn umkränzenden ſtarren Felsſchroffen und der belebenden Höhenluft gleich beim erſten Anblick an, und durch mehr denn zwanzigmalige Wiederkehr haben wir ihm Treue bewieſen. Diesmal nahm uns die „Scholaſtika" am nördlichen Ende des Sees auf. In ſpäteren Jahren ſiedelten wir uns in der landſchaftlich unvergleichlich ſchöneren Pertisau an, die wir fürs erſte nur flüchtig kennen lernten. Ein drittes Etabliſſement, der „Seehof", den Ludwig Rainer, das Oberhaupt der in ganz Europa bekannten Tyroler Sängerfamilie dieſes Namens, begründete, war erſt im Entſtehen begriffen. Noch ſtand nur der Kaffeeſalon am Waſſer; doch fand man darin das einzige Klavier am See und allerlei Unterhaltungsblätter, wie ſie weder die Scho-

lastika, noch die Fiechter Klosterwirtschaft des „Fürstenhauses" in der Pertisau bieten. Man richtete sich hier auf weltläufigere Besucher ein, die nachmals auch in immer neuerstehenden Gasthäusern der Partisau ihren Einzug hielten.

Bei der uns betreuenden Frau Scholastika war man gut, ob auch nach alter Tyroler Sitte patriarchalisch einfach, aufgehoben. Doch uns leuchtete eine Reihe der verklärten Sonnentage und Mondnächte, die den September zum schönsten Monat des Jahres im Hochgebirge machen.

Zuletzt verweilen wir noch in Innsbruck und gönnen uns eine Fahrt nach Sterzing über den Brenner, dessen neue Schienenstraße erst im vorhergehenden Jahre dem Verkehr übergeben worden war. Ihrer Zeit galt sie als eine Art Weltwunder — heute, im Zeitalter der Flieger und Luftbesieger, wo Bahnen uns das eisumpanzerte Herz und den Gipfel der Jungfrau erschließen, hat uns die Technik vor ganz andere Wunder gestellt.

* * *

Der Winter dieses Jahres, wenn ich mich recht erinnere, bereicherte mich um eine wertvolle Bekanntschaft. Wilhelm Jordan, dessen Mysterium „Demiurgos" mich schon vor Jahren, wie später in anderer Weise sein Lustspiel „Durch's Ohr", gefesselt hatte, bereiste als „Rhapsode" die deutschen Städte, um sein Nibelungen-Epos zu ihrer Kenntnis zu bringen. Er kam auch nach Leipzig und in das Haus meines Bruders, wo er sich freundlich bereit erklärte, nach mehreren seiner von uns mit lebendigem Anteil besuchten öffentlichen Vorträge einen Privatvortrag zu halten. Eine ragende, elegante Erscheinung mit dunklen Sprühfeueraugen und einem wie Musik klingenden Organ, dabei von hofmännisch liebenswürdigem Wesen, wußte er rasch zu gewinnen und den Hörer zu bannen. Da er bekannte, durch ein einleiten-

des Muſikſtück am beſten in Stimmung zu kommen, wurde ich ihm als Stimmungsmacherin oktroyiert und hatte nach ſeinerſeits getroffener Auswahl die Freude, ſeinen herrlichen, ſtets natürlich und von ſchauſpieleriſchem Pathos frei bleibenden Rezitationen durch ein paar Stücke zu präludieren. Noch heute klingen mir einzelne Stellen im Ohr, wie Etzels ſchönes Wort zu Kriemhild; „Ich danke dir, daß du biſt, wie du biſt!" Als ſodann aber das Verhältnis ſeiner Dichtung zu deren Quellen, dem alten Nibelungenlied und der Edda durch mich zur Sprache kam, erwiderte er: „Man ſoll den Dichter nicht nach ſeinen Geheimniſſen fragen und nicht verlangen, daß er die Fäden aufdröſele, aus denen er ſein Gewebe ſpinnt."

Wagner und deſſen Nibelungenring gegenüber verhielt er ſich ablehnend, wohl im Vorgefühle, daß dieſer ihn und ſein Gedicht um Ünonen überleben werde.

Weimar

1870—1878

Digitized by Google

Das Weimarer Beethovenfeſt

1870

Am 10. März 1870 ſtarb Ignaz Moſcheles in Leipzig, was mich, um ſeiner mir befreundeten Familie willen, veranlaßte, auf Grund biographiſcher Angaben ſeiner Gattin eine Skizze nach Art meiner „Studienköpfe" über ihn zu ſchreiben, wie ich dies im vorhergehenden Jahre auch nach Ableben von Berlioz getan hatte. Es war kein dankbares Beginnen. Nach beſtem Gewiſſen glaubte ich, den Verdienſten des Verſtorbenen vollauf gerecht worden zu ſein. Doch der Pietät ſeiner im übrigen ſo klar und ſcharf ſehenden Witwe, der eigentlichen Vertreterin des männlichen Geiſtes im Hauſe, tat ich nicht genug. Meine liebe, gern vermittelnde Similde ſuchte mich für weichere unbeſtimmtere Konturen zu gewinnen. Nichtsdeſtoweniger blieb ich dabei, daß ein Bild der feſten Umriſſe und Schatten nicht entbehren könne und daß ich nicht Stammbuchblätter für meine Freunde, ſondern ein Stück Muſikgeſchichte in Einzelbildern zu zeichnen beſtrebt ſei.

Endlich hatte ich nun auch meine früher angeführte, ſchon vor einigen Jahren entſtandene „Erinnerung an den Zauberer von der Altenburg" in Druck gegeben und ſie der Fürſtin Wittgenſtein nach Rom geſandt. Ihre Antwort lautete:

„Sie können nicht ahnen, liebe Frau, welche Freude Sie mir durch Mitteilung Ihres reizenden Aufſatzes bereitet haben, der eine Erinnerung, ein Bild aus vergangenen Zeiten ſo lebendig widerſtrahlt! Als ich ihn empfing war

Alfred Meißner gerade gegenwärtig. So laſen wir ihn zuſammen und ſprachen von der Altenburg und ihrem Zauberer. Dieſe Ihre Bezeichnung erregte ſein beſonderes Wohlgefallen. Als echter Dichter bemerkte er ſodann, wie recht das Schickſal hatte, das Ende dieſer Periode ſo und nicht anders zu geſtalten. ‚Die Altenburg‘, ſagte er, ‚iſt nicht geſtorben, ſie iſt verſchwunden, wie eine verzauberte Erſcheinung. Sie iſt nie alt und morſch geworden, ihre Elemente haben ſich nie zerſetzt nach dem Los alles Irdiſchen. Schön, lebendig, auf der Höhe iſt ſie immer geblieben, bis ſie eines Tages nicht mehr da war!‘

Ihr Frauengemüt, Ihre zarte Nachfühlungsgabe werden verſtehen, mit welcher Rührung ich dieſe Gedanken ausſprechen hörte, die mir nicht ſelber gekommen waren. Man kann ſo etwas nicht ſelbſt ſehen, ein anderer muß es aus der Ferne beurteilen mit liebevollem Herzen und Freundesaugen, wie Meißner ſie hatte.

Es rührte mich ſehr, die kleine Zeichnung zu ſehen. Sie reproduziert das Vergangene! Tauſend Dank für jede Zeile, die Sie ſo ſchön geſchrieben haben!

Gewiß werden Sie Liſzt in Weimar ſehen und ſeine Beethoven-Kantate beim Muſikfeſt am 25. Mai hören. Ich mache Sie auf einige im Text enthaltene Verſe über Muſik aufmerkſam*). Man kann nichts Schöneres über ſie ſagen; wahrlich, ſie wären Schillers würdig. Hätte er jetzt gelebt, er hätte ſo über ſie gedichtet.

Empfangen Sie, liebe Frau, nochmals meinen Dank für Ihre liebenswürdige Erinnerung und die Verſicherung meiner aufrichtigen Zuneigung.

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

24. April 70, Rom.

Kann ich Ihnen in Italien irgendwie von Nutzen ſein, ſo bitte ich über mich zu verfügen, und wünſchen Sie ge-

*) Eine Gregoroviusſche Einfügung in Adolf Sterns Gedicht.

nauere Angaben, als Liſzt ſie Ihnen zu geben vermag, ſo ſoll es mich freuen, ſie Ihnen zu verſchaffen."

* * *

Mit dem von der Fürſtin erwähnten Muſikfeſt hatte es eine beſondere Bewandnis. Es galt im Jahre 1870 den hundertjährigen Geburtstag unſeres größten Tongenius' zu begehen, und ſo ſtempelte, allen anderen Städten und Kunſtinſtituten voranſchreitend, das Direktorium des Allgemeinen deutſchen Muſikvereines, an deſſen Spitze nach Brendels Tode Riedel getreten war, ſeine diesjährige Tonkünſtlerverſammlung, ſelbſtverſtändlich unter Liſzts Ägide, zum Beethovenfeſt, dieſes vom Dezember in den Mai vorausverlegend.

Zum Geburtstag der Großherzogin Sophie am 16. April in der Hofgärtnerei wieder angelangt, kam Liſzt, um die nötigen Vereinbarungen mit Riedel und Konzertmeiſter David zu treffen, am 30. April für einige Stunden nach Leipzig. Am Nachmittag war bei Riedel eine Probe mit Mary Krebs angeſetzt, die des Meiſters Es-dur-Konzert ſpielte. Als ich auf empfangene Einladung eintrat, fand ich außer den Genannten und Adolf Stern nur noch eine Dame vor, die mir als Madame Janina, eine Schülerin Liſzts, vorgeſtellt wurde. Bleich, ſchmächtig, ſaß ſie, in ein mit Schwan beſetztes lila Samtkoſtüm gekleidet, mit gleichem Barett über dem kurzgeſchnittenen Haar, ſtumm beobachtend in einer Ecke und ſchien nur von Liſzt Notiz zu nehmen. Wir wechſelten nur wenige Worte miteinander.

Das Feſt begann am Himmelfahrtstag und z ar, nach einem einleitenden Vortrag Nohls über Beethovens geiſtige Entwicklung, mit einer Riedelſchen Aufführung der „Miſſa ſolemnis" als echter Himmelfahrtsfeier. Beim Ausgang aus der Kirche traf ich Liſzt, der ſeine Freundin Frau von

Mouchanoff am Arm geleitete. Zum erſten Male führte mich das Leben mit der ob ihres Geiſtes, ihres Genies und ihrer Schönheit an allen Höfen Europas gefeierten Frau zuſammen, deren herrliche, ein charakteriſtiſches Zeitbild widerſpiegelnde Briefe an ihre Tochter mir nachmals von ihrer Enkelin, Gräfin Marietta Loudenhove, zur Herausgabe anvertraut wurden. Ihre königliche, wenn auch ſchon etwas geneigte Geſtalt bedurfte bereits der Stütze eines Stockes, aber ihr Geiſt war geflügelt, ihr Klavierſpiel voll hinreißender Poeſie, ihre Rede zugleich funkenſprühend und voll Grazie. Sie beſaß wie wenige die Kunſt zu bezaubern. Sie bezauberte auch mich.

Für den Abend hatte Liſzt mich zu ſich gebeten. Da traf ich Pauline Viardot-Garcia mit ihrem Mann und ihrem Dichterfreund Turgénieff — einem intereſſanten grauen Charakterkopf —, Ernſt Dohm, den witzſprudelnden Redakteur des „Kladderadatſch", Liſzts Vetter oder eigentlich Stiefonkel Hofrat Eduard von Liſzt aus Wien, den für Wagner eintretenden franzöſiſchen Schriftſteller Edouard Schuré — deſſen von H. von Wolzogen überſetzte Schrift „Le Drame muſical" auch in Deutſchland viel geleſen wurde —, Franz Servais aus Brüſſel, Ludwig Nohl, Graf Dumoulin, Stern, Richard Pohl, Frau Merian-Genaſt und viele andere.

Liſzts Liebenswürdigkeit und Güte war dies ganze Feſt hindurch, das ihm Herzensſache war, unerſchöpflich. Seine Macht über die Gemüter, ſeine zarte Weiſe, alle Gegenſätze auszugleichen, für jeden einzelnen und doch für alle da zu ſein, hier einen Rat, dort ein Lob zu erteilen, war bewundernswürdig. „Nie", ſchreibt Frau von Mouchanoff, „iſt mir der große Liſzt größer und gütiger erſchienen."

Wie vor drei Jahren in Leipzig, ſtreifte das Geſpräch die Beethovenfeier von 1845. „Als ich Ende Juli nach Bonn kam", erzählte Liſzt, „war die Statue an Ort und Stelle, das Programm feſtgeſtellt, aber kein angemeſſener Konzertſaal vorhanden. Die dazu beſtimmte Reitbahn faßte keine große Zuhörerſchaft, wie ſie hier zu erwarten ſtand. ‚Es

muß eine Feſthalle gebaut werden!' rief ich. — ‚Bis zum 11. Auguſt? und woher das Geld nehmen?' warf man mir ein. ‚Das ſoll meine Sorge ſein, jedes Defizit decke ich!' gab ich zur Antwort. Ich verhandelte mit Dombaumeiſter Zwirner, und binnen zehn Tagen ſtand eine neue Feſthalle da. Auch für das Unterkommen der Hunderte von Muſikern, die aus aller Herren Ländern herbeiſtrömten, ſorgte ich nach Möglichkeit. Und es kam zu keinem Defizit, ſondern zu einem Plus von 1700 Talern."

„Von Bartolini", fuhr Liſzt fort, „dem ich die Ausführung der Statue zugedacht hatte, als ich mich bereit erklärte, die noch fehlende Summe zu zahlen, ſah ich auf Wunſch des Komitees ab. In der dann ausgeſchriebenen Konkurrenz ſiegte Hähnel. Er ſelber erklärt jetzt ſeine Statue für einen überwundenen Standpunkt. Aber Kopf und Basreliefs ſind ſehr ſchön."

Nach Verabſchiedung Nohls wurde ſein Vortrag ſowie ſeine Beethovenbiographie von verſchiedenen Seiten ziemlich abfällig beſprochen. Selbſt der wohlwollende Meiſter gab zu, ſeine Biographie ſei mehr ein „Beethovenbrei" zu nennen. Als mir Liſzt ſeinen Vetter vorſtellte, ſagte mir dieſer viel Freundliches über meine „Studienköpfe" und beſonders über die darin enthaltene Liſztſkizze; ja er ſprach mir den ernſten und im Verlauf dieſer Tage mehrfach wiederholten Wunſch aus, daß ich eine große Liſztbiographie ſchreiben möchte. „Das iſt eine Aufgabe, mit der man aufhört, nicht aber anfängt", erwiderte ich. „Dem fühle ich mich noch nicht gewachſen. Es kann ja auch unmöglich der Wunſch des Meiſters ſein." — „Doch, er wünſcht es und mit ihm die Familie. Wir würden Ihnen die nötigen Materialien gern zur Verfügung ſtellen, auch wohl die Fürſtin Wittgenſtein. Sie plante früher, die Biographie ſelbſt zu ſchreiben, hat ſie auch angefangen, aber wieder aufgegeben." — „O, das iſt jammerſchade," meinte ich. „So wie ſie, kennt ihn ja keiner!" — „Ich glaube Ihnen ihre Unterſtützung in Ausſicht ſtellen zu können. Überlegen Sie ſich's, bitte!"

Wir ſprachen dann noch über Liſzts Geiſtlichwerden und er bekannte, daß es ihm, der ſehr intim zu ſeinem Vetter ſtand und auch dieſem als beſter ſeiner Freunde galt, ein großer Schmerz geweſen ſei. Er habe ja kein prieſterliches Gelübde abgelegt, könne ſein Weltleben jederzeit wieder aufnehmen, ſogar heiraten. Dennoch ſei es ein Schritt, den er um Liſzts Künſtlertums willen tief beklage. Mit großer Wärme hob er des Meiſters unbegrenzte Selbſtloſigkeit hervor: „Er denkt nie an ſich, alles verſchenkt er. Hätte ich nicht darauf gedrungen, daß, ebenſo wie er für ſeine Mutter und Töchter geſorgt hat, er auch für ſeine eigenen ſpäteren Jahre wenigſtens eine beſcheidene Summe zurücklegte, die er mir in Verwahrung gab — es waren kaum 100000 Frks. — ſo wäre ihm von den Schätzen, die er in ſeiner Virtuoſenzeit erworben hat, nichts verblieben.“ —

Der zweite Feſttag (27. Mai) war neueren Tonkünſtlern, und zwar am Morgen kammermuſikaliſchen, am Abend orcheſtralen Werken, gewidmet. Hier kamen Raff, Goldmark, Svendſen, Kiel, Henſchel und Jenſen, dort Guſtav Weber, Schulz-Beuthen, Damroſch, Saint-Saëns (mit einer Kantate „Die Hochzeit des Prometheus“), Draeſeke zu Worte. Des letzteren „Lacrymoſa“ für Chor, Soloquartett und Orcheſter ſchoß, als reifſte und bedeutendſte der neuen Darbietungen des Abends, den Vogel ab. Damit auch das virtuoſe Element nicht fehle, trat Mary Krebs mit Liſzts Es-dur-Konzert, Friedrich Grützmacher mit Schumanns Cellokonzert in die Schranken. Eine Extragabe, die das Programm nicht verraten hatte, ſpendete Pauline Viardot mit vier von ihr auf deutſche Texte komponierten, doch mehr ſpaniſch als deutſch empfundenen originellen Liedern. Trotz verblühter Stimme löſte ihr Meiſtervortrag namentlich beim wirkungsvollſten der Geſänge: „Der Gärtner“ endloſen Jubel aus.

Der 28. Mai rief uns an ſtelle eines ausfallenden Vortrags in ein in der Stadtkirche improviſiertes Morgenkonzert. Orgelvorträge des Altenburger Hofkapellmeiſters

Stade und ſeines ehemaligen Schülers Julius Knieſe — des ſpäter um Bayreuth ſo verdient gewordenen ausgezeichneten Muſikers — rahmten Cello- und Geſangſoli von Fitzenhagen und Henſchel ein. Außerdem gab es Probe zur Beethoven-Kantate und zur neunten Symphonie. Dazu eine abendliche Beethoven-Kammermuſik: die Quartette F-dur Op. 135 und Cis-moll Op. 131 in unvergleichlicher Wiedergabe von Hellmesberger, David, Kömpel und Grützmacher, die C-moll-Variationen von Saint-Saëns geſpielt, der Zyklus „An die ferne Geliebte" von Wallenreiter geſungen.

Am folgenden Sonntagsmorgen in aller Frühe wurde Liſzt vom Orcheſter ein Ständchen gebracht. Er hatte mich dazu eingeladen, und ich ſchritt an ſeinem Arme unter den ihn feiernden Klängen durch die in Maienluſt prangende Fliederpracht des Gartens. —

Wenige Stunden ſpäter bildete er den Mittelpunkt einer im Salon von Frau Emilie Merian veranſtalteten Matinee. Er ſpielte mit Hellmesberger Raffs vierte Sonate für Klavier und Geige. Frau Merian erfreute durch Lieder von ihrem Schwager Raff und Damroſch. Saint-Saëns gab Beethovenſche Variationen und ſeinen Marſch aus den „Ruinen von Athen". Mit ihm gemeinſam krönte Liſzt das Dargebotene durch ſeine „Feſtklänge". Unter den Anweſenden, einer illuſtren Geſellſchaft, erblickte man Anton Rubinſtein, Tauſig, Turgénieff mit den Viardots, Frau von Mouchanoff; neben ihr zwei im Liſztkreiſe neue junge und ſchöne Frauengeſtalten: die eine, Gräfin Schleinitz, die Gattin des preußiſchen Hausminiſters und Schützerin von Bayreuth — Liſzt nennt ſie „die Patronin der neuen Muſik in Berlin" —, die andere, Gräfin Dönhoff, nachmals Fürſtin Bülow — laut Frau von Mouchanoffs Worten „ein kleines Wunder an Grazie, Güte, Natürlichkeit und Geiſt"; beide hervorragend muſikaliſch, dieſe Tauſigs, jene Bülows Schülerin.

Der Abend vereinte uns zu dem letzten, „dem Andenken

Ludwig van Beethovens gewidmeten" Konzert im Hoftheater. Hofkapellmeiſter Laſſen produzierte unter eigener Leitung eine neue Beethoven-Ouvertüre, die ſich aus Motiven des Meiſters aus „Fidelio", „Egmont" u. a. zuſammenſetzt. Ein Bodenſtedtſcher Prolog, von Frau Hettſtädt geſprochen, ging Liſzts Beethoven-Kantate voran, die eine Dichtung von Adolf Stern mit Gregoroviusſchen Einfügungen vertont. Die große Inſtrumentaleinleitung bringt in farbenglänzender Orcheſtration den vollſtändigen Andantesatz aus Beethovens B-dur-Trio Op. 97, deſſen Thema auch in den Chören, Soli, Zwiſchenſpielen wie am Schluſſe, rhythmiſch und harmoniſch verwandelt, wiederkehrt.

Von hundertſtimmigen Rufen nach dem Komponiſten hallte das Haus wieder. Sobald er ſich zeigte, begrüßte ihn ein Tuſch, Blumen und Lorbeeren regneten auf ihn herab. Dann ſpielte Tauſig groß und machtvoll das Es-dur-Konzert, und Liſzt dirigierte die neunte Symphonie. Das Soloquartett vertraten, gleicherweiſe vortrefflich wie in der Miſſa ſolemnis, die Damen Otto-Alvsleben und Krebs-Michaleſi, die Herren Schild und von Milde. Bei den erſten Violinen wirkten ſechs Konzertmeiſter mit. Alle waren elektriſiert. Ich empfand Liſzts Ausdeutung des ungeheueren Werks wie eine neue Offenbarung. Wie dämoniſch im erſten Satz der Kampf gegen die Schickſalsmächte entbrannte! Welch wilder Humor in den Pauken des phantaſtiſchen Scherzo! Welcher Himmelsgeſang im Adagio! Und wie beredt dann nach dem verzweifelten Aufſchrei die Bäſſe ihr Rezitativ deklamierten, wie ſich das Finale zu gigantiſchem Jubel ſteigerte! So hatte ich die neunte Symphonie nie zuvor vernommen. Die neue unerhört beredte Sprache, die Beethoven den Inſtrumenten eingehaucht, war meinem Ohr nie ſo ausdrucksſtief, nie ſo eindringlich erklungen. Ich hatte eine Idealwiedergabe des erhabenſten Orcheſterwerks der Welt erlebt, der ich keine andere zur Seite zu ſtellen vermag, ſo viele ich deren gehört im Leben. Ich hatte im ſtillen einen muſikaliſchen Gottesdienſt gefeiert.

Der künſtleriſche Teil des herrlichen Feſtes hatte damit ſein Ende erreicht. In einer geſelligen Vereinigung klang es noch am ſelben Abend harmoniſch aus. Viele Beziehungen wurden noch in letzter Stunde geknüpft. Richard Pohl, mein treuer Kavalier während der Feſttage, reiſte noch in der Nacht nach Baden-Baden zurück, Dr. Eduard von Liſzt nach Wien. Wir hatten uns täglich geſehen. Beim Lebewohl mahnte er mich nochmals, der bewußten Biographie zu gedenken und ſagte mir gütig, wenn ich je eines Rates, eines Freundes bedürfe, ſolle ich mich an ihn wenden. Wir ſind uns nie mehr begegnet. Als ich nach Jahren wieder nach Wien und auf Franz Liſzts Wunſch in ſein Haus kam, war er, der inzwiſchen Generalprokurator geworden, nicht mehr am Leben. Nur bei ſeinen Hinterbliebenen fand ich noch freundliche Aufnahme. —

Nun ich nach verrauſchtem Feſt in dem von Freunden und Schülern angefüllten Salon der Hofgärtnerei Abſchied vom Meiſter nahm, ſah ich auf dem Sofatiſch zwei mir von geſtern bekannte impoſante Lorbeerkränze liegen, der eine mit einer großen Schleife in den ungariſchen Landesfarben geſchmückt. „Darf ich mir ein Blatt zur Erinnerung mitnehmen, Meiſter?“ fragte ich. „Nein, kein Blatt, aber einen Kranz!“ rief er, freigebig wie immer. „Und gleich aufſetzen müſſen Sie ihn. Kommen Sie her!“ Ich mußte gehorſam den Hut abnehmen, und mit leiſer Hand drückte er mir den Kranz aufs Haar: „So iſt's ſchön. Wie prächtig der Lorbeer La Mara kleidet! Wollen Sie auch die ungariſche Schleife haben?“ — „Nur ein kleines Stücklein davon, lieber Meiſter. Es werden noch genug andere Begehrliche nach mir kommen!“ — „Nun denn, genügt Ihnen das?“ und er ſchnitt mir ein anſehnliches Stück ab und fügte noch ſeine neueſte raſch unterſchriebene Photographie hinzu, die ein Amerikaner von ihm gemacht hatte. „Gott behüte Sie, mein Kind, auf baldiges Wiederſehen in Leipzig!“

Beglückt ging ich mit meiner Beute von dannen. Kranz

und Band prangen noch heute unter meinen muſikaliſchen Reliquien.

Zum Nachſpiel ſchenkte ich mir mit Similde einen Ausflug nach Eiſenach, wo ich Bachs Geburtshaus — noch ohne ſeine jetzige hiſtoriſche Einrichtung — beſuchte. Wir ritten zur romantiſchen Burg der heiligen Eliſabeth und Luthers hinauf und machten mit Verwandten meiner Freundin eine heitere, nur durch eine kurze Wanderung durchs Annatal unterbrochene Fahrt zur „Hohen Sonne", nach Ruhla und Thal. Dort am Hörſelberg ſang Similde mit heller Stimme das Lied des Hirtenknaben aus „Tannhäuſer". Ob Frau Holle es gehört hat?

Aus dem Weimarer Himmel kam ich nun auf die Leipziger Erde herab. Meine Mutter war verreiſt, unſere Köchin inzwiſchen erkrankt. „Um nicht zu verhungern", ſchreibt Mutter meinem Bruder Adelbert, „mußte ſich Marie der Wirtſchaft annehmen, und dabei hatte ſie binnen wenigen Tagen einen Bericht (für die Illuſtrierte Zeitung) zu liefern. Da werden wohl manche Stoßſeufzer nach der lieben Mutter dem beklommenen Herzen entſchlüpft ſein! Doch muß ich ihr zum Ruhme nachſagen, daß die Vize-Hausmutter ihre ſchweren Pflichten ſo gewiſſenhaft und treu verwaltet hat, daß ſie die Zenſur Eins mit Doppelſtern verdient. Des geliebten Vaters Worte waren einſt: „Wenn ſie will, kann ſie alles!"

Liſzt hatte recht gehabt, als er ein baldiges Wiederſehen vorausſagte. Eines Sonntags — es war am 3. Juli — hatten wir ihn wieder bei uns. Er brachte die Damen Adelheid von Schorn, deren Couſine Octavie von Stein und Olga Janina ſamt einem Schwarm von Schülern mit, um einer Riedelſchen Aufführung der drei erſten Teile ſeiner

Miſſa choralis in der Nikolaikirche beizuwohnen. Dort fand ich ihn und meinen Platz an ſeiner Seite. Als Madame Janina ihn während der Fuge einer Bachſchen Motette ironiſch fragte: „Eſt-ce que c'eſt beau, maître?" entgegnete er ihr mit Nachdruck: „Certainement, Madame, c'eſt très, très, très beau!" Am Abend verſammelten ſich im Hotel de Pruſſe Riedels, Zopffs (Redakteur der „Neuen Zeitſchrift für Muſik"), Otto Reubke aus Halle — ſpäter als Univerſitätsmuſikdirektor Nachfolger von Robert Franz, ein treuer Liſztianer — der Celliſt Fitzenhagen und Stern neben ſeinen Weimaranern um ihn. Ich hatte ihm beim Kommen ein paar herrliche Roſen gereicht, die ihn erfreuten und die er lange in der Hand behielt. Bei Beginn der Tafel ließ er ſein Glas mit Champagner füllen und wandte ſich zu mir: „Sie gehören zu meinen Getreueſten. Ich weiß, Sie würden etwas für mich opfern. Ich trinke ein volles Glas auf Ihr Wohl."

Für den nächſten Tag hatten Riedels Zopffs, Zſchocher und mich mit Liſzt eingeladen. „Wir beide halten hübſch zuſammen", meinte er. „Ich muß Sie immer und überall ſehen." Auch meine Geſchwiſter, bei denen er mich wohnen glaubte, verſprach er am nächſten Nachmittag zu beſuchen. Als er mich, da ich aufbrach, nach Hauſe begleitete und den Weg nach der Nikolaiſchule einſchlagen wollte, erfuhr er erſt, daß ich in Reichels Garten hauſte. „Da wohnte eine alte gute Freundin von mir; Sie kannten ſie ja, meine gute treue Rieſe", ſagte er in warmem Gedenken. Dann ſprach er von Adelheid von Schorn. Ihre verſtorbene Mutter ſei eine treue Freundin von der Fürſtin und ihm geweſen. Das ſuche er der Tochter zu vergelten. Er erzählte von den Weimarer Wagnervorſtellungen, von ſeiner Abſicht, die nahe bevorſtehenden Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" in München, ſowie die Oberammergauer Paſſionsſpiele zu beſuchen. Er würde Frau von Mouchanoff begleiten, ob ich nicht mitkommen wolle? Auch nach allerlei Leipziger Angelegenheiten fragte er mich. „So, nun weiß ich doch, daß

Ihnen nichts mehr geſchehen kann!" rief er, als mir auf ſein energiſches Glockenziehen die Tür aufgetan ward, und ſchied mit einem Handkuß und einem „Auf Wiederſehen morgen!"

Zur Mittagsſtunde des nächſten Tages, wie verabredet, fand ich Liſzt bei Zſchocher. Man ließ ihn ſein Ave Maria hören. „Ein altes Werk", ſagte er; „ich habe es einmal in Leipzig aufgeführt." „Da war ich ſo glücklich, es zu hören. Es hat mir großen Eindruck gemacht." „Das könnten Sie heute wohl kaum behaupten!" lächelte er. Sein „König in Thule" kam an die Reihe. Er ſetzte ſich ſelbſt ans Klavier, und aus dem Lied wurde unter ſeinen Händen ein ganzes Drama. Die tüchtige und temperamentvolle Sängerin hob er weit über ihr ſonſtiges Vermögen hinaus. „Das war der Abwechſlung halber für Sie." Mit dieſen Worten nahm er wieder neben mir Platz. Er hatte heute ein beſonders reiches Maß von Geduld von nöten; denn ſeine „Conſolations" wurden „inconſolable" geſpielt. Da Madame Janina ſich mittlerweile eingeſtellt hatte, forderte er ſie auf, uns ſein Cantique d'amour zu Gehör zu geben. Sie war nicht in der Gebelaune; ſie gefiel ſich in Leipzig, wie jüngſt in Weimar, in der Rolle des Geiſtes, der ſtets verneint. Den Schlußeffekt bildete der „Ungariſche Sturmmarſch" für acht Hände. Der Komponiſt übernahm ſelbſt den zweiten Baß und brachte die Hände der Dilettanten in Bewegung, ihre Gemüter in Feuer. Ich ſtand neben ihm und unterhielt mich köſtlich dabei.

Am Ende wurde der Gefeierte gebeten, ſich in das Album des Inſtituts einzuſchreiben. Auch Madame Janina ſollte ſich darin verewigen. Sie kam nach vollbrachter Tat ſehr beluſtigt aus dem Nebenzimmer heraus und flüſterte mir zu: „O, ich habe etwas Gutes geſchrieben!" Ihr Lehrer ſchien jedoch nicht dieſer Meinung zu ſein. Er rief ſie mit ernſter Stimme an den Ort ihrer Miſſetat zurück, und erſt nach geraumer Zeit kam ſie, verweinten Angeſichts, wieder zum Vorſchein. Sie hatte ihrem Mißfallen darüber Ausdruck gegeben, daß man dem großen Meiſter zumute, ſo

geringwertige Leiſtungen anzuhören, hatte dieſe Auslaſſung aber auf Liſzts Verlangen ſofort wieder tilgen müſſen. Und er zürnte ihr ernſtlich. Noch als wir im Wagen ſaßen, der uns zum Mittagsmahl zu Riedel brachte, mußte ſie ſeinen Tadel hören: „Sie kennen das ſchöne Wort Goethes nicht, Sie wiſſen nicht, was ſich ziemt!“ Als ſie franzöſiſch zu reden begann, fiel er ihr ins Wort: „Hier ſprechen wir nicht franzöſiſch, das iſt in Leipzig nicht Mode; hier redet man deutſch. Ich verſtehe nicht, was Sie ſagen“, erwiderte er ihr immer aufs neue, bis ſie endlich deutſch ſprach.

Es war eine der liebenswürdigen Gewohnheiten Liſzts, ſeinen Nachbarinnen die Speiſen vorzulegen, und — es erging wohl anderen ebenſo wie mir — das von ihm Ausgewählte ſchmeckte ſtets noch einmal ſo gut. Diesmal ſaß er auf roſenumkränztem Stuhle und ſeine Stimmung war roſenfarben.

Nach Tiſch fuhren wir mit ihm nach der Nikolaikirche, wo Reubke, der mit uns geſpeiſt hatte, ihm die von ihm beſonders geſchätzte Orgelſonate ſeines verſtorbenen Bruders Julius — eines einſtmaligen Schülers des Meiſters — und des letzteren BACH-Fuge vorſpielte. Eine kurze Viertelſtunde ſchenkte er dann meinen Geſchwiſtern in der Nikolaiſchule, und weiter gings zu einer großen Aſſemblee bei Zopffs. Sie veranſtalteten allmonatlich an zwei Sonntagen muſikaliſche Nachmittage für einen ausgebreiteten Hörerkreis, bei denen viel Gutes, aber daneben auch Mittelmäßiges dargeboten wurde. Heute waren zahlreiche Neugierige erſchienen, viele, die ſich nicht zu Liſzt bekannten, auch Holſteins unter ihnen. Der Flügel ſtand offen — aber er blieb unberührt. Dem Meiſter war der Hausherr wenig ſympathiſch. Er kam aus Höflichkeit, ſeines Bleibens aber waren nur wenige Minuten. Harrte unſerer doch am Abend abermals Muſik. Wir dankten ſie dem aufopfernd tätigen Riedel, der, als Vorſitzender des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins, den Leipziger Zweigverein desſelben alljährlich durch mehrere auserleſene Konzerte begünſtigte.

Herr und Frau Jaëll ſpielten Raffs Chaconne, Frau Merian ſang, von Laſſen begleitet, Lieder von dieſem, ſodann unter Liſzts Begleitung deſſen „Mignon“ und „Die drei Zigeuner“ ſo poeſievoll, wie ſie zu ſingen pflegte. Madame Janinas geiſtreich virtuoſer Vortrag vom „Mephiſtowalzer“ des Meiſters wurde leider durch eine Ohnmacht der Spielenden unterbrochen. Schließlich ſchenkte uns Liſzt mit Jaëll vereint ſeinen „Mazeppa“. Ein Zuſammenſein im Hotel de Pruſſe beendete die ereignisreichen Tage.

Zwei Wochen ſpäter erſchallten Kriegsdrommeten durch das Land. Am 19. Juli erklärte Frankreich Deutſchland den Krieg. Ein Internationaler Hilfsverein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, wie er ſchon 1866 tätig geweſen war, bildete ſich unter Beitritt des von der damaligen Kronprinzeſſin Carola von Sachſen gegründeten „Albertvereins“ von neuem. Bereits am 21. Juli wurde eine Arbeitsſtätte Leſſingſtraße 23 unter Similde Gerhards Leitung eröffnet. Ihre Mutter hatte patriotiſchen Sinnes ihr Haus dazu zur Verfügung geſtellt; von deſſen Dache herab wehte nun die weiße Flagge mit dem roten Kreuz. Die künſtleriſch ausgeſchmückten Räume, vor allem der von Öſer gemalte, durch zwei Stockwerke geführte herrliche Feſtſaal, in dem ich ſpäter mein Schriftſtellerheim aufſchlug, der Garten mit Tempel und Lauben bevölkerten ſich des Morgens von 9 bis 12, des Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, und bald regten ſich daſelbſt nahe an zweihundert Frauenhände, um Verbandzeug aller Art anzufertigen, oder von auswärts zugeſandte Gegenſtände auszubeſſern und umzuarbeiten. Mir fiel das Amt des Schrift- und Buchführers zu. Ich mußte unzählige Bitt- und ſpäter Dankbriefe ſchreiben, denn die Opferfreudigkeit war groß, groß wie die Begeiſte-

rung, der Eifer, der nationalen Sache zu dienen. Unglaubliche Mengen Verbandzeug und Wäsche wurden bei uns gefertigt. Das bekundeten die Verzeichnisse der abgelieferten Gegenstände, die von mir zusammengestellt und durch die Depot-Deputation des Internationalen Hilfsvereins als Quittung im Leipziger Tageblatt veröffentlicht wurden.

Es war eine unbeschreiblich erregte Zeit. Jede Nachricht vom Kriegsschauplatz wurde heißhungrig verschlungen. Bei jedem Sieg prangte die ganze Stadt im Fahnenschmuck und Jubel über Jubel wurde laut, so sehr einem das Herz blutete im Gedanken an die Opfer, die er gekostet. Nie vergesse ich die Bewegung, die am Morgen des 3. September die Straßen durchwogte, als die Botschaft eingetroffen war, Mac Mahon habe sich ergeben, Kaiser Napoleon sei gefangen. Einer rief es dem andern freudebebend zu, Fremde drückten sich die Hand, umarmten einander, indes von allen Türmen der Stadt die eherne Stimme der Glocken den Jubel feierlich durchtönte und himmelan wies. Am Abend flutete ein Lichtmeer durch Plätze und Straßen. Kein Haus blieb dunkel, auch der Arme zündete dankbar sein Flämmchen an.

Im Oktober teilte sich meine Tätigkeit, gleich derjenigen Simildes, zwischen der fortgesetzten, nun aber auf zwei Tage der Woche beschränkten Arbeit in der Lessingstraße und der Verwaltung des Barackendepots auf dem Exerzierplatz. Dahin wanderten wir, die Rote-Kreuz-Binde am Arm, zweimal wöchentlich, früh acht Uhr, Wind und Wetter, Schnee und Kälte zum Trotz. Am 2. Januar 1871 sank das Thermometer auf 22 Grad Réaumur. Im Juni 1871 mußten wir einmal, der aus ihren Ufern getretenen Pleiße wegen, auf dem Kahn durchs Rosental heimfahren. Wir hatten unser Lazarettdepot in Ordnung zu halten, aus diesem die von den Ärzten verlangten Gegenstände zu verabreichen und die Aufsicht über das weibliche Dienstpersonal zu führen, mitunter auch Wäsche und Betten in den Baracken selbst zu revidieren, gleichviel ob diese mit Typhus-

oder Scharlachkranken belegt waren, wie dies bei einer mir obliegenden Reviſion der Fall war. Man verlor eben allmählich alle Anſteckungsſcheu. Nach jedem Gefecht, jeder Schlacht kamen uns arme Opfer zu, darunter viele verwundete Franzoſen, mit ihnen Turkos, Zuaven, Spahis. Den Dank manchen Franzmanns erwarben wir uns, indem wir in ſeinem Namen Briefe an ſeine Angehörigen ſchrieben. Neben Typhus und Scharlach graſſierten plötzlich auch Pocken. Wir mußten uns eilig impfen laſſen, nachdem eines Morgens, unſerem Zimmer gegenüber, einer unſerer Ärzte von der ſchlimmen Krankheit erfaßt, im Siechkorb fortgeſchafft worden war.

Am 3. Oktober beſuchte König Johann von Sachſen das Fechtboden-Depot. Wir hatten die Ehre, ihm vorgeſtellt zu werden. Und gleicherweiſe tags darauf der Kronprinzeſſin, der nachmaligen Königin Carola, als ſie die Arbeitsſtätte Simildes zu deren höchſter Freude durch ihr Erſcheinen auszeichnete. Vor Weihnachten verhalf ein Verkaufsbazar zu reicher Einnahme und wir beſcherten unſeren Verwundeten in den Baracken.

Die Kapitulation von Paris wurde am 29. Januar 1871 im Theater durch eine Feſtvorſtellung gefeiert. Unter Illumination wurde zum Schluß vom Theaterbalkon herab „Die Wacht am Rhein" und „Nun danket alle Gott!" geſungen.

Den erfolgten Friedensſchluß begingen wir in unſern Baracken am 5. März durch eine ergreifende gottesdienſtliche Feier, die Paſtor Pinkau abhielt. Abends vereinigten ſich die Studenten zu einem Fackelzug. Tags darauf, am Sonntag, predigte Paſtor Ahlfeld in ſeiner ſchlichten apoſtoliſchen Weiſe. Feſtlicher Geſang ertönte darnach auf dem Auguſtusplatz. Abends illuminierte Leipzig ein zweites Mal nach der Übergabe von Paris. Wenige Tage darauf, am 11. März erleuchtete man wiederum, dem vom Kriegsſchauplatz wiederkehrenden ſächſiſchen Kronprinzen zu Ehren, den Schwanenteich vor dem königlichen Palais und ließ ihn in bengaliſchem Feuer aufflammen.

Auch die gefangenen, auf dem Exerzierplatz internierten Franzosen ließen es an einer Friedensfeier auf ihre Art nicht fehlen. Mit echt französischer Leichtlebigkeit veranstalteten sie am 19. März im Alten Theater eine Aufführung dreier Lustspiele, wobei die Frauenrollen vortrefflich von Männern gespielt wurden. In den Zwischenakten sangen sie Kouplets. Als Ehrengäste waren wir eingeladen und unterhielten uns dabei aufs beste.

Erhebenden Eindrücken durften sich Similde und ich hingeben, als wir dem festlichen Einzug der sächsischen Truppen in Dresden am 11. Juli beiwohnten. Frau Marie Simon — „Mutter Simon" nannten sie die Soldaten — eine massive, äußerlich wenig sympathische Erscheinung, deren organisatorische Begabung in der Krankenpflege sich während und nach der Kriegszeit glänzend bewährte, wies uns selbst auf der ersten Reihe der auf dem Neumarkt errichteten Tribüne die besten Plätze an. Von halb zehn bis halb drei Uhr hielten wir auf unserem Sitz den sengenden Strahlen der Julisonne stand und ließen das historische Bild an uns vorüberziehen, indes brausende Willkommenrufe die Siegreichen grüßten und die stolze Elbestadt ihren blendendsten Farbenschmuck angelegt hatte.

Als der Juli seinem Ende nahte, war auch das Ende unsrer Tätigkeit gekommen. Eine ernste hohe Zeit hatten wir durchlebt und durcharbeitet, nun sollte diese Gemeinsamkeit, allen zur Erinnerung, auch im Bilde festgehalten werden. Wir zehn Depotdamen ließen uns photographieren und tauschten unser Konterfei mit dem der unser Depot leitenden Herren Stadtrat Gruner, Medizinalrat Sonnenkalb und Lazarettinspektor Meisel aus.

Unsere Arbeitsstätte hatte so viele beschäftigt, daß eine geteilte photographische Aufnahme erforderlich war, damit wenigstens die am regelmäßigsten Wiederkehrenden Raum im Bilde fanden. Nur Similde und ich sind als die beständig Anwesenden auf beiden Aufnahmen, die in Gerhards Garten stattfanden, wiedergegeben.

Alle dieſe Gedenkzeichen ſtehen vor mir, während ich dieſe Zeilen niederſchreibe. Als weitere Zeichen dauernder Erinnerung ſind mir, neben einem gedruckten Dankſchreiben der Kronprinzeſſin, das ſächſiſche Erinnerungskreuz für 1870 und 1871, die preußiſche Medaille für Pflichttreue im Kriege, ſowie nachmals die zum hundertſten Geburtstag Kaiſer Wilhelms I. geſtiftete Medaille verblieben.

Modelle der Studienköpfe

1871—1875

Im Verlaufe dieſer ein volles Jahr währenden Sorgen und Mühen war ich auch ſchriftſtelleriſch nicht müßig geblieben. Ich hatte im November 1870, als beſcheidene Feſtgabe zur Beethoven-Jahrhundertfeier, eine kleine Biographie des Großen veröffentlicht, die den Keim zu meiner nachmals vertieften im vierten Band der „Studienköpfe" bildet. Die zur Zeit vorhandenen Quellen waren darin ſelbſtverſtändlich benutzt, doch lag die Beethovenforſchung damals noch im argen. Von Thayers grundlegender großer Biographie konnte ich mir nur den einzig erſchienenen erſten Band (1866) zugute kommen laſſen. Es war in erſter Linie die von der Kritik betonte „glutvolle und doch klar bewußte Hingabe an den Gegenſtand", die meinem anſpruchsloſen Schriftchen Freunde gewann. Als ich es der Fürſtin Wittgenſtein ſchickte, kam mir dies Echo von ihr zurück:

„Ich hoffe, liebe Frau, Sie zürnen mir nicht, wenn ich der Freude über den Empfang Ihres ſcharmanten Buchs nicht ſogleich Ausdruck gab. Indeſſen habe ich mich wenigſtens beeilt, Ihnen die gewünſchte kleine Schrift über Cherubini ſofort zukommen zu laſſen. Danke ich es Ihnen doch

aufrichtig, daß Sie mir Gelegenheit gaben, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweiſen, und iſt mir doch jede ſolche Gelegenheit willkommen, da ich mich Ihnen durch das Vergnügen, Sie zu leſen und Sie überhaupt ſchreiben zu ſehen, verpflichtet fühle.

Ich ſpreche Ihnen kein beſonderes Lob über Ihren Beethoven aus. Sie werden es von anderen ſchon genugſam gehört und geleſen haben. Doch erlauben Sie mir, all dieſen ſo wohlverdienten Lobſprüchen hinzuzufügen, daß mich Ihre ſchriftſtelleriſche Tätigkeit in meiner Eigenſchaft als Frau mit Stolz erfüllt. Ohne den Frauen im geringſten das Gebiet reiner Phantaſietätigkeit, auf dem ſie eine ſo feine Empfindung und Beobachtung bekunden, entziehen zu wollen, entzückt es mich, ſie durch Sie ermutigt zu ſehen, ſich auf Wegen zu verſuchen, wo ſie zum Vorteil der Geiſteswelt gleicherweiſe durch ihre Feder die Nadel und Spindel erſetzen können, die durch die Maſchinen getötet worden ſind.

Wie oft führe ich Sie als Beiſpiel an; denn Sie zeigen, was viele unter uns mit ihrer Muße tun können und ſollen. Mit Glück haben Sie ſich ein Gebiet erwählt, wo, ohne in die wiſſenſchaftliche Trockenheit überzugreifen, in der die Frau ihre beſten Vorzüge verliert, ohne die des Manns zu gewinnen, ſie den ihr von Natur verliehenen Gaben der Beobachtung und des Gefühlsausdrucks ſehr wohl ein reelles, ſolides hiſtoriſches Intereſſe vereinigen kann. Die Kunſt iſt tatſächlich ein Bereich, innerhalb deſſen die Frauen ſich nicht genug akklimatiſieren können, damit es den Männern um ſo beſſer gelingt.

Ich vermag Ihnen nicht zu ſagen, wie ſehr mich der Tod von Frau Pohl ergriffen hat. Niemand hat die vorzüglichen Eigenſchaften dieſer tugendhaften und liebenswürdigen Frau mehr geſchätzt als ich. Aufrichtig teile ich Ihren Schmerz und gedenke teilnehmend deſſen, was ihr Mann an ihr verloren hat.

Nochmals herzlichſten Dank für Ihre intereſſante Gabe, die ſchon von mehreren Perſonen in Rom genoſſen worden

ist. Ich vereine diesem Dank all meine Wünsche für ein glückliches Jahr und den Ausdruck meiner besonderen Sympathie und ausgezeichneten Hochachtung.

Fürstin Carolyne Wittgenstein.

12. Januar 71, Rom."

Die Fürstin hatte die Güte, mir eine nicht durch unsern Buchhandel zu erlangende Broschüre über Cherubini, welcher Meister mich zur Zeit beschäftigte, zu verschaffen. Am 8. Februar 1871 schrieb sie mir wieder:

„Tausend herzlichen Dank, liebe verehrte Frau, für Ihren Brief, der mir so angenehm war. Es wird mir eine wahre Freude sein, Sie wiederzusehen und Ihnen persönlich all meinen Dank und alle meine Glückwünsche zu Ihrer weiteren literarischen Tätigkeit auszusprechen.

Hier ist die Photographie, die Sie wünschen — die einzige, die je von mir gemacht wurde auf einen hohen Wunsch wegen des, wie man sagt, gelungenen Kostüms zu den päpstlichen Audienzen. Der Ausdruck ist etwas trüb wegen Sonne und materiellen Schwierigkeiten. Vielleicht ist er auch in Wirklichkeit manchmal so gewesen. Die Seele aber ist heiter, hell, freudvoll, wenn sie besonders so vieles Schöne sieht, wie es sich in der Welt der Kunst, im Bereich des „irdischen Himmels" bewundern läßt.

Nehmen Sie, liebe Frau, meine aufrichtigsten freundschaftlichen Grüße.

Fürstin Carolyne Wittgenstein."

Oftmals staunte ich, daß in jener Zeit heftigster patriotischer Erregung das gesellige und künstlerische Treiben seinen stetigen Fortgang nahm, daß man, tags über im Lazarett, das Elend in hundertfältiger Gestalt vor Augen, fähig war, sich am Abend froher Unterhaltung mit Freunden oder Kunstgenüssen hinzugeben. Nach wie vor folgte ich vielen Einladungen, besuchte Vorlesungen, Konzerte,

auch die noch im traulichen Halbdunkel des alten Gewandhausſaals ſtattfindenden Proben, zu denen mir, dank meinem Gönner Generalkonſul Clauß, Frau von Arthabers Vater, der Zutritt regelmäßig offen ſtand. Seiner Gattin, meiner verehrten mütterlichen Freundin, deren zurückhaltende, melancholiſche Art ſo vielfach als Kälte mißverſtanden ward, leiſtete ich, da ſie leidend und halb blind war, mit Vorliebe Geſellſchaft. Häufig ſaß ich ihr auch im Theater, im ſogenannten „Erbbegräbnis" zur Seite, mit welch geſchmackvollem Namen man die Mittelloge im linken Proſzenium bedachte, darin ſie, abwechſelnd mit den früher erwähnten Fräulein Schumanns, ihre Plätze hatte.

Anfangs Juli gab es für die Leipziger Liſztfreunde zwei Freudentage. Die Aufführung zweier ſeiner Tonwerke: des „Ave Maria" und der „Seligkeiten", in der Nikolaikirche durch Riedel ſchenkte uns den geliebten Meiſter wieder. Ich traf ihn zufällig vor der Kirche und wurde auf ſeinen Wunſch „ſeine Nachbarin". Zur anderen Seite ſaß ihm eine Fürſtin Gagarin, mit der er mich bekannt machte. Er hatte diesmal nicht in dem ſich nun zur päpſtlichen Unfehlbarkeit bekennenden Rom, ſondern in Szegzard bei ſeinem Freund Baron Auguſz und in Budapeſt überwintert und erſchien mir ſehr wohl und jünger ausſehend. Sein erſtes Wort galt meiner Beethovenbroſchüre. Seine Nachſicht nannte ſie eine feine reizende Arbeit, die er mit Freuden zweimal in Peſt und in Wien geleſen habe. Beſonders hob er die Behandlung der Liebesepiſode hervor, die zu Schindlers „Hausknechtsart" in wohltuendem Gegenſatz ſtehe.

Inmitten des Konzerts, noch rechtzeitig um die Liſztſchen Stücke zu hören, um deren willen er kam, erſchien Carl Tauſig, ſeinen Meiſter begrüßend. Beim Abendeſſen mit dieſem im Hotel de Pruſſe geſellte ſich Tauſig mir und wir waren bald in feſſelnder Unterhaltung begriffen. Er gab ſich außerordentlich liebenswürdig, obwohl er über fortwährendes Kopfweh und Ungegriffenſein klagte und keine Speiſe anrührte. Doch hoffte er von einem Kurauf-

enthalt in Ragaz in Gesellschaft seiner Freundinnen Frau von Mouchanoff und Gräfin Krockow erwünschte Wirkung. Lebendig sprach er sich über seinen mit Gräfin Schleinitz entworfenen Plan zur Verwirklichung des Bayreuther Gedankens aus. Die Idee, mittelst zu werbender Patrone die Summe von 300000 Talern zusammenzubringen, um den Bau des Festspielhauses und in diesem die Inszenierung und Aufführung des „Ringes des Nibelungen" durch eine ausgewählte Künstlerschar zu ermöglichen, war von ihm ersonnen. Er versprach, mich am anderen Tag zu besuchen, um mir noch Eingehenderes darüber mitzuteilen, und scheidend stießen wir auf das morgende Wiedersehen an. Doch sein Geschick wollte es anders. Zum letzten Male hatte er sich an diesem Abend heiterer Geselligkeit erfreut. Der nächste Morgen schon warf ihn auf das Krankenlager, von dem es kein Erheben für ihn gab. Der Typhus überwältigte die schon an sich zarte, durch jahrelange Überanspannung seiner Nerven geschwächte Natur des Dreißigjährigen.

Noch ahnte Liszt nichts von der seinem Liebling drohenden Gefahr, als er mich am Morgen des 3. Juli zu Zschocher führte. Wieder ließ er sich gütig herab, sich an der Ausführung seines Künstlerfestzugs, seines Kreuzrittermarschs und des Hexamerons, wie des Wagnerschen Kaisermarsches zur Aufmunterung der jungen Kunstbeflissenen zu beteiligen. Dem anwesenden Professor Lobe zu Ehren, spielte er darauf mit dem bei ihm in Weimar studierenden Herrn von Schlözer seine prachtvolle symphonische Bearbeitung des Rákóczymarschs, von der er mir sagte, er habe sie aus Rücksicht für Berlioz und dessen Aufnahme des Marschs in seine „Damnation de Faust" seit Jahren in seiner Mappe schlummern lassen.

Am Nachmittag hatte Riedel für ein weiteres musikalisches Miteinander gesorgt. Das Programm nannte: Suite von Goldmark für Violine und Klavier, von Robert Heckmann — dem Gründer des nachmaligen renommier-

ten Cölner Quartetts dieſes Namens — und Marie Hertwig, ſeiner ſpäteren Frau, geſpielt; Liſztſche Lieder, von Marie Klauwell und Eugen Gura geſungen, L'Inferno aus Liſzts Dante-Symphonie, vom Komponiſten und Fräulein Dietrich aus Prag vorgetragen, das Benedictus aus der Krönungsmeſſe, vom Meiſter mit Heckmann und die BACH-Fuge von ihm allein geſpielt.

In der Morgenfrühe des 17. Juli verſchied Carl Tauſig im Leipziger Krankenhaus. Die Freundinnen, die die Gefährtinnen ſeiner Schweizer Reiſe ſein wollten, hielten Wacht bei ihm, als er ſeine letzte Reiſe ins ferne unbekannte Land antrat. Frau von Mouchanoff machte Liſzt in Weimar Mitteilung über die letzten Stunden ſeines großen Schülers. Gräfin Krockow gab meiner Teilnahme Antwort auf meine Fragen nach dieſem frühen Ende. Die Freunde des Verſtorbenen ließen ſeine Reſte nach Berlin übertragen, wo ſie am 21. Juli im Friedhof der Jeruſalemer Gemeinde der Erde übergeben wurden.

Erfüllt von der Erinnerung an mein letztes Zuſammenſein mit dem, den ich oft als ebenbürtigen Kunſtgenoſſen Bülows und Rubinſteins bewundert hatte, drängte es mich, ihm einen Nachruf zu widmen, und, wie gewohnt, befragte ich Liſzt um ſeine Meinung, zugleich einige Daten von ihm erbittend. Er erwiderte:

„Verehrter liebenswürdigſter Biograph, Abermals eine vortreffliche Eingebung; folgen Sie ihr ohne Zögern und beſchenken Sie uns bald mit einem anmutigen, kräftigen Charakterbild von Tauſig. In welchem der fünfziger Jahre ſein Vater ihn nach Weimar führte, iſt mir nicht erinnerlich; wohl aber, wie ſehr mich beim erſten Anhören ſein außerordentliches Talent erſtaunte. Die geiſtigen Klauen und Schwingen regten ſich ſchon gewaltig bei dem kaum vierzehnjährigen, ſchwächlich ausſehenden Jüngling. Ich hatte Bedenken, ſeinen weiteren Unterricht zu übernehmen, und beſchied den Vater ablehnend, mit dem Bemerken, daß bei einer ſolch

rieſigen Organiſation die freie, ſelbſtändige Entwickelung, ohne Lehrer, die fruchtbarſte ſei. Indeſſen beſtand Tauſig darauf, bei mir zu verbleiben. Er ſtudierte übermäßig, verhielt ſich meiſt zurückgezogen in Weimar und hatte manchmal kleine Händel, zufolge ſeines ſcharf ironiſchen Humors. Man beſchuldigte mich, ihn durch übertriebene Nachſicht zu gatieren. Ich konnte wohl nicht anders und liebte ihn von Herzen. Bei mehreren kleinen Reiſen, wozu mich damals die Aufführungen meiner Werke veranlaßten, begleitete mich Tauſig, unter andern nach Dresden, Prag und Wien. Später wohnte er ziemlich lange in Wien, veranſtaltete da ein paar Konzerte zu dem Zwecke, einige ſymphoniſche Dichtungen aufzuführen, die er ſelbſt dirigierte — vermochte aber nicht, ſich gänzlich Bahn zu brechen. Er mußte weiter ringen und in mißlichen Verhältniſſen ausharren, bevor es ihm gelang, die gebührenden Erfolge zu erreichen. Die Feſtſtellung ſeines glänzenden Rufes datiert erſt ſeit einigen Jahren in Berlin, Leipzig etc.

Im Frühjahr 61 traf ich Tauſig in Paris (nach dem Tannhäuſer-Skandal) und kehrte mit ihm nach Weimar zurück zur Tonkünſtler-Verſammlung. Bülow dirigierte auswendig die Fauſt-Symphonie (mit genaueſter Angabe der Lettern bei den Proben!) und Tauſig ſpielte wundervoll das A-dur-Konzert. Seither ſah ich ihn nur zweimal: vorigen Mai bei der Weimarer Tonkünſtler-Verſammlung (wo er Beethovens Es-dur-Konzert geſpielt) und jetzt ...

Frau Gräfin Krockow gibt Ihnen getreueſte Auskunft; auch unſer Freund R. Pohl kann Ihrer Arbeit förderlich ſein. Meines Wiſſens hat niemand das Genie Tauſigs, ſein dämoniſch ideelles Weſen ſo ſcharfſichtig, fein und ich möchte ſagen, mit ſo ſchöner weiblicher Divination erfaßt, als Frau von Mouchanoff (geborene Gräfin Neſſelrode). Leider ſind die zwei Briefe, worin ſie mir von Tauſig ausführlich ſchrieb, in Rom geblieben. Tauſig widmete ihr ſeine letztens erſchienenen zwei Etüden Op. 1, und ſie war

ihm ſtets eine höchſt verſtändnisvolle, milde Gönnerin. Gedenken Sie ihrer beſonders in dem Charakterbild.

Von den Herausgaben Tauſigs wären hauptſächlich mit vollſtem Lob zu betonen ſeine meiſterhaften Bearbeitungen der Beethovenſchen Quartetten, der Toccata und Fuge von Bach (D-moll), des Marſchs von Schubert; die drei Stücke aus ‚Triſtan und Iſolde‘, der Klavierauszug der ‚Meiſterſinger‘, des Kaiſermarſchs, die ‚Nouvelles Soirées de Vienne‘ und die letzten zwei Original-Etüden. Empfehlen Sie auch, zu gunſten der Pianiſten und als dankbaren Verlagsartikel, das baldige Erſcheinen ſeiner ſehr zu rühmenden und maßvoll gehaltenen Bearbeitung des erſten Konzertes von Chopin (E-moll). Dieſe Einrichtung der Partitur und des Klaviersatzes iſt vollſtändigſt gelungen, gleichzeitig ſtil- und effektvoll.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung und dankbaren Ergebenheit.

Sonntag, 23. Juli 71. F. Liſzt.

Schloß Wilhelmsthal.

Mitte dieſer Woche komme ich nach Weimar zurück und verbleibe noch bis 5., 10. Auguſt.

Über das Bild von Tauſig befragen Sie Frau Gräfin Krockow.“

★ ★

★

Der Sommer ſtand auf der Höhe. Nach den reichlichen Anſtrengungen und Erregungen dieſes letzten Jahres bedurften ich und Similde der Erholung. Die Oberammergauer Paſſionsſpiele waren das Ziel unſrer Wünſche. Doch auf Umwegen wollten wir ſie erreichen. Unſere erſte Station ſollte Oberſtdorf im Allgäu werden. Nahebei in Loretto hatten ſich Holſteins angeniſtet. Da hauſten ſie zu dreien — die Schweſter Franz von Holſteins, Helene, lebte mit ihnen — neben drei Votivkapellen, im kleinen, von Linden

umschatteten Meßnerhäuschen, darin seine drei Opern das Dasein empfingen. Selbst für einen Gast war in der Enge noch Raum, wenigstens für einen so intimen, als es die Tochter von Moritz und Susette Hauptmann war.

Das erste, was Herr von Holstein sich bei uns Ankömmlingen angelegen sein ließ, war unsere Toilette ins Ländliche umzugestalten. Bergschuhe, große Hüte, derbe buntfarbige Unterröcke, rote Sonnenschirme waren seiner Ansicht nach unentbehrlich für Oberstdorfer Bergwanderungen, und wir folgten seinen Anweisungen wie brave Kinder. Frau von Holstein hatte selbst eine praktische Art erfunden, bei Ausflügen den nötigen Mundvorrat samt Geschirr ohne Belästigung unterzubringen. Sie befestigte an ihrem Gürtel verschiedene Säcke, deren jeden sie mit Gebäck, Zucker, Tassen und allem Möglichen anfüllte. Beim Übersteigen oder Durchkriechen von Zäunen gab es freilich zuweilen Scherben im Sack. Aber das verschlug ihr wenig.

Wir erstiegen zusammen die grüne Waldnacht des einsamen Freibergsees; kochten am selbstgemachten Feuer bei der Schwandener Bäuerin mitgebrachten Kaffee, schmausten Kuchen aus einem der gehaltvollen Säcke und ließens uns, ins Gras gestreckt, wohl sein. Oder wir gaben uns in Wasach, oder bei den rasenden Wassern des „Höllentobels" ein Stelldichein, fuhren auch, den ragenden Spitzen des „wilden Manndli" und der „Mädeli-Gabel" entgegen, nach dem seinem Namen entsprechenden Einödsbach, durchwanderten mit dem Mannheimer Theaterintendanten Julius Werther das adlerreiche zerklüftete Oytal, schauten mit einem Wort von allen Seiten in die Hochgebirgsherrlichkeit hinein.

Das geliebte Blockhaus, das Holsteins sich später auf dem „Burgstall" bauten und das Frau von Holstein noch im letzten Sommer ihres Lebens bewohnte, existierte damals nur in der Phantasie. Als es Leben gewann, haben unsere Augen es nicht gesehen. Dafür waren wir im ‚Sachsenhaus', einer Herrn Gustav Mayer-Frege und den Seinen aus Leipzig gehörigen Villa, freundlich aufgenommen und

durften, als wir Oberſtdorf verließen, dankbar nur guter Stunden gedenken.

Eine abwechslungsvolle dreitägige Fahrt im offenen Zweiſpänner brachte uns aus dem Tale der Iller in das des Lechs und der Loiſach, über Reutte, Planſee, Füſſen, Hohenſchwangau, Lermos nach Garmiſch. Noch war Neuſchwanſtein, die phantaſtiſche Burg König Ludwigs II., nicht zur Vollendung gediehen. Hände ohne Zahl förderten den zufolge ſeiner Lage doppelt ſchwierigen Bau, an deſſen gewaltigen Verhältniſſen gemeſſen, ſein Gegenüber, das märchenhafte Hohenſchwangau, faſt zierlich erſcheint.

Großartiger ohne Frage als der Talkeſſel Oberſtdorfs iſt jener von Garmiſch und Partenkirchen. Doch fingen ſich Glut und Gewitter in dem weiten Tal während unſerer Anweſenheit ſo ohne Ende feſt, daß ſie mir, trotz manch ſchönen Ausflugs, den wir mit dem wiedergefundenen Freund Fichte unternahmen, den Aufenthalt verleideten. Nichts von Behaglichkeit wußte unſere Unterkunft in Garmiſch; war doch jedes Haus weit und breit von Ammergaureiſenden in Beſchlag genommen. Und ſchon am erſten Sonntag begaben auch wir uns auf die Wallfahrt.

Ich will nicht wiederholen, was von zahlreichen Federn geſchildert worden iſt, will nach dreimaligem Miterleben dieſes religiöſen Volksſchauſpiels nur betonen, daß ſeine größten Wirkungen im maleriſch-plaſtiſchen, ſeine weitaus geringſten im ſprachlichen und muſikaliſchen Teile liegen, dem eine gründliche Reform dringend zu wünſchen wäre.

★ ★
★

Meinen Aufſatz über Tauſig hatte ich auf der Reiſe geſchrieben und die „Gartenlaube" brachte ihn im September zum Abdruck. Ein Brief Liſzts dankte mir dafür:

„Verehrte Gönnerin,

Ihrer anmutigen, treffend charakteriſierten Skizze Tauſigs wäre nur ein einziger Vorwurf zu machen: nämlich daß

Sie mir ein zu günſtiges Lob zuerkennen. Verzeihen Sie, wenn ich darüber nicht rechten kann, und genehmigen Sie meinen herzlichen Dank für dieſe neue Gabe Ihrer edelmütigen Güte.

Vorigen Sonntag (22. Oktober) gewährte mir Bülow die große Freude ſeines Beſuchs. Er verbleibt noch bis Neujahr in Florenz, unternimmt dann eine kategoriſche Konzertreiſe nach Wien, Peſt, Prag, Berlin, Leipzig und begibt ſich Ende April nach London.

Seine vollendete Meiſterſchaft als Virtuos — im ſchönſten Sinne des Wortes — ſteht im Zenith. Auf ihn paßt Dantes Ausdruck: ‚ein Meiſter derer, die wiſſen.‘

Nochmals herzlich dankend und die Vermehrung der ſinn- und erfolgreichen Schriften La Maras wünſchend, verbleibt Ihnen verehrungsvoll und treu ergebenſt

25. Oktober 71. Rom.

F. Liſzt.

In 14 Tagen reiſe ich nach Peſt.“

Zur Weihnachtszeit lag der zweite Band meiner „Studienköpfe“ fertig vor, der ausländiſche Meiſter: Cherubini, Spontini, Roſſini, Boieldieu, Berlioz umfaßt.

Für meine Arbeit über Cherubini waren mir, wie früher erwähnt, die mir durch Frau Jeſſie Lauſſot erſchloſſenen Beziehungen zu ſeiner Tochter, Signora Zenobia Roſellini, ſehr wichtig, die als Witwe des berühmten Ägyptologen Ippolito Roſellini — Champollions Gefährten — bis zu ihrem 1887 erfolgten Tode in Piſa lebte. Sie nannte mir nicht nur die zuverläſſigſten franzöſiſchen und italieniſchen Quellen, ſie teilte mir auch Selbſterlebtes, Äußerungen und Briefe ihres großen Vaters mit. Der deutſchen Sprache nicht mächtig, trug ſie für Überſetzung meiner Studie ins Italieniſche Sorge und brachte ſie, als „das Beſte, was über Cherubini geſchrieben ſei“, wie ſie ſagte, in der Florentiniſchen Zeitſchrift „Riviſta Europea“ zum Abdruck. Zu meiner Freude konnte ich mich ihr mehrere Jahre ſpäter

(1878) dadurch dankbar erweisen, daß ich den Verkauf des äußerst reichhaltigen musikalischen Nachlasses Cherubinis, auf dessen Existenz der Bachbiograph Professor Spitta durch meine Skizze aufmerksam geworden war, an die königliche Bibliothek zu Berlin vermittelte.

Einiges Neue gelang mir auch über Spontini beizubringen. Eine erstaunliche Konfusion herrschte bis dahin bezüglich seiner Geburts- und Sterbedaten. Jeder seiner Biographen nannte einen anderen Tag, ein anderes Jahr. Ich ließ mir durch den Pfarrer von Majolati, Spontinis Geburts- und Sterbeort, authentische Abschriften aus den Kirchenbüchern schicken und stellte somit zuerst die richtigen Daten fest. Ein paar charakteristische Details verdankte ich der mir durch Gerhards bekannt gewordenen lieben alten Frau Seidler-Wranitzky, die einst, gleich der Agathe im „Freischütz", mehrere Spontinische Partien unter Führung des Maestro in Berlin kreiert hatte.

Den meisten Beifall trug mir das Lebensbild von Berlioz ein. „Gewiß", schrieb der Beethovenforscher Kalischer, „hat noch niemand diese leidensdüstere, großartige Künstlererscheinung so lebenswahr, glühend vor Liebeseifer gezeichnet, wie die Verfasserin."

Die Fürstin Wittgenstein gab mir wieder ein gütiges Zeichen ihres Anteils:

„25. Januar 72, Rom.

Ich habe, liebe Frau, Ihr so interessantes und anziehendes Buch empfangen, und wenn ich Ihnen nicht schon früher dafür Dank sagte, so trägt der Jahreswechsel daran Schuld, der, zumal bei Personen von schwacher Gesundheit, viel Zeit in Anspruch nimmt. Sie werden erraten haben, daß wenn Ihnen das in Ancona erschienene Werkchen über Spontini nicht zuging, es absolut unmöglich war auch nur ein einziges Exemplar davon aufzutreiben. Umso mehr erfreut es mich zu hören, daß es Ihrer unermüdlichen Beharrlichkeit gelungen ist, andere Quellen zu entdecken, um als Erste einige historische Punkte unanfechtbar festzustellen.

Aufrichtig beglückwünsche ich Sie hierzu, denn dies sind Dienste, die Sie der Kunstgeschichte erweisen.

Beschreitet man einen so ernsten Weg wie Sie, so muß man naturgemäß mehr auf die Erkenntlichkeit einiger weniger Zeitgenossen, sowie auf die der Nachwelt, denn auf einen sofortigen lauten Erfolg bei den Mitlebenden rechnen. Es ist mir immer erschienen, als ob in der Welt der Wissenschaft und Kunst Ruhm wie Verdienst sich entweder nach der Breite oder nach der Höhe hin, in der Zeit oder im Raume entwickeln. Entweder erwirbt man einen raschen, sich weithin ausdehnenden, doch wenig dauernden Erfolg, oder man gewinnt ihn langsam, gleichsam im Dunkeln, aber dafür auf lange Zeit. Man muß zwischen beiden wählen, zumal wenn man ein mehr im Intellektuellen als im Erfinderischen gelegenes Gebiet bearbeitet. Was mich betrifft, so habe ich meine Wahl bei Zeiten getroffen. Als ich Liszts Tätigkeit so viel umstritten sah, faßte ich bald Beruhigung, indem ich mir sagte, daß es kommenden Geschlechtern vorbehalten sei, in seinen Werken die Früchte zu genießen, die das gegenwärtige Geschlecht zu kosten und zu verdauen außer stande ist.

Lassen Ihre historischen Arbeiten, liebe Frau, das sofortige Echo vermissen, das jeder Arbeitende zu vernehmen wünscht (sei es auch nur, um zu erfahren, ob die von ihm angestimmte Tonart die rechte sei), so sehen Sie in dieser Entbehrung eine Bürgschaft des ihnen innewohnenden Wertes. Leben Sie der Zuversicht, daß wenn Sie Ihren Lohn nicht alsbald ernten, er Ihnen — wie das Evangelium verheißt — nachmals zu Ihrer umso größeren Freude dargebracht werden wird von Geistern, die, obwohl Ihnen unbekannt, Sie segnen und preisen werden. Ihr eigenes Bewußtsein wird Ihnen dies schon hienieden sagen, und in einer besseren Welt werden Sie es in aller Klarheit erkennen.

Mit solcher Aussicht wäre freilich einem frivolen Schriftsteller nicht gedient. Doch für jemand, der ernste Gedanken mit solchem Ernst wie Sie behandelt, scheint sie mir von belebender Kraft. Darum schreiten Sie weiter auf dem er-

wählten Wege, ohne sich durch Ihre relative Einsamkeit abschrecken zu lassen. In dem Maße Ihres höheren Fortschreitens wird Ihr Publikum sich wandeln. Es wird eingeschränkter, aber kompetenter und, sich mit der Zeit ausbreitend und nach Vorbild des ersten entwickelnd, sich zur Autorität gestalten.

Mit den aufrichtigen Wünschen für Fortführung Ihres für die Kunstwissenschaft so ersprießlichen Wirkens wiederhole ich meinen Dank für Ihr Gedenken, das Sie auch weiter bewahren wollen Ihrer Ihre Verdienste schätzenden und Ihnen herzlich zugetanen

Fürstin Carolyna Wittgenstein."

Sollte mancher, dem diese Blätter zu Händen kommen, der Meinung sein, daß die unverkürzte Wiedergabe der mir aus hervorragender Feder allzu freigebig gespendeten Anerkennung sich nicht mit der mir geziemenden Bescheidenheit vertrage, so bekenne ich, daß ein solcher Einwurf meinem eigenen Fühlen entspricht, wie dies die Auslassungen bei meinen bisherigen Veröffentlichungen an mich gerichteter Briefe belegen. Nur mit Überwindung fügte ich mich der Ansicht Besserer und Klügerer als ich bin, die mir zu Gemüte führten, daß der Memoirenschreiber sich auf einen objektiveren Standpunkt zu stellen und dem Kardinalgebot der Wahrheit und buchstäblichen Treue unterzuordnen habe. Wolle ich meinen Lebenserinnerungen durch die Briefe bedeutender Männer und Frauen erhöhten Wert verleihen, so hätte ich nicht das Recht, die darin enthaltenen Urteile eigenmächtig zu schmälern und zu kürzen.

1872

Zu meinem nächsten Modell hatte ich Robert Franz ausersehen. Seine Lieder zogen mich längst in ihre Zauberkreise, und wie ich von je nur zur Feder griff, wenn der zu be-

handelnde Gegenstand mich innerlich erfüllte, so setzte ich mir vor, die Porträtgalerie meiner „Studienköpfe" mit dem Bild dieses edlen Künstlers zu schmücken. „Nichts leichter als das", meinte mein verehrter Freund Herr Emil Trefftz, als ich ihm meine Absicht äußerte, nachdem er Franzsche Lieder wieder einmal in seiner feinen Weise vorgetragen hatte. „Ich werde mit Dresel darüber reden". Herr Otto Dresel, einer der intimsten Freunde von Franz, ein vorzüglicher Musiker, der in Boston lebte, sich von seinem amerikanischen Wirken aber von Zeit zu Zeit einen Winter hindurch in Leipzig erholte, war gerade wieder mit seiner Familie hier gegenwärtig. Ich traf es also gut. Er besuchte mich alsbald und lud mich zu einer Besprechung zu sich. Unversehens sah ich mich — es war am 4. Januar 1872 — Robert Franz, dem damals Sechsundfünfzigjährigen, gegenüber. Sein Äußeres hatte mehr vom Gelehrten denn vom Künstler an sich. Gedankentiefe, doch nicht Genie lag seinen wohlgebildeten Zügen aufgeprägt. Seine Gestalt war hoch und hager. Man kennt seinen oftmals abgebildeten Kopf, den er nach Art der Schwerhörenden — denn er war ein Leidensgenosse Beethovens — meist etwas nach vorn oder seitwärts geneigt hielt. Das halblange, leicht angegraute Haar fiel schlicht herab: die Stirn war hoch und frei, die Augen blickten ruhig sinnend; blitzen und sprühen habe ich sie auch in der Erregung nicht gesehen. Seine Stimme klang gedämpft, selbst bei schroffem Meinungsausdruck, an dem es im näheren Verkehr mit ihm nicht fehlte.

Allein gelassen, waren wir bald inmitten eines fesselnden Gesprächs; denn trotz seines Gehörleidens war die Unterredung mit ihm damals nicht schwer. Das mit etwas erhobener Stimme in sein Ohr gesprochene Wort blieb ihm ohne Schwierigkeit vernehmbar. Leicht und flüssig quoll ihm die Rede von den Lippen, und ich fand mich rasch im Besitz der erwünschten Mitteilungen. Vom äußeren Leben ging er alsbald zum inneren über. Mit Vorliebe verweilte er bei seinem Verhältnis zu Schubert und Schumann, seinen

großen Vorgängern im Liede. Es lag ihm am Herzen, den fundamentalen Unterſchied zwiſchen ihm und jenen hervorgehoben und betont zu ſehen, daß er, als ein Eigner, von Haus aus ſeine beſonderen Wege ging. Strebte er doch ſeinerſeits, ſich der dramatiſchen Auffaſſungsweiſe Schuberts, wie dem deklamatoriſchen Pathos Schumanns gleicherweiſe fernhaltend, durch das völlige Aufgehen des Komponiſten im Dichter eine vollkommene Einheit von Wort und Ton an. Die Muſik, ſagte er, iſt weiblich und muß durch die männliche Poeſie befruchtet werden.

Anziehend genug war es, den Ausführungen des ſeltenen Mannes zu folgen, mit deſſen künſtleriſchem Genie eine wiſſenſchaftliche Bildung Hand in Hand ging und der gewohnt war, ſich von ſeinem Denken und Tun allezeit ſtrenge Rechenſchaft abzulegen. Von Stund an ſaß er mir öfters Porträt, und ſeine Beſuche bedeuteten Feiertage für mich. Seine anfänglich beobachtete Zurückhaltung wich bald der Offenheit, die ihn charakteriſierte. Er war keine Natur, die ſich Zwang aufzulegen liebte. Im Freundesverkehr zumal ließ er ſich ſehr ungeniert gehen und nannte Menſchen und Dinge ohne Umſchweif beim rechten, oft ſehr derben Namen. Von überraſchender Einſeitigkeit waren ſeine Urteile über die bedeutendſten ſeiner ſchaffenden Zeitgenoſſen. Die Art ſeiner Begabung, die enge Abgeſchloſſenheit, in die er ſich einſpann, hielten ſeinen ſonſt ſo freien Blick in Schranken. Wie er ſich für die Werke der letzten Beethovenſchen Periode nicht erwärmen konnte, ſo ſtand er auch der aus ihr hervorgegangenen Kunſt unſrer Zeit ablehnend gegenüber. Seiner nach innen gekehrten lyriſchen Natur blieb mit dem lauten Glanz der Bühne der dramatiſche Genius Wagners fremd. „Mir gefällt", ſagte er, „weder ſeine weibliche Muſik, noch ſeine männliche Poeſie". So ſehr er ſeinen hilfreichen Förderer Liſzt liebte und hochſtellte — deſſen Schöpfungen, ob er ſich auch zurückhaltend über ſie ausſprach, ſagten ihm wenig zu. Vollkommen antipathiſch war ihm Brahms. „Er iſt eiskalt, er kombiniert alles im Kopfe. Seine Sachen ſind

präziös, nichts Einfaches, Wahres, Empfundenes — alles ist gemacht. Es ist keine reine hohe Kunst."

Hatte Franz mich verlassen, so säumte ich nicht, manch charakteristisches Wort über Musik aus seinen Gesprächen festzuhalten. Ich habe manches daraus in einem hier vielfach benutzten Aufsatz „Zur Erinnerung an Robert Franz" in Westermanns Monatsheften (1894) wiedergegeben. —

Mittlerweile war meine Skizze beendet und ausnahmsweise — denn in keinem anderen Falle kam es mir jemals bei — hatte ich das Verlangen, die Meinung ihres Originals über sie zu hören. Mir lohnte dafür die nachstehende, vom 9. Februar 1872 datierte Antwort:

Verehrtes Fräulein!

„Die Zusendung der von Ihnen verfaßten Charakteristik hat mir außerordentliche Freude bereitet. Sie haben das Ganze mit so sicherer Hand anzufassen, ihm einen so warmen, eindringlichen Ton zu geben gewußt, daß ich von der vortrefflichen Wirkung des Artikels schon im voraus überzeugt bin.

Obschon mit der Form und Tendenz desselben ganz einverstanden, benutze ich doch gern die gebotene Gelegenheit zu einigen Bemerkungen, die Sie nach Belieben verwerten oder ruhig abseits legen mögen. Dabei verfahre ich ganz aphoristisch.

Ich erblicke in der Kunst einen in sich abgeschlossenen Organismus, dessen Entwicklungsstadien mit innerer Notwendigkeit einander folgen. In der Poesie wie in der Musik ging der Prozeß von naiv-lyrischen Elementen aus, erhob sich später zu dramatischen und epischen Formen, um schließlich wieder zu den Anfängen, die jedoch nun von bewußteren Grundlagen getragen werden, zurückzukehren. Hiermit scheint mir der Kreislauf vollendet und das Kunstschaffen vor der Hand zu einem bestimmten Abschluß gekommen zu sein — es wird erst neuer, die bisherige Weltanschauung umgestaltender Ideen bedürfen, bevor die Künste wieder zu selbständigerem Leben erwachen.

Wer dieſer Anſicht beipflichten kann, wird notwendig in der modernen Lyrik, namentlich im Liede, ein ſehr ernſtes Moment erblicken müſſen. Sie ſpiegelt gewiſſermaßen die Vergangenheit im kleinen Rahmen noch einmal wieder: wie in ſchimmernder Abendröte ſcheidet die holde Kunſt von der trauernden Erde und wirft noch einen letzten, ſchmerzlichen Blick auf ſie zurück. — An meinen Liedern z. B. läßt ſich dieſe Erſcheinung ganz ungezwungen beobachten: die Anklänge an das uralte Volkslied und ſeine Naturlaute, die Beziehungen auf die große altitalieniſche Schule mit ihren tiefſinnigen Kirchentönen, die geheime Wahlverwandtſchaft zu Bachs und Händels Muſik, die lebhafte Hinneigung zu dem in Schubert und Schumann kulminierenden modernen Ausdruck — von alle dieſem finden Sie deutliche Spuren in meiner Lyrik, die ſich ſowohl neben- als ineinander verfolgen laſſen.

Wer in dem Menſchen einen Mikrokosmus erblickt, wird ſich über dergleichen vor Augen liegende Tatſachen, die übrigens in Heines Lyrik geradezu ihr entſprechendes Seitenſtück finden, durchaus nicht wundern. Das moderne Lied auf dieſe Baſis geſtellt, gewinnt aber eine Bedeutung, von der man ſich ſeither nur wenig träumen ließ. Sonſt noch erklärt ſich aus dieſem ernſten Hintergrunde mancherlei, unter anderem auch das, was Sie über meine bisherige Unpopularität ſagen. Wüßten die guten Leute, um was es ſich eigentlich hier handelt, ſie würden ſchwerlich ſo gleichgültig an dieſen Beſtrebungen vorübergehen. Gerade aber in Zeiten eintretender künſtleriſcher Impotenz ſtürzt man ſich mit wahrer Verzweiflung in rein ſinnliches Genießen und meidet ängſtlich jede Einkehr in ſich ſelbſt. — Bei der Gelegenheit fällt mir eine Bemerkung ein, die vielleicht der Mühe lohnen dürfte, einmal öffentlich ausgeſprochen zu werden. Zudem verbreitet ſie ein helles Licht über manches ſeltſame Phänomen der Gegenwart.

Die Zeitgenoſſen Josquin de Près', Orlando Laſſos, Paleſtrinas uſw. wetteiferten förmlich, ſowohl der Perſon

wie den Werken jener Meiſter hohe Ehren und reiche Anerkennung zu erweiſen: Kaiſer, Könige und Fürſten, Künſtler und Gelehrte — alles beeilte ſich, den gewaltigen Erſcheinungen eine warme Stätte im Herzen zu bereiten. Wie die aufgehende Sonne von der ganzen Welt mit jubelnder Freude begrüßt wird, ebenſo tief ſcheint die Menſchheit von dem ſtrahlenden Lichte einer neu eintretenden Kunſtepoche berührt worden zu ſein.

Sehen wir nun zu, ob ſich dergleichen erfreuliche Züge wiederholen werden, wenn es mit der Entwicklung jener Epoche raſch bergab geht. In dieſem Falle iſt man teils viel zu ſehr überſättigt, um noch unbefangene Freude am Genuſſe finden zu können, teils ſucht ein jeder ſeine geringe Habe im bevorſtehenden Schiffbruch zu retten oder ſie doch wenigſtens zu verteidigen — faſt möchte es den Anſchein gewinnen, als ſei eine ſelbſtloſe uneigennützige Hingabe dann faſt zur abſoluten Unmöglichkeit geworden: dafür treten ſtumpfſinnige Blaſiertheit, gelber Neid, hohle Aufgeblaſenheit und wie die unſauberen Geiſter ſonſt noch heißen mögen, in die Schranken und fallen wie Mehltau über Nacht herab, die zarte Nachblüte mit giftigem Hauche zerſtörend.

Daß man dieſe Beobachtungen übrigens nur mit gewiſſen Einſchränkungen wird machen dürfen, liegt auf der Hand — es hat in jenen alten Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben, wie deren auch heutzutage anzutreffen ſind: im großen und ganzen läßt ſich aber manches für dieſe Anſicht geltend machen.

Weiter eine Gloſſe in betreff der Reſerve, die in meinem Kunſtausdrucke zu finden iſt. Je durchgebildeter Geiſt und Herz des Menſchen ſind, um ſo feiner und myſtiſcher werden ſich die Kreuzungslinien der Empfindung geſtalten: die Freude nimmt einen leiſen Beigeſchmack von Wehmut an, den Schmerz durchzieht ein ſanfter Strahl der Hoffnung. Demnach treten die Stimmungen mehr und mehr gemiſcht auf und ſcheinen an erſchütternder Gewalt zu verlieren, was ſie an intenſiver Eindringlichkeit gewinnen. Die Polyphonie,

mit ihrem heimlichen Weben und Schweben, iſt aber ganz geeignet, dergleichen Seelenzuſtände zu zeichnen: jeder Ton ſtrebt hier nach individueller Geltung, keiner iſt überflüſſig und kann niemals durch einen anderen erſetzt werden. Dieſes zarte, ſich verſchlingende Geäder entſpricht aber ſo vollkommen als nur immer möglich jenen inneren Prozeſſen, die ruhelos einander drängen, ſich meiden und wiederfinden und nur in ihrer Geſamtheit ein abgeſchloſſenes Bild geben können. Nicht aus törichter Eitelkeit habe ich daher mit Vorliebe dergleichen ſtrenge Formen kultiviert — ſie ſind nur aus dem Bedürfniſſe hervorgegangen, den Geheimniſſen der im tiefſten Grunde des Herzens ſchlummernden Empfindung den adäquaten Ausdruck zu geben. Daß derartige Zuſtände aber keinen unmittelbar zündenden Einfluß auf die dickköpfige Maſſe ausüben können, bedarf weiter keiner Erwähnung; hier muß mitarbeiten, wer genießen will. Leider proteſtiert die Trägheit der Menſchen unausgeſetzt wider eine ſolche Zumutung — man wirft den unbequemen Mahner lieber beiſeite, als daß man ſich mit ihm einläßt. Das führt mich denn von ſelbſt auf einen nicht ganz unwichtigen Punkt, dem ich noch einige Worte widmen muß.

Meine Lieder haben vom Anbeginn einen ſehr kleinen Kreis begeiſterter Verehrer und einen ſehr großen heftiger Widerſacher gefunden. Wie ich dieſe wunderliche Erſcheinung anſehe, wird man den Grund dafür ziemlich tief zu ſuchen haben. Stets bemühte ich mich, in aller Ehrlichkeit und mit vollem Freimute — vielleicht ſogar zuweilen etwas rückſichtslos — dem, was ich als Wahrheit erkannte, zu dienen und ihm Ausdruck zu geben. Zunächſt wollte ich mir wohl nur in meinen Werken ſelbſt einen Spiegel vorhalten, in welchem ich die eigenen Züge unbefangen prüfen konnte. Dieſe Selbſtſchau erſtreckt ſich nun aber auf jeden, der ſich mit dieſer Ware zu ſchaffen machen will — ſie wird ja aus naheliegenden Gründen zur unerläßlichen Notwendigkeit. Wer ſich daher im Spiegelbilde wiederzufinden vermochte, ſchien einigen Grund zu haben, mit ſich nicht ganz unzu-

frieden zu ſein und war auch für das wohlgelungene Experiment dankbar; wen jedoch ein Zerrbild — und dieſer Fall trat leider häufiger ein, als mir lieb ſein konnte —, das ſich nun und nimmermehr zu ſchönen Umriſſen abrunden wollte, angrinſte, der zerſchlug im leidenſchaftlichen Zorne die arme Scheibe in Stücken und machte ſie verantwortlich für das böſe Geſicht, das er ſoeben erblickte. Gern gebe ich zu, daß man ſich über dieſen ſeltſamen Hergang in beiden Fällen durchſchnittlich wenig klar geworden ſein mag und ihn abſtreiten wird — demohngeachtet halte ich meine Behauptung ruhig aufrecht. Kann man doch ähnliche Beobachtungen noch weit eindringlicher wahrnehmen, wenn ſichs um Seb. Bach, der ja ſtets mit gehobenem Finger daſteht, handelt: in Bachs Muſik wie in der meinigen liegt ein ethiſcher Zug, der gar nicht überſehen werden darf, wenn man den letzten Erſcheinungsgründen auf die Spur kommen will. Aus ihm erklären ſich aber eine Menge Tatſachen, die außerdem ganz rätſelhaft ſein würden: er gibt den wahren Schlüſſel für die herbe Strenge, die unnahbare Keuſchheit, die maßvolle Haltung uſw.

Hinſichtlich meiner reflektierenden Tätigkeit beim Komponieren erlaube ich mir ebenfalls einige Worte. Auf das beſtimmteſte bin ich mir bewußt, daß mein Verhalten im Moment des Produzierens ein völlig unmittelbares und naives iſt; wer mich genauer kennt, wird dies auch ohne weitere Verſicherung glauben. Freilich mögen die mit der Reflexion in engem Zuſammenhange ſtehenden Eigenſchaften: Geſchmack, Freude an der ſchönen Form uſw. auch auf die dunklen Ausgangspunkte des Schaffens einen beſtimmenden Einfluß ausüben — eine feiner durchgebildete Empfindung läßt ja keine rohen Laute in ſich aufkommen. Sobald jedoch die Konzeption ſtattgefunden hat, tritt ſofort das Stadium einer bewußten Arbeit ein, die ſich ſo lange fortſetzen wird, bis das innere Bedürfnis mit der äußeren Erſcheinungsform in das rechte Gleichgewicht gekommen iſt. Da nun den Menſchen eine ins kleinſte Detail durchgeführte

Arbeit leichter in die Augen ſpringt als die ſcheinloſen erſten Gründe ihres Entſtehens, ſo ſind ſie ſchnell bei der Hand mit Ausdrücken wie: Reflexion, Raffinement uſw. Kommt noch dazu, daß ich häufig naſeweiſe Fragen beantworten mußte und gezwungen war, mir Dinge, über die ich ſonſt niemals ein Wort verloren haben würde, zum deutlichen Bewußtſein zu bringen, ſo darf es gar nicht wunder nehmen, daß ich ſchließlich in den fatalen Geruch kam, nach beſtimmten, vorher feſtgeſetzten Abſichten zu verfahren, ungefähr wie man nach der Schablone malt.

Dieſe Verdächtigungen fanden um ſo mehr Glauben, je weniger das liebe Publikum in der Lage war, meinen Liederkram auf den erſten Schlag hin zu verſtehen und an ihm ein aufrichtiges Gefallen finden zu können.

Ganz beſonderen Vorſchub leiſtete aber das Verhalten der jüngſten Kunſtgeneration dieſem albernen Vorurteile. Das wahnwitzige Vertrauen auf die eigene Unfehlbarkeit, der unbedingte Glaube an die Berechtigung der ſie heimſuchenden genialen Inſpiration — obſchon ſie ſich in den meiſten Fällen als eine armſelige Illuſion erweiſen, ſind ſie doch eine Signatur unſerer Zeit und deren wahrer Fluch. Je troſtloſer aber die armen Schächer vom Genius der Kunſt verlaſſen ſind, um ſo mehr wähnen ſie, von ihm gründlich beſeſſen zu ſein. Exempel mag ich hier gar nicht weiter anführen — ſie wachſen aber heutzutage wie Brombeeren auf allen Büſchen. Statt daß unſere Jugend an Bach und Händel Zucht lernen ſollte, zieht ſie es vor, gleich an den letzten Beethoven, an den ſpäteren Schumann, an Wagner und Liſzt anzuknüpfen. Da geht es denn verzweifelt raſch vorwärts, zumal man ſich mehr auf die Schwächen jener Meiſter — die fallen gewöhnlich lebhafter in die Augen — als auf deren Vorzüge einläßt.

Wie nun meine Kunſtrichtung derartigen Erſcheinungen gegenüber beſtehen ſoll, iſt eine Frage, die ſo leicht aufzuwerfen als ſchwer zu beantworten ſein möchte. Wohl zieht neben dem jetzt herrſchenden rohen Materialismus, der auch

in der Kunſt nur noch handgreiflich zu wirken weiß, eine ungemein feine und intenſive Strömung daher, die das ſchnurgerade Gegenteil von jenem anſtrebt und ſchließlich doch dem täppiſchen Geſellen eine Niederlage bereiten wird. Wann aber der Zeitpunkt des Sieges eintreten mag, und ob der Angreifende dabei nicht ebenfalls zu Grunde gerichtet wird, läßt ſich aus leicht begreiflichen Gründen nicht ſagen — wahrſcheinlich ſchlummert das heutige Geſchlecht dann ſchon längſt im Grabe.

Die Kritik unſerer Fachblätter verhielt ſich im allgemeinen ſo paſſiv als möglich gegenüber meiner künſtleriſchen Tätigkeit, ſie ſuchte die Lieder lieber tot zu ſchweigen, als daß ſie in ein Weſpenneſt ſtieß, das ihr vielleicht mit der Zeit unbequem werden konnte. Wenn ſie aber den breiten Mund auftat, ließ ſich mit voller Beſtimmtheit darauf rechnen, daß eine dicke Dummheit zum Vorſchein kam. Dem einen hatte ich zu wenig Melodie, dem anderen waren meine Begleitungen zu ſchwierig; der dritte nannte mich einen ſchwachen Nachtreter Schumanns, der vierte mokierte ſich über Bachſche Wendungen uſw. Wenn an irgend einem, ſo haben die Jammermänner an mir ausſchließlich negative Kritik geübt — niemals bin ich durch ſie in die angenehme Lage gekommen, auf ihr Gutachten hin eine wertvollere Korrektur an meinen Werken vollziehen zu können.

Sonſt gibt es auch eine erkleckliche Anzahl von Kunſtblättern, die meinen Namen in ihren Spalten noch niemals ſichtbar werden ließen: ſie werden wunderliche Geſichter machen, wenn ſie die Verhältniſſe zwingen ſollten, nachträglich von mir Notiz nehmen zu müſſen. Im großen und ganzen fand ſich das Publikum in betreff meiner ſich ſelbſt überlaſſen — es ſuchte ſich zu helfen, ſo gut es eben konnte. Die Kritik hatte ihm in der noch niemals nachgewieſenen Zuſammenſtellung ‚Schubert, Schumann und Franz‘ ein Schlagwort hingeworfen, das ihm als einziger Anhalt diente. Leider ſollte ihm dieſer Knochen auch wieder entriſſen werden! So machte ſich vor Jahren Ehren-Reißmann ein Pri-

vatvergnügen daraus, wider jenen Dreifuß Sturm zu laufen; ich Unglückſeliger wurde bei der Gelegenheit gründlich an die Luft geſetzt, und nun muß Mendelsſohn, er mag wollen oder nicht, Arm in Arm mit Schubert und Schumann umherſpazieren. Emil Naumann ſchloß ſich dem Vorgange Reißmanns vor kurzem nicht ohne Behagen an, und ſo ſtehe ich denn glücklich wieder auf demſelben Flecke, wo man mich vor dreißig Jahren finden konnte. Die ‚Signale‘ ſchloſſen mir ihre Spalten im guten wie im böſen; die ‚Allgemeine muſikaliſche Zeitung‘ ſchimpft, wenn ſie meinen Namen überhaupt in den Mund nimmt; die ‚Berliner Muſikzeitung‘ erklärte in ihrer letzten Äußerung meine Lieder für Mittelgut, das man ſich beileibe nicht zum Vorbilde nehmen dürfe uſw.

Erſt neuerdings ſcheint mein ‚Offener Brief‘*) eine kleine Breſche in dieſe kritiſchen Lehmmauern geſchoſſen zu haben: es wird wenigſtens bei Beſprechung desſelben auch meiner Leiſtungen als Liederkomponiſt beiläufig Erwähnung getan.

Was die größeren Aufſätze von Liſzt und anderen betrifft, kamen ſie viel zu früh, als daß ſie eine durchgreifende Wirkung hätten ausüben können. Überdies waren die Leute damals zu ſehr mit ‚Zukunftsmuſik‘ beſchäftigt, um meiner kleinen Ware Aufmerkſamkeit zu ſchenken: ſie wurde von den hochgehenden Wogen, welche das Treiben der Parteien aufwarfen, gänzlich beiſeite gedrängt und friſtete ſcheu und wie im Verborgenen ihr kümmerliches Daſein. Das ſchwere Geſchick, welches mich heimſuchte, mußte ſich erſt vollziehen, um das größere Publikum auf meine Beſtrebungen hinzuweiſen. Welche Ironie!!!

Bei Gelegenheit der Beſprechung meiner Bearbeitungen könnten Sie vielleicht noch die Bemerkung beifügen, daß es hier der Natur des Gegenſtandes gemäß nur eine zweifache Möglichkeit des Verhaltens geben kann: entweder man läßt

*) An Eduard Hanslick, über Bearbeitung älterer Tonwerke. Leipzig 1871.

die alten Werke völlig in der überlieferten Gestalt und sucht, so gut es eben gehen will, durch eine freie Improvisation nachzuhelfen, oder man liefert eine Arbeit, die allen Ansprüchen, welche hier an Stil und Tonsatz zu stellen sind, vollkommen genügt: tertium non datur! Mit Pfuschereien läßt sich den alten Meistern nicht beikommen.

Sollten Sie über diesen oder jenen Punkt noch spezielleren Aufschluß wünschen, so stelle ich mich Ihnen mit Freuden zur Verfügung. Nächstens werde ich nach Leipzig reisen und erlaube mir dann, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Mit der Versicherung der größten Hochachtung und Verehrung Ihr ergebenster

Rob. Franz."

Die Veröffentlichung meines Aufsatzes ließ übrigens noch einige Monate auf sich warten. Erst in der Oktobernummer der Westermannschen Monatshefte des Jahrgangs 1872 erfolgte sie. Inzwischen beschäftigte mich eine größere Arbeit, eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Tonsetzer über ihre Kunst, die ich im folgenden Jahre unter dem Titel „Musikalische Gedanken-Polyphonie" herausgab und die später als „Gedanken berühmter Musiker" neu aufgelegt wurde. Ich hatte Franz von meinem Plane geschrieben und ihm zugleich mitgeteilt, daß ich aus seinen Gesprächen mit mir mancherlei aufgezeichnet habe, was sich zur Aufnahme in mein Buch wohl eignen dürfte. Darauf erwiderte er mir am 1. August:

„Ihr Plan einer Zusammenstellung von Aussprüchen der Tonkünstler über Musik ist ebenso interessant, als er lehrreich zu werden verspricht. . . . In betreff der Rubrik ‚Mündliches' möchte ich Sie nur bitten, mir vor der Veröffentlichung meiner flüchtig hingeworfenen Bemerkungen einen Einblick in dieselben zu gestatten. Im Gespräch pflege ich mit den Worten nicht eben wählerisch zu verfahren und

erlaube mir zuweilen etwas ſcharf zugeſpitzte Behauptungen. Kann ich auch deren Kernpunkt in den meiſten Fällen ſo leidlich vertreten, ſo ſtehe ich doch für die Hülle, in welche ich ſie kleide, nicht ein. Vielleicht wünſchen Sie nun über dies und jenes noch nähere Auskunft; ſollte das der Fall ſein, ſo bin ich gern zu eingehenderen Mitteilungen in Leipzig bereit — es wird mir das größte Vergnügen gewähren, über Kunſtfragen mit Ihnen ſpezieller zu verhandeln. Nach Ihrer Rückkehr brauchen Sie mir nur zu ſchreiben und ich werde mich ſofort zu weiteren Beſprechungen einſtellen. Obſchon Freund Dreſel von meinem kunſtäſthetiſchen Standpunkte nicht viel wiſſen will, habe ich dieſer Neigung doch eine ziemlich feſte Poſition zur Sache zu verdanken und kann nur lebhaft wünſchen, daß manche jener Anſchauungen mit meinem Abtreten vom Schauplatz nicht völlig verſchwinden möge."

Als der Künſtler mir einige Monate ſpäter das ihm kurz zuvor zur Anſicht vorgelegte Manuſkript des Buches zurückgab, tat er es mit dem Bedeuten, daß er daran nichts anders und beſſer zu machen wiſſe, indem er gleichzeitig ſeine Zuſtimmung zur Einreihung einiger ſeiner muſikaliſchen Gedanken bereitwilligſt erteilte.

Verwunderlich muß es ſcheinen, daß ſich einem ſo ernſten, philoſophiſch geſchulten Denker, wie Franz es war, die Erkenntnis der eigentlichen Herkunft ſeines Kunſtausdruckes ziemlich ſpät erſchloß. Am 2. Oktober 1872 teilte er mir brieflich mit:

„Neuerdings bin ich infolge einer Korreſpondenz mit Oſterwald, die eingehendere Unterſuchungen literariſcher Angelegenheiten betraf, auf Geſichtspunkte geraten, die über meinen Liederkram ein ganz neues Licht verbreiten dürften. Meine muſikaliſche Entwickelung hängt nämlich auf das innigſte mit einer Neigung zuſammen, die ſich ſchon von früheſter Kindheit an geltend machte und wie ein roter

Faden durch mein ganzes Leben läuft. Weder Bach und Händel, noch Schubert und Schumann sind als die Ausgangspunkte zu bezeichnen, auf denen ich fuße: der protestantische Choral und das altdeutsche Volkslied, aus dem er entsprang, haben einzig und allein meinen Kunstausdruck hervorgerufen. Wie ich über diese gar nicht zu bezweifelnde Tatsache erst jetzt ins reine kommen konnte, ist mir geradezu unbegreiflich, weil ich doch selbst am besten wissen mußte, von wannen ich eigentlich kam. Das ist der wahre Schlüssel zum Verständnis meiner Lyrik und zur Beurteilung meiner Bearbeitungen. Nun wird alles vollständig klar! In formaler Hinsicht: die Konstruktion der Kantilene, die Behandlung der Tonarten und deren Harmonie, der Strophenbau, die Vor- und Zwischenspiele, die Tonschlüsse, die polyphone Stimmführung usw. — in idealer Hinsicht: das Transzendentale, von der Welt Abgewandte der Empfindung einerseits und das Kernig-Volkstümliche andererseits. Die oben angeführten vier Meister haben meine Richtung wohl erweitert und befruchtet, jedoch sind sie nicht das Fundament derselben.

Es tut mir außerordentlich leid, Ihnen diesen Aufschluß erst heute geben zu können. Ich bin aber selbst wie ein blinder Hesse bis dato umhergelaufen und kann höchstens noch dafür Sorge tragen, daß diese Angelegenheit, die sogar in kulturhistorischer Beziehung von Wichtigkeit sein dürfte, da die Dinge in der Poesie einen ähnlichen Verlauf genommen haben, später zum vernünftigen Austrag gebracht wird."

Dieser „Austrag" erfolgte tatsächlich durch die 1875 erschienene Schrift August Sarans, eines Schülers des Meisters: „Robert Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied." Dagegen ließ Franz in seiner unerbittlichen Wahrheitsliebe später seine hier gegen mich ausgesprochene Meinung nicht ohne Einschränkung — wie sichs im Grunde von selber verstand — gelten. „Was haben," schreibt er am 22. Juni

1886, „wohl die ‚Schilflieder‘, mein Op. 3 uſw. mit dem proteſtantiſchen Choral zu ſchaffen? Oſterwalds Bemerkungen frappierten mich ſeinerzeit lebhaft, und ich habe ſie Ihnen gegenüber noch weiter ausgedehnt, als ſichs gehört.“

In die Zeit, da ſeine Beziehungen zum Choral ſich Franz als etwas Neues enthüllten, fällt ein Geſpräch mit mir, das ſich in meinem Tagebuch vom 10. Oktober 1872 aufgemerkt findet. „Wir können“ — warf er in kurzen Zügen hin — „in unſerer Kunſt eine von der Natur ausgehende und eine von der Natur abgewandte, mehr weltliche Richtung verfolgen. Jene erreichte in Händel und Bach, die von dem zum Choral gewordenen Volkslied ihren Ausgang nahmen, dieſe in Mozart und Beethoven ihren Höhepunkt. Neuerdings griffen Schubert und Schumann auf das Volkslied, Mendelsſohn auf den Choral zurück; doch iſt bei ihnen nur akzidentiell, was ſich bei mir — den Zug zum Volkslied mit dem zum Choral vereinend — als fundamental darſtellt.“

Um jene ſelbe Zeit faßte der Leipziger Muſikverleger Conſtantin Sander, bei dem eine Anzahl Franzſcher Geſänge, ſowie Bearbeitungen älterer Vokalwerke erſchienen waren, die Idee, die erſteren in einem Band geſammelt herauszugeben und ihnen ein einführendes Wort voranzuſtellen, das er mich zu ſchreiben bat. Kaum aber hatte ich die Arbeit getan, da traf — es war am 27. November 1872 — der folgende Brief des Künſtlers ein:

„Je mehr ich über Sanders Abſicht, eine Sammlung meiner Lieder mit einem empfehlenden Vorwort zu verſehen, nachdenke, um ſo weniger kann ich mich mit derſelben befreunden. Es will mir abſolut nicht in den Kopf — andere, die ich in der Sache ſprach, ſind auch meiner Anſicht —, daß man angeſichts ſeiner eigenen Leiſtung, die doch nur ſelbſt für ſich einzuſtehen hat, geprieſen werden ſoll. Jedenfalls würde dieſe Ausgabe als ein Unikum daſtehen, denn unter den lebenden Komponiſten iſt ſchwerlich einer zu fin-

den, auf deſſen Vorgang man ſich zur Not berufen könnte. Da ich nun aber ſehr fürchte, daß eine derartige Neuerung leicht zu Mißdeutungen Anlaß gibt, ſo habe ich Sander dringend gebeten, ſeinen Plan fallen zu laſſen und die Lieder in die Welt zu ſchicken, wie ſie nun einmal ſind. . . .

Sie dürfen mir nun aber nicht böſe ſein, verehrtes Fräulein, wenn ich jetzt gegen Sanders Plan proteſtiere, nachdem Sie im Bereich desſelben tätig geweſen ſind. Glücklicherweiſe gibt Ihnen das Vorwort ein wertvolles Material für die ſpätere Umarbeitung des Artikels in der Weſtermannſchen Monatsſchrift und geht deshalb nicht verloren. Dieſe Betrachtung beruhigt mich denn einigermaßen und läßt mich hoffen, die freundlichen Geſinnungen, welche Sie mir bisher widmeten, auch für alle Zukunft erhalten zu ſehen Ihrem ganz ergebenſten

Rob. Franz."

Wie hätte ich dem Künſtler zürnen ſollen? Auch um meine kleine Arbeit war mir nicht bang: ſie fand in der „Gartenlaube" eine geeignete Unterkunft. Im Verkehr mit Franz aber trat nun eine Pauſe ein.

* * *

Unterdeſſen hatte ich, einen neuen Studienkopf vorbereitend, mich an Rubinſtein gewandt, der in der Saiſon 1871—72 die Konzerte der „Geſellſchaft der Muſikfreunde" in Wien leitete. Lakoniſch erwiderte er:

„Wien, 6. April 1872.

Sehr geehrte Frau,

Das Verzeichnis meiner Kompoſitionen nach Opuszahl iſt bei Senff in Leipzig erſchienen, auch wird er Ihnen die nach dem Erſcheinen dieſes Verzeichniſſes hinzugekommenen Kompoſitionen angeben können. Geboren bin ich im Ruſſi-

ſchen Beſſarabien im Dorfe Wechwotynetz im Jahre 1830 am 18./30. November. — Das Konſervatorium in St. Petersburg habe ich im Vereine mit einigen Dilettanten und mit Beihilfe der Frau Großfürſtin Helene von Rußland gegründet und habe daſelbſt neun Jahre als Direktor fungiert.

Mein Leben unterſcheidet ſich in nichts von dem eines jeden Muſikers. Ich habe geſpielt, ſpiele und werde mein Lebenlang Klavier ſpielen, ich habe komponiert, komponiere und werde komponieren Zeitlebens, ich habe gelebt und (die Menſchheit) geliebt, ob ich das weiter tun werde, weiß ich nicht!? —

Genehmigen Sie die Verſicherung der hohen Achtung, mit der ich zu verbleiben die Ehre habe Ihr ganz ergebener

Ant. Rubinſtein."

Wenige Wochen darnach, an einem Maienſonntag, traf ich Rubinſtein bei einer Liſztſchen Matinee in der Hofgärtnerei. Er kam vom Niederrheiniſchen Muſikfeſt, wo er ſeinen „Turm zu Babel" aufgeführt hatte. Prachtvoll ſpielte er mit ſeinen breit ausladenden Löwenklauen, die dem Inſtrument doch auch ſo ſamtige Töne abzuſchmeicheln verſtanden, vereint mit Kömpel, Walbrüll und Demunck ſein großzügiges Klavierquartett, begleitete Milde ſeine Lieder „Es blinkt der Tau", „Waldhexe" und „Tragödie" und ſpendete noch zuletzt Schumanns „ſymphoniſche Etüden", wie ich ſie nie ſchöner gehört habe. Es war ein heißer Tag, und er geriet derart in Tranſpiration, daß es von ſeiner Stirn auf die Taſten herab regnete. Solch vehementen Naturausbruch gewahrte ich noch bei keinem Künſtler. Dabei warf er den Kopf, der halb Beethoven, halb einer Sphinx anzugehören ſchien, zurück, ſchüttelte ſeine dichte dunkle Mähne und kniff die ohnehin halbbedeckten, melancholiſch umſchleierten Augen, die den Blick in ſein Inneres ſtandhaft verwehrten, noch mehr denn ſonſt zuſammen.

Liſzt begnügte ſich damit, in ſeiner unnachahmlichen Weiſe zu präludieren und uns ſeine wunderbare Über-

tragung von Laſſens Lied „Löſe Himmel meine Seele" vorzuzaubern. Wie entmaterialiſiert, wie geiſterhaft das erklang! Es war das Spiel eines Muſikgottes neben dem eines von der Weihe der Stunde erhobenen genialen Menſchen, des größten Klavierbeherrſchers, den die Welt nach Liſzt beſaß.

Mir eignete nie die Gabe, mich bemerkbar zu machen. Lieber warte ich, bis man mich bemerkt. Und Rubinſtein hatte die Liebenswürdigkeit, es zu tun. „Sie ſpielen gewiß gut Klavier", ſagte er, ſich mir zuwendend; „ das habe ich an dem Intereſſe geſehen, mit dem Sie folgen." „Ach nein, leider ſtümpe ich nur", gab ich zur Antwort. „Nun heutzutage ſpielt man in Deutſchland überall gut. Es iſt nun einmal das muſikaliſchſte Land der Welt." Er kam dann auf mein Vorhaben über ihn zu reden und ich konnte ihm berichten, daß meine kleine Arbeit in Paul Lindaus „Gegenwart" Aufnahme gefunden habe. „Über mein Leben", meinte er, „läßt ſich wenig ſagen. Was bedeutet denn überhaupt das äußere Leben des Künſtlers? Nur was er daraus macht, bedeutet alles."

Liſzt hatte mich mit Rubinſtein zum Mittageſſen im „Erbprinzen" eingeladen. Dort ſaßen wir — ich zwiſchen beiden — in einem ſeparaten Zimmer und Laſſen und Dohm geſellten ſich uns. Vom Meiſter nach der Aufnahme ſeiner Oper „Feramors" in Wien befragt, machte Rubinſtein ſeiner Entrüſtung über die Wiener Kritik und zumal Hanslick Luft, die ihn um den Erfolg gebracht hätten, den er beim Publikum gehabt habe. Seine Wiener Dirigententätigkeit hatte er denn auch bereits aufgegeben. Brahms wurde ſein Nachfolger. Von Opernſtoffen, die ihn beſonders anzogen, hob er „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner, ſowie Otto Ludwigs „Makkabäer" hervor. Aus letzteren erſtand ihm bekanntlich ſeine, wie mich dünkt, gehaltvollſte Oper.

Vor dieſem wundervollen Sonntagsmorgen hatte ich Liſzt bei ſeiner diesjährigen Wiederkehr aus Rom bereits

in Leipzig begrüßt, wohin ihn eine Großtat Riedels: die Aufführung von Berlioz' grandioſem Requiem, in das ich mich ſchon in den Proben einzuleben verſuchte, gelockt hatte. Diesmal war nur Fräulein von Schorn mit ihm gekommen, und unſer gewohntes Zuſammenſein am Abend wurde durch ſeine noch in der Nacht erfolgende Abfahrt abgekürzt. Inzwiſchen hatte ich mich für einige Wochen in Jena bei meinem Bruder Adelbert, der jetzt an der dortigen Univerſität lehrte, einquartiert. Da genoß ich mit den Meinen und ihrem ſtets anregenden Umgangskreiſe — in dem ich auch meine Freunde Burſians wiederfand und die noch in die Goethezeit hineinragende liebenswürdige Familie Frommann kennen lernte — frohgemut die reizvolle Umgebung und die Nähe Weimars.

Zweimal noch fand ich mich zu Matineen ein und, da Liſzts Güte ſtets wiederholte, ich ſolle mitbringen, wen ich wolle, erlaubte ich mir, ihm einmal Similde Gerhard, das andre Mal meine Schwägerin aus Jena zuzuführen. Sie wurden beide mit Liſztſcher Liebenswürdigkeit, in der ſich die anderer Sterblicher verhundertfachte, willkommen geheißen. Bei der erſten Matinee miſchte ſich die hohe, ariſtokratiſch ſchlanke Geſtalt des Großherzogs Carl Alexander und mit ihm ſein minder elegant gebauter Sohn, der Erbgroßherzog, unter die wie immer zahlreich erſchienenen Gäſte. Natürlich wechſelten dieſe; doch ſah man, außer den einheimiſchen und fremden Künſtlern, faſt immer die Geſandten verſchiedener Höfe, die ſehr muſikaliſche Baronin Meyendorff geb. Fürſtin Gortſchakoff, den großherzoglichen Adjutanten Prinz Otto Wittgenſtein und Gattin, Graf und Gräfin Styrum und viele andere diſtinguierte Perſönlichkeiten. Ich hatte die Ehre, Sereniſſimus vom Meiſter vorgeſtellt zu werden und wurde ſeitdem, ſo oft ich in ſeinen Geſichtskreis kam, durch eine huldvolle Anſprache, häufig durch ein längeres Geſpräch ausgezeichnet.

Das dem Großherzog vorgeſetzte muſikaliſche Menu beſtand aus einem Manuſkript-Trio Hans von Bronſarts,

von Liſzt, Kömpel und Demunck geſpielt, drei von Frau von Milde geſungenen Franzſchen Liedern, Klavierſoli von Martha Remmert und vom Meiſter ein E. E. Taubertſcher Walzer und eine wundervolle Improviſation über Laſſens Lied „Ich weil' in tiefer Einſamkeit". Vierzehn Tage ſpäter hörten wir: Scherzo und Ungariſch vom ſelben E. E. Taubert, von Liſzt und Kömpel vorgetragen, Liſztſche Soirées de Vienne, von Marie Breidenſtein geſpielt, drei Ritterſche Manuſkriptlieder von Frau von Milde, zwei italieniſche Lieder vom Opernſänger Ferenczy geſungen, und Schuberts C-dur-Phantaſie, von Liſzt in ſeiner eigenen ſymphoniſchen Bearbeitung dargeboten. Ich wandte ihm auf ſeinen Wink zum erſten Male die Blätter um, anfangs nicht ohne Zagen, doch ſchien er ihrer überhaupt nicht zu bedürfen. Er ſpielte den „Wanderer-Dithyrambus", wie er ſelbſt ihn nennt, monumental. Myſteriös leitete er in den Übergangstakten des erſten Satzes den melancholiſchen Wandergeſang des Adagios ein. In den Variationen war es, als ob Geiſterfittige über die Taſten ſchwebten, die Töne ſchienen zu Duft und Hauch geworden, aller Körperlichkeit entkleidet, und doch blieb jeder einzelne vernehmbar. Mit unnennbarer Grazie ließ er im Sprühfeuer des Preſtoſatzes die ſich ſanft wiegenden Ländlerthemen als holden Gegenſatz erſtehen, um dann mit der Fuge in mächtiger Steigerung abzuſchließen. Meines Erinnerns kommt in Wiedergabe der Variationen unter Liſzts Schülern, ſo weit ich ſie, Bülow, d'Albert, Siloti eingeſchloſſen, hörte, Roſenthal ſeinem Meiſter am nächſten.

In der Saaleſtadt behagte es mir außerordentlich. Das Leben nach innen und außen war die Gemütlichkeit ſelbſt. Das ungebundene ſtudentiſche Treiben auf Markt und Straßen machte mir Spaß. Prächtige Spaziergänge ſtehen uns hier nach allen Seiten offen. Wiederholt fuhren wir mit Freunden nach dem maleriſchen, hoch über der Saale gelegenen Schloß Dornburg, Goethes und Carl Alexanders Lieblingsaufenthalt, hinauf, wo uns ein Roſeneden um-

blüht, inmitten deſſen ich zwei Berühmtheiten: den Philoſophen Kuno Fiſcher und den Orientaliſten Otto Böhtlingk, kennen lernte. Mit Adelbert allein galt es, wie früher in Wien und Kiel, oft flotten Wanderungen. Die Hand voll Blumen, den Kopf voll guter Gedanken kehrte ich ſtets zurück; denn Adelbert verſtand, einem ſolche einzuflößen. Fern von jeder lehrhaften Manier, wußte er doch immer unwillkürlich zu belehren und andere zu bereichern.

Am 18. Juni werden auf den Höhen rings um Jena Johannisfeuer angezündet, die bei der beſcheidenen Höhe der Berge trefflich wirken. Man ſieht Fackelträger hinaufſteigen; Feuerwerk praſſelt, Raketen fliegen empor und, um die künſtlichen Lichteffekte zu erhöhen, ſchenkte uns Natur noch den zauberiſchſten Mondſchein und ließ Tauſende glühender Leuchtkäfer die laue Sommerluft durchſchwirren. Die Jenenſer halten auf ihre Bergfeuer. Einſt drohte ihnen von ſeiten der Behörde, wegen allerlei kindiſchen Unfugs, die Gefahr der Aufhebung. Doch kein Geringerer als Goethe nahm ſich der poetiſchen Sitte ſchützend an und zierte die ihm vorgelegten Akten mit dem Vers:

Johannisfeuer anerkannt,
Die Freude unverloren;
Stets werden Beſen abgebrannt
Und Jungen neu geboren.

Mit einem Feſte nahm ich für diesmal Abſchied von Jena. Feſtgeber waren der berühmte Kollege meines Bruders, der Kirchenhiſtoriker Geheimrat Carl von Haſe und ſeine Gattin. Sie verſammelten in ihrem Berghaus mit der griechiſchen Säulenfaſſade und dem großen Garten oberhalb des Philoſophenwegs gern frohe Menſchen um ſich. Er, der das weiße Haupt, aus dem zwei lebenſprühende und doch ſehr gütige Augen herausblickten, etwas gebeugt trug, war nicht nur ein großer Gelehrter, ſondern auch ein Lebenskünſtler bis ins hohe Alter und ein Mann von herz-

gewinnender Liebenswürdigkeit. Man befand ſich wohl in ſeiner Nähe.

* * *

Aus dieſer Zeit liegt mir ein freundlicher Brief Dr. Philipp Spittas aus Sondershauſen, Sohn des Dichters der geiſtlichen Lieder „Pſalter und Harfe", vor. Er, dem ich bald nachdem ihn mein Bruder an die Nikolaiſchule nach Leipzig berufen hatte, häufig begegnete, bereitete damals ſeine große Bachbiographie vor, und Riedel hatte mich an ihn gewieſen, als ich ihm ſagte, ich ſpürte vergebens einem Ausſpruch Bachs über Muſik nach, den ich in meiner „Gedanken-Polyphonie" anführen könne. Spitta ſchrieb:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Es würde mir ein großes Vergnügen machen, Ihrem Wunſche willfahren zu können, allein bis jetzt bin ich außerſtande dazu, obwohl ich alles durchſucht habe, wo ich glauben konnte, etwas für Ihre Zwecke zu finden. Ich kenne gar keine Ausſprüche Seb. Bachs über die Muſik, d. h. über das Weſen der Muſik, worauf es Ihnen allein ankommen kann. Dieſe alten Meiſter reflektierten noch ſehr wenig über ihre Kunſt, die auszuüben ihnen ein tägliches Bedürfnis war. In ihren Werken liegen die Anſichten beſchloſſen, welche ſie in betreff der Muſik hegten. Deshalb würde man auch einen wirklichen dahin zielenden Ausſpruch nur mit großer Vorſicht beurteilen und jedenfalls ſich den Gedanken fern halten müſſen, als ſei damit notwendigerweiſe etwas recht tiefes und originelles geſagt. Und gerade bei Bach bezweifle ich, daß ſich etwas merkenswertes finden laſſen wird, weil er eine ſo ſehr innerliche, wortkarge Natur war. Sie könnten es vielmehr als charakteriſtiſch hinſtellen, daß von ihm eben alle derartigen Ausſprüche fehlen. — Sollte mir jedoch mit der Zeit noch etwas aufſtoßen, was für Sie

Intereſſe haben könnte, ſo werde ich nicht verfehlen, es Ihnen ſofort mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenſter

Dr. Spitta.

Sondershauſen 13./8. 72."

* * *

Die Loſung unſerer diesjährigen Sommerreiſe lautete: „zwiſchen Bayern und Tyrol". Similde hatte bei der Vorüberfahrt nach Innsbruck auf den Malerort Brannenburg ihr Auge geworfen. Die beiden anderen Blätter des Reiſekleeblatts, ihre Mutter und ich, wandten dagegen nichts ein — und wir brauchten es in frohen, dort verbrachten Wochen nicht zu bereuen.

Mehr und mehr erweiterte ſich mit den Jahren mein Freundeskreis. Ihm ward beſondere Bereicherung zuteil durch Frau Jenny Fuß-Sellier, eine geborene Franzöſin, mit ihrer verwitweten Tochter, Frau Hedwig Arlès-Duſour, die viel Welt bei ſich ſahen — ich lernte den jetzigen Großherzog von Heſſen bei ihnen kennen —; durch Profeſſor Carl Werner, den berühmten Aquarellmaler, und ſeine liebe Frau, deren Einladungen zur Bilderſchau zu den bevorzugteſten Genüſſen Leipzigs gehörten; durch Frau Ottilie de Liagre und ihre Schweſter Frau Meurer, die wir häufig in ihrer ſchönen Villa Mariaburg in Grimma aufſuchten. Nicht minder durch die lebensfrohe Familie des Geheimen Rates Adolf Schmidt — er war neben Deutſchlands gefeiertſtem Juriſten Bernhard Windſcheid Pandektiſt an unſerer Univerſität —, ſowie namentlich durch das einer vornehmen Geſelligkeit geöffnete Fiedlerſche Haus.

Dr. jur. Philipp Fiedler hatte, noch unverheiratet, 1869 die traulich-poetiſche Parterrewohnung in Gerhards Hauſe bezogen. Dort begegneten wir uns oft und es begründete ſich zwiſchen ihm und uns — das heißt Similde und mir

— eine lebenslange Freundschaft. Gleicherweise dichterisch wie musikalisch begabt, ein hochstrebender, etwas unruhvoller Geist, machte er, an keinen bestimmten Beruf gebunden, von Jugend an den Kultus des Schönen, dem er auf Reisen wie in der Heimat nachging, zum Inhalte seines Lebens. Sein jüngerer Bruder Dr. Konrad Fiedler, eine ausgeglichenere, überaus harmonische Natur, widmete sich kunstphilosophischen Studien, als deren Ergebnisse er eine Reihe tiefer und anerkannt bedeutender Schriften der Öffentlichkeit übergab. Ein Träger hoher Kultur, stand er, bei feinem und vielseitigen literarischen Geschmack im unmittelbarsten Verhältnis zur bildenden Kunst und erwarb sich als Förderer Feuerbachs, Böcklins, Thomas, vor allem aber als großherziger Beschützer Adolf Hildebrands und Hans von Marées' nicht genug zu preisende Verdienste. Marées entdeckte er Ende der sechziger Jahre in Rom, wo er als unbekannter Maler lebte, und Fiedlers Freundschaft enthob ihn nicht nur des äußeren Kampfes ums Dasein, sie stärkte ihn auch im Ringen mit seinem Genius, dem die geträumte höchste Vollendung versagt blieb. Nach des Künstlers frühem Tode sammelte sein Beschützer, soweit möglich, dessen Werke, um sie, indem er sie nach Schleißheim stiftete, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, und setzte durch Herausgabe der Marées-Mappe und einer Monographie dem Freunde ein unvergängliches Denkmal, bevor ein tragisches Ende — ein Sturz aus dem Fenster, wohl infolge plötzlichen Schwindels — sein eignes, so wertvolles Leben in München, wo er sich angesiedelt hatte, vorzeitig abkürzte. Seine Schriften über Kunst wurden von Hans Marbach und Hermann Konnerth herausgegeben. Dr. Philipp Fiedler hatte unter dem Namen Kurt Falkenau 1883 geistvolle Dichtungen veröffentlicht. Die edle Mutter beider Brüder, Frau Marie Fiedler, unsere verehrte Gönnerin, vereinigte in ihrem Hause, sei es in der Stadt oder in Rittergut Crostewitz bei Leipzig, ihrem herrlichen Besitztum, alles, was von Rang und Bedeutung nach Leipzig kam. Säch-

sische und auswärtige Prinzen, hohe Militärs und Staatsbeamte, Künstler und Schriftsteller, Gelehrte und Handelsherren folgten mit Freuden ihrem Rufe und ließen sichs bei ihr wohl gefallen. In breitester Weise pflegte sie die Geselligkeit, die ihr Lebensbedürfnis war — eine Eigenschaft, die sie ihrem Sohn Philipp, dem gegenwärtigen Herrn von Crostewitz, vererbte. Auch bei ihm empfindet man, daß es ihm Freude ist, Gäste bei sich zu empfangen. Seit je liebte er es, vor allem künstlerische Elemente um sich zu sehen. Zu der Zeit, von der ich rede, hatte er ein Neger-Terzett, die Brüder Jimenez aus Cuba, nach Crostewitz geladen. Es war ein apartes Vergnügen für mich, mit den schwarzen Herren zwei Trios sowie das als Trio bearbeitete Septett von Beethoven zu spielen. Später fand ich dort Sofie Menter, Marie Seebach, Amanda Lindner, Albertine Zehme-Satran, Max Grube, Georg Ebers, Rudolf von Gottschall, Reinecke, Nikisch, Pembaur und andere künstlerische Celebritäten. Des Hausherrn musikalische wie literarische Neigungen waren mehr rück- als vorwärts gewandt. Über Schumann — dem er ein Denkmal in der Promenade errichten ließ — und Heyse hinaus gingen sie nicht. Seine Hausgötter waren Reinecke und Gottschall. Den einen feierte er in sinnvollen Festen, den anderen ehrte er, indem er seine Marmorbüste für das Neue Theater anfertigen ließ, das viele der Stücke Gottschalls bei seinen Lebzeiten auf dem Repertoire erhielt, wie dieser auch als Schauspielreferent jahrzehntelang im Tageblatt und der Leipziger Zeitung eine führende Rolle spielte. Dem jungen literarischen Nachwuchs behagte diese Vormachtstellung Gottschalls freilich wenig, und so mußte der Achtziger eines Tages auf einer Postkarte die Frage O. E. Hartlebens lesen: „Leben Sie denn immer noch?“

Mit Annette Essipoff und Pauline Fichtner wurde ich im selben Winter bei Zopffs bekannt. Erika Lie, die norwegische Pianistin, die, wie früher ihre nordische Rivalin Agathe Baker, im Gewandhaus spielte, wurde mir durch

Freund Wenzel im Konservatorium vorgestellt. Im Theater machte Pollinis italienische Oper, ein vorzügliches Ensemble mit Desirée Artôt und Padilla als ersten Sternen, viel von sich reden. Nichts Reizenderes an liebenswürdiger Komik, als der „Barbier", von feinen welschen Lippen gesungen und mit südlichem Temperament dargestellt! Man kennt ihn erst recht, wenn man ihn von Rossinis Landsleuten hört. Dazu ward unser freundschaftliches Interesse am Debut von Holsteins „Erbe von Morley" wachgerufen und seltene Bühnenerscheinungen, wie „Vampyr" „Euryanthe" und die taurische „Iphigenie" sorgten für weitere Freuden.

Ein ganz besonderes Ereignis aber stand noch für Dezember bevor: Richard Wagner kam mit seiner Gattin Frau Cosima nach Leipzig. Er beabsichtigte, wie Professor Riedel mir schrieb, einen Vortrag für den Leipziger Wagnerverein zu halten, zu welchem Zweck dieser, dem ich natürlich angehörte, den Meister am Abend des 13. Dezember im Hotel de Prusse in einem Festbankett zu feiern gedachte. Als Freunde oder Bekannte, denen ich mich dabei anschließen könne, nannte mir Riedel zu meiner Verwunderung Holsteins, Herzogenbergs und Volklands. Herr Heinrich von Herzogenberg, der erst vor kurzem nach Leipzig Übergesiedelte, war, ebenso wie seine geist- und anmutvolle Frau, eine geborene Freiin von Stockhausen, durch und durch Brahmsianer. Als Komponist charakterisierte ihn Hanslick mit den Worten, seine Muse sei gewiß eine sehr gelehrte, aber eine recht trockene Dame. In ihren Briefen an Brahms haben sich beide als ausgesprochene Gegner Wagners und Liszts bezeugt. Schrieb sie doch am 4. Oktober 1878: „Alle Philister jauchzen hier über Siegfried und Götterdämmerung; von allen Meßspektakeln macht dieser das größte Aufsehen." Alfred Volkland war Kapellmeister der „Euterpe", nachmals Dirigent des Bachvereins, bis er nach Basel berufen wurde, wo er bis zu seinem Ableben wirkte. Sein Standpunkt war etwas weniger exklusiv. Als Wagnerverehrer konnte man jedenfalls keines der drei Paare mit

gutem Gewiſſen anſprechen. Nur ihre geſellſchaftliche Stellung hatte ihnen offenbar zu dieſer Einladung verholfen, und mir war es ein wenig genierlich, neben dieſen Gegenpropheten in Wagners nächſter Nähe zu ſitzen, wenn ich auch nicht wagte, mich dem Großen direkt zu nähern.

Zu einem eigentlichen Vortrag des Meiſters kam es nicht. Doch hörten wir ihn nach Riedels feurigem Begrüßungshoch ſich in einer längeren, ungemein intereſſanten Rede über ſeine Ziele und ſein Verhältnis zu ſeiner Geburtsſtadt verbreiten, deren jüngſte von den drei Generationen, die er kennen gelernt habe, ihm als die hoffnungsvollſte erſcheine. Ich meine, ſein eigentümlich weiches, mildes Organ noch heute zu hören, wie er die Worte ſprach: „Wenn Schiller ſagt; ‚Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt‘, ſo muß ich bekennen, daß ich das Leben immer heiter, die Kunſt dagegen ſehr, ſehr ernſt genommen habe.“ Er erwiderte dann noch auf zwei der zahlreichen Anſprachen und ſchloß mit einem Hoch auf den Genius der deutſchen Kunſt. Es war ein denkwürdiger Abend.

.....

1873

Allmählich war meine ſchon mit Robert Franz beſprochene Sammlung von Ausſprüchen der Tonkünſtler über Muſik ſo weit gereift, daß ich Liſzt von dem Plan Mitteilung machte und um Erlaubnis bat, ihm das Buch zueignen zu dürfen. Zugleich kündigte ich ihm eine bevorſtehende zweite Auflage des erſten Bandes der „Studienköpfe“ an und legte ihm zu deren Beſten einige Fragen vor. Bald hielt ich ſeine Entgegnung, vom 18. Februar 1873 aus Rom datiert, in der Hand:

Verehrte Gönnerin,

„Gewiß haben Sie wieder einen glänzenden Treffer gemacht mit Ihrer muſikaliſchen Gedanken-Polyphonie. Mich

daran in ſo liebenswürdiger Weiſe zu beteiligen mittelſt Dedikation, iſt ein neuer Beweis Ihrer gütigen Wohlgeneigtheit, für welchen ich Ihnen herzlich danke.

Titel und Inhaltsverzeichnis des Werkes ſind anlockend, letzteres ſcheint mir auch meiſterhaft angeordnet und rubriziert; Leuckart kann ſich auf mehrere Auflagen gefaßt machen, und ich freue mich, von dieſer ‚Polyphonie‘ baldig Nutzen und Frommen zu erlangen.

Bezüglich der bevorſtehenden zweiten Auflage Ihrer ‚Studienköpfe‘ bemerke ich, daß mein geringer Kopf in der erſten Auflage äußerſt mild beleuchtet und eingewiegt, ſanft und friedſam dort ausruht. Folglich bitte ich nicht zu verändern und nur etwa die beigefügten Antworten auf Ihre letzten Fragen als Anhängſel aufnehmen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung verbleibt Ihnen ſtets dankbar ergebenſt F. Liſzt.

Fortan zwiſchen Peſt und Weimar halbiert, werde ich bald nach Oſtern in Weimar wieder eintreffen.“

Ich laſſe zugleich einige Antworten des Meiſters auf meine Fragen folgen, ſoweit ſie Charakteriſtiſches beſagen:

„Anfangs November 1871 verließ ich Rom, nachdem ich ſchon ſeit April 70 bis September 71 in Weimar und Ungarn verweilte, und dann September 71 2 Monate in Rom zubrachte. —“

„Während des franzöſiſchen Krieges lebte ich ganz zurückgezogen bei meinem alten Freund Baron Augusz in Szegzard (Ungarn). Im Dezember 70 dirigierte ich in Peſt die Beethoven-Säkularfeier und verblieb hier bis April, wo ich nach Weimar zurückkehrte. —“

„Eine offizielle Stellung bekleide ich nicht und werde ſie auch nicht bekleiden; aber ſeit Juni 71 iſt mir der Titel ‚Königlich ungariſcher Rat‘ verliehen und durch dieſelbe Gnade Seiner Majeſtät des Königs ein Ehrenſold von 4000 Gulden jährlich beſtimmt. —“

„Von meinen letzt herausgegebenen Werken wäre zu erwähnen das Oratorium Chriſtus und nebenbei vielleicht die Inſtrumentierung von Schubertſchen Märſchen und Liedern; obendrein die ſymphoniſche Bearbeitung des Rákóczy-Marſchs (Partitur und verſchiedene Klavierarrangements derſelben zwei- und vierhändig), welche ich mir einbilde, ſelbſt nach der bekannten glänzenden Orcheſtrierung von Berlioz ohne Nachteil zeigen zu dürfen. Meine Bearbeitung iſt eigentlich mehrere Jahre älter als die von Berlioz: da er mir aber ſeine Partitur gewidmet hatte, unterließ ich die Herausgabe der meinigen ſo lange er lebte.“

„Nächſtes Jahr hoffe ich mit dem polniſchen Oratorium ‚Der heilige Stanislaus‘ fertig zu ſein. Die Kompoſition des ‚Stephan‘-Oratoriums habe ich aufgegeben, weil einer meiner beſten und liebſten hieſigen Freunde, der ſelige Moſſonyi, ungefähr denſelben Stoff als heroiſche Oper komponierte und die Aufführung dieſes Werkes hier ſtattfinden ſoll.

F. L.

Peſt, 18. Februar 73.“

Das Jahr 1873 war ein an muſikaliſchen Extragenüſſen beſonders reiches. Im Gewandhaus erſchien Brahms' tiefſinniges Schickſalslied am 23. Januar zum erſten Male. Dann führte Hans von Bülow am 6. Februar das Klavierkonzert ſeines Freundes Hans von Bronſart zuerſt in die Öffentlichkeit ein, mit dem großen Erfolg, deſſen ſeine virtuoſen Leiſtungen ſtets ſicher waren. Als er weiter aber als Komponiſt zweier Charakterbilder für Orcheſter: Notturno und Funerale, zum Publikum ſprach, mußte er eine Ablehnung hinnehmen. Keine Hand rührte ſich im Saale. Das war gewiß nicht liebenswürdig, auch wenn das Gehörte mehr Verſtandes- als Inſpirationsprodukt war. Er bemühte ſich auch nicht, ſeine Verſtimmung darüber zu verbergen und kehrte, als er ſein Solo: Brahms' Händel-Variationen, ſpielte, dem in ſeiner Nähe ſitzenden Konzert-

meiſter David ſein Angeſicht, dem Publikum dagegen konſequent den Rücken zu. Das eminent kunſtvolle Brahms'ſche Werk war damals noch wenig bekannt, und da ſeine Länge nicht zu enden ſchien, bemächtigte ſich vieler der Eindruck, der beleidigte Künſtler wolle den Zuhörern ein muſikaliſches Strafpenſum senza fine diktieren.

Brahms trat jetzt überhaupt mehr in den Vordergrund. In raſcher Aufeinanderfolge wurde uns das „Triumphlied" im Gewandhaus, vom Riedelverein das deutſche Requiem beſchert, das auch im Gewandhaus im November wiederkehrte. Von Anbeginn habe ich mich ungleich mehr für den Trauer- als für den Jubelgeſang begeiſtert, der Brahms' eigenſter ſchwerblütiger Art viel minder entſpricht und weniger von ihm als von Händel an ſich hat. An einem der von Riedel eingeführten Muſikvereins-Nachmittage erwarb ſich auch Brahms' Klavierquintett Op. 34 zahlreiche Freunde.

Bald nach Bülow ſpielte Sofie Menter hier. Leider konnte ich nicht dem ganzen Konzert beiwohnen. Was ich hörte: Scarlattiſche Stücke, Schuberts „Gretchen am Spinnrad" in Liſztſcher, die „Aufforderung zum Tanz" in Tauſigſcher Bearbeitung, entzückte mich. In mein Tagebuch ſchrieb ich: „Mir die liebſte Pianiſtin, die ich kenne. Reizende Erſcheinung. Tauſigſches Spiel im Anſchlag und in vollendeter Klarheit." Heute ſage ich: ſie erinnert mich, wie kein anderer Klavierſpieler an Liſzt.

Im März kehrte das herrliche Florentiner Quartett in unſrer Stadt ein. Ich hatte die Freude, den Herren und vornehmlich ihrem echt ſüddeutſch-liebenswürdigen Führer Jean Becker bei ſeiner Landsmännin Frau Geheimrat Schmidt perſönlich näher zu treten.

Dann gab es wieder eins der Franz-Konzerte, wie ſie zu dieſer Zeit, dank den Bemühungen Baron Senfft von Pilſachs, Exzellenz von Keudells, des deutſchen Botſchafters in Rom, Franz Liſzts und Otto Dreſels (in Amerika), allerorten veranſtaltet wurden, um durch Widmung eines Ehrenfonds den nun völlig taub gewordenen Liedermeiſter vor

Sorge zu ſchützen. Liſzt ſelbſt gab in Peſt ein Konzert für ihn, wiewohl er ſein Klavierſpiel längſt der Öffentlichkeit entzogen hatte. Im alten Leipziger Gewandhausſaal wetteiferten Frau Joachimi, Frau Julienne Flinſch und Eugen Gura miteinander, eine Fülle der köſtlichen Lieder des Künſtlers in ihrer keuſchen Schönheit vor uns lebendig werden zu laſſen.

Neben den öffentlichen Kunſtdarbietungen blieben auch private nicht aus. Frau Dr. Seeburg machte für Herzogenberg Propaganda und verhalf ſeinem altdeutſchen Liederſpiel unter Leitung des Vertoners zu einer Aufführung vor geladenem Kreiſe. Schon zuvor hatte ſie in den an Kunſtſchätzen reichen Räumen des nun auch zerſtörten ſchönen Salomonſchen Hauſes, das ſie mit ihrer Mutter bewohnte, faſt die geſamte vornehme Geſellſchaft Leipzigs zu einem prächtigen Maskenfeſt zu ſich gerufen. Man ſah bunte phantaſtiſche Bilder: einen griechiſchen und einen orientaliſchen Aufzug, in des letztern Mitte Frau von Herzogenberg als liebreizende Lalla Rook. Die Hausfrau empfing ihre Gäſte unmaskiert als Germania, im Koſtüm des Veitſchen Bildes im Leipziger Muſeum. Der graziöſe Herr von Holſtein erſchien bald als Neapolitaner, Tarantella tanzend, bald als Pierrot, die Pritſche ſchwingend. Sinnilde und ich perſonifizierten in Farbendreiklängen Dur und Moll; goldene Diademe bezeichneten uns als Maggiore und Minore. Im Arm trug jede eine goldene Lyra, mit Sträußchen umwunden, die wir verteilten und deren jedem ein Liedermotto in Dur oder Moll angefügt war. Mir machte es viel Spaß, drei Masken: einen ſchönen mittelalterlichen Patrizier in ſchwarzer Samttracht, einen Tempelherren und beſonders einen Kapuziner zu myſtifizieren, welch letzteren ich immer wieder mit Erfolg zum Tanzen aufforderte. Die erſten beiden entpuppten ſich als Profeſſor Czermak, der berühmte Erfinder des Kehlkopfſpiegels, und als Dr. Adolar Gerhard. Der Mönch nur verbarg ſich ſtandhaft hinter ſeiner Maske und erſt nach langen übermütigen Neckereien,

nachdem sich alle schon demaskiert hatten, kam, aus Kapuze und Kutte Herr Dr. Petschke, Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion und Komponist seiner Lieder und Chorgesänge, ein im übrigen sehr ernster Herr, zum Vorschein. Wir haben uns darnach noch oft in Heiterkeit unseres verkappten Spiels erinnert.

* * *

Mit beginnendem Frühjahr hielt der „Allgemeine deutsche Musikverein" einen „Musikertag" — eine Vereinigung im kleineren Stile als die Tonkünstlerversammlungen — in Leipzig ab. Er verlief einigermaßen flau; trockene Verhandlungen überwogen. In einer Matinee ließ sich die Lisztschülerin Martha Remmert hören, das Dresdner Streichquartett spielte Volkmann und Raff. Der gewohnte leuchtende Mittelpunkt fehlte. Liszt, durch Aufführung seiner Graner Messe in Preßburg zurückgehalten, stellte sich erst am Schlusse der Tagung zu einer abendlichen geselligen Zusammenkunft ein. Er schickte Gille mit der Botschaft zu mir, daß er mich im Hotel de Prusse zu sehen hoffe. Gütig wie immer, zog er mich, obwohl sich alles zur Begrüßung des spät Angekommenen an ihn herandrängte, gleich an seine Seite und ließ mich bis zum Aufbruch nicht von sich. Erfreulich war mir die Bekanntschaft mit Cornelius, dessen Persönlichkeit sich mir nicht minder liebenswert darstellte, als seine Doppelkunst als Dichter-Musiker.

Am nächsten Morgen zeichnete der Meister noch ein aus Kompositionen Metzdorffs bestehendes Konzert durch seine Anwesenheit aus. Dann mußten wir, seine ihn zur Bahn geleitenden Getreuen, ihn schon wieder scheiden sehen.

Richard Wagners sechzigsten Geburtstag am 22. Mai feierte eine kleine Anzahl seiner Verehrer durch Enthüllung einer an seinem Geburtshause im Brühl gestifteten marmornen Gedenktafel. Eine kurze Ansprache wurde gehalten.

Ich erinnere mich nur, Fritzſch — den Verleger der „Geſammelten Schriften" Wagners und des tapfer für ihn eintretenden „Muſikaliſchen Wochenblattes" —, Riedel und Friedrich von Wickede, einen komponierenden und ſchriftſtellernden Oberpoſtrat, dabei geſehen zu haben. Das ſchlichte Giebelhaus, das den ſtolzen Namen „Der rote Löwe" trug, hat in unſerem neuerungsſüchtigen Leipzig längſt einem ſtattlicheren Gebäude weichen müſſen. Die Erinnerungstafel aber iſt ihm in dieſes gefolgt.

Und nun nahte für die Freunde Liſzts ein großer Tag: am 29. Mai ſollte ſein „Chriſtus" in der Weimarer Stadtkirche die erſte vollſtändige Aufführung erleben und der Meiſter ſelber, der erſt kurz zuvor die Proben übernommen hatte, wollte ſie leiten. Die Soli waren durch das Ehepaar von Milde, Fräulein Dotter und Borchers vertreten, die Weimarer Chöre durch Jenenſer und Erfurter, die großherzogliche Hofkapelle durch die Sondershäuſer verſtärkt. An der Mittagstafel im „Erbprinzen" fand ich außer den Leipzigern, die zum Teil mit mir gekommen waren, viele fremde Gäſte, an ihrer Spitze die damals ſchon ſichtlich leidende Frau von Mouchanoff, Liſzts ungariſche Landsleute Graf Albert Apponyi, Baron Vegh, Edmund von Mihalovich, Kornel Ábrányi, die Jenaer Gille und Naumann, den Dresdner Adolf Stern; dazu die Herren von der Kritik: Otto Leßmann aus Berlin, Nohl, Zopff und viele andere. Ich hatte mich bei Liſzt diesmal nicht angemeldet und mein Beſuch am Nachmittag überraſchte und erfreute ihn, wie er ſagte. Nur ein paar Schüler, unter ihnen Georg Leiterd, den er ſehr gern hatte, waren bei ihm. In der Kirche fand ich mich Richard Wagner und ſeiner Gattin mit Gräfin Schleinitz gegenüber. Um 6 Uhr begann die Aufführung. Sie war nicht makellos. Dennoch war die Wirkung des gewaltigen, in ſeiner formellen Anlage, namentlich der Einfügung großer Orcheſterſätze, wie in der geſamten Auffaſſung ſo unvergleichlich neuen, urkatholiſchen Werks eine tiefe, mächtige. Es zu hören iſt ein Erlebnis. Nur wird

uns dies Erlebnis leider selten zuteil, denn schwerer noch als zu anderen Werken des Meisters scheint die Welt den Weg zu diesem, seinem erhabensten und größten, zu finden.

Einer in den Räumen der Vereinsgesellschaft stattfindenden Nachfeier schenkten auch Wagner und seine Gattin ihre Gegenwart. Liszt, mit ihnen ankommend, gewahrte mich kaum, als er mich aufforderte: „Sie müssen zu uns kommen!" „Sie kennen doch meine Tochter?" fragte er, und noch hatte ich kaum erwidert: „Ich habe nicht die Ehre, von Frau Wagner gekannt zu sein," als er, mich an die Spitze der Tafel führend, wo Wagners Platz genommen hatten, mich ihnen vorstellte. Wagner begrüßte mich sehr freundlich. Er war prächtig aufgelegt und scherzte bald mit Lassen über Operntexte, bald mit Fräulein Hofmeister aus Berlin über alte Erinnerungen. Frau Wagner empfing mich mit den Worten: „Wir haben uns ja unlängst schon in Leipzig gesehen." Trotz einer gewissen Zurückhaltung, die ich ihr gegenüber empfand, währte es keine Viertelstunde, so hatte mich diese wunderbare Frau in Bann genommen und hält mich noch heute, volle vierzig Jahre darin fest. Vom Zauber Lisztschen Geistes und Wesens erbte sie viel. Ihr Auge, ihr Lächeln, ihre Rede ruft mir den geliebtesten väterlichen Freund meines Lebens zurück.

Die Minuten flogen. Meine Leipziger Begleiter mußten mich an die mitternächtige Abfahrtsstunde mahnen. Dennoch kamen wir zu spät. Vor unsern Augen fuhr der Zug davon. Ich quartierte mich im „Russischen Hofe" ein und hielt mich am Morgen durch Besuch der Probe von Berlioz' geistsprühender Oper „Beatrice und Benedikt" schadlos. Mich entzückte das reizende Werk, wenn ich auch nichts von dem erwarteten modernen Wesen in ihm fand. Denn nicht mit kühner Hand, wie in seinen Instrumentalschöpfungen, greift Berlioz hier in die Gestaltung der Oper ein. Wies sein Jugendwerk „Cellini" keck in die Zukunft, so zeigen ihn „Trojaner" und „Beatrice" vielmehr der Vergangenheit wieder zugewandt, so daß man hier von einer

Zurückentwicklung reden kann. Daß gleichwohl eine neuerlich vorgeführte Bearbeitung von Stransky und Kleefeld dem graziösen Werke zum Vorteil gereiche, habe ich nicht empfunden. Insbesondere büßt die Perle des Ganzen: das Notturno für zwei Frauenstimmen, durch Versetzung an den Anfang viel von seiner Wirkung ein. Warum eine an sich meisterliche Schöpfung nicht in ihrer vom Autor gegebenen Fassung belassen, da man sie doch zu keiner modernen umstülpen kann? —

Bei der Abfahrt aus der Ilmstadt sagten mir Stern, Ábrányi und Nohl am Bahnhof ein heiteres Lebewohl. Der Beethoven-Biograph neckte mich gern mit meinem Pseudonym, das ich nach seiner Meinung mit Unrecht trage. Als der Zug sich in Bewegung setzte, warf er mir einen großen Veilchenstrauß, den er versteckt gehalten hatte, mit dem schönen Verse in mein Abteil nach:

In dieser Welt voll Bitternis
Das Einz'ge, was nich bitter is.

Am 6. Juli lockte Riedel den Meister durch Aufführung seiner Missa choralis wieder nach Leipzig. Doch war es nur eine Eintagsfreude. Bei Zschocher gab es wieder die übliche Matinee. Der Gefeierte spielte seinen „Deutschen Siegesmarsch" und begleitete Fräulein Klauwell auswendig seinen „Fischerknaben". Nach dem ihn sehr zufriedenstellenden Konzert in der Nikolaikirche folgte — ein seltenes Ereignis bei Liszt, denn er war kein Spaziergänger — eine Promenade ins Rosental, wobei er mir allerlei biographische Fragen beantwortete und mir von der ihn eben beschäftigenden Musik zu Scheffels Festspiel zur Vermählung des Erbgroßherzogs erzählte. Dann trafen wir mit dem zahlreichen Weimarer Gefolge im Garten des Thüringer Bahnhofs zum Abendessen zusammen. An meine „Studienköpfe" anknüpfend, teilte der Meister viel Interessantes über Cherubini und Boieldieu und über ihre vorweltlichen Beethoven-Urteile mit. Wie schon zu verschiedenen Malen, rühmte er

die Verdienste Habenecks, dessen Begeisterung und Energie Beethoven in Paris durchgesetzt habe. Da ich der bevorstehenden Pester Feier seines goldenen Künstlerjubiläums gedachte und meine Verwunderung darüber aussprach, daß man dieses von seinem zweiten Wiener Auftreten im Redoutensaal, statt vom ersten im landständischen Saal datiere, ließ er sich über seine beiden Wiener Erstlingskonzerte und über den ihn beglückenden Weihekuß Beethovens aus, den ihn Schindler, obgleich er ihn Beethoven erst zugeführt habe, später hatte abspenstig machen wollen*). „L'ami de Beethoven wollte mich um meinen Kuß bringen; aber ich lasse ihn mir nicht nehmen."

Er verlangte sodann von meinen weiteren Arbeitsplänen zu hören, war überhaupt in einer mich befeuernden Weise aufgeschlossen, und ich schrieb in mein Tagebuch: „Zum erstenmal im Leben habe ich vernünftig, ohne alle Zaghaftigkeit zu ihm geredet."

Noch ehe der Juli zu Ende ging, wurde das Musikleben Leipzigs von einem empfindlichen Verlust betroffen. Ferdinand David, der berühmte vieljährige Konzertmeister des Gewandhausorchesters, fand am 18. Juli, während eines Kuraufenthaltes in Klosters in der Schweiz, ein rasches Ende. Auf einem Ausfluge nach der Klubhütte am Silvretta, 8000 Fuß hoch, ereilte ihn plötzlich der Tod. „Da hinauf möchte ich nicht und wenn die zehnte Symphonie von Beethoven im Manuskript oben läge", hatte er, auf den Silvrettagletscher deutend, wenige Minuten zuvor gesagt, seiner jüngsten Tochter aber, trotz der Anstrengung beim Steigen, versichert: „Du glaubst gar nicht, wie wohl mir heute ist". Einige Augenblicke später sank er neben ihr zusammen und hauchte in ihren Armen seinen letzten Seufzer aus. Im Neuen Johannesfriedhof zu Leipzig ward er am 24. Juli neben Moscheles zur Ruhe gebettet. Mit ihm schied

*) Genaueres darüber vgl. meinen Aufsatz „Beethovens Weihekuß". Allg. Musikzeitung 25. April 1913.

der letzte der großen Namen, an die ſich Leipzigs glorreichſte Muſikepoche knüpfte, mit ihm, dem Freunde Mendelsſohns, dem Gefährten Schumanns, Hauptmanns, Moſcheles', ward dieſe ſelbſt nun für immer zu Grabe getragen.

Am Achenſee, unſerer nun bevorzugten Sommerfriſche, waren wir im Auguſt kaum eingetroffen, als Paul Heyſe als flüchtiger Gaſt nach der Pertisau kam. Der mit ſeiner Frau gerade gegenwärtige Dr. Adolar Gerhard, Syndikus der Genoſſenſchaft dramatiſcher Autoren, kannte den beſtechend liebenswürdigen, damals noch auffallend ſchönen Dichter und ließ uns von ſeiner Bekanntſchaft Vorteil ziehen. Als Heyſe dann am Spätnachmittag aufbrechen wollte, um mit ſeiner Familie in Jenbach zuſammenzutreffen, ſahen wir uns vergebens nach einem Boote um, das ihn über den See bringen ſollte; auch kein Schiffer war vorhanden. Nur ein einziges Boot, das „Totenſchiff", wie man es ſeit dem Transport eines Verunglückten nannte, lag in der Schiffhütte. Wir ſelber hatten es unlängſt befahren; doch es war leck, umſo weniger empfehlenswert, als ein Gewitter herannahte. Doch Heyſe behauptete, daß er fort müſſe; das unſichere Fahrzeug ſchreckte ihn nicht. Einen Schiffer aufzutreiben gelang uns Ortskundigen ſchließlich, und von aller Verantwortung ſprach uns ſein Fahrgaſt im voraus frei. Gleichwohl ſahen wir ihn nicht ohne Herzklopfen vom Ufer abſtoßen und mit Bangen folgten ihm unſere Blicke, bis wir ihn glücklich gelandet wußten.

Mit einem anderen Poeten brachte die Pertisau uns in vielfältige Berührung: Adolf Pichler, der bekannte Innsbrucker Naturforſcher und Schriftſteller, gehörte daſelbſt zu den ſtehenden Figuren. Er war der denkbarſte Gegenſatz zu Heyſe, ein Zyniker, der der Welt ſchon durch ſeine äußere Erſcheinung zu erkennen gab, daß er ſie und ihre Sitten

verachte. Mit gekrümmtem Rücken, zottigem Haar und Bart, im grauen Leinenkittel und Beinkleid, mit verdrücktem Filzhut und einem großen Stock, dem ein geologischer Hammer als Griff diente, einherschreitend, glich er einem Stromer und ward, für einen solchen angesehen, mehrmals zu seiner Belustigung eingesteckt, bis er sich als Innsbrucker Universitätsprofessor auswies. Sein Kopf mit den ebenmäßigen und ausdrucksvollen, scharf geprägten Zügen kennzeichnete den bedeutenden Mann; nur verzog sein Mund sich gern zum Satirlächeln und schien nur darauf zu warten, von spöttischen Bemerkungen überzufließen. Nicht genügende Anerkennung und häusliches Leid hatten ihn verbittert. Fand man ihn nicht in der Spottlaune, so war der Umgang mit ihm stets interessant und gewinnbringend; denn sein Gespräch ging in die Tiefe. Seine dichterischen Götter, Homer und Dante, in deren Bewunderung er sich nie genug tun konnte, trug er in der Tasche mit sich herum, wenn er sich in irgend einen Bergwinkel verstieg, oder sein Boot ziellos treiben ließ. Uns brachte er seine Lebenserinnerungen, seine Novellen, auch Gedichte zur Lektüre. Die ihm liebsten seiner Verse, die schwungreichen „Hymnen" — ein schmächtiges Heftchen — schenkte er mir zum Andenken. Doch verhielt ich mich ihm gegenüber zurückhaltend. Similde mußte ihre zutraulichere Art dadurch büßen, daß er sie und ihre Nichte in einer unbedeutenden Erzählung ziemlich nichtssagend abkonterfeite.

Das geschah noch in den alten stillen Zeiten der Pertisau. Vom Fürstenhaus, das sich seitdem nach beiden Seiten hin mächtig ausgewachsen hat, stand nur der Mittelbau und das schmale „Neugebäu", das wenig Fremdengelaß bot. Man speiste in einem größeren ebenerdigen Zimmer. Wer drin nicht unterkam, mußte im kleinen Nachbarraum Platz suchen, wo Schiffer, Schornsteinfeger, Krachsenträger ihren Hunger und Durst stillten und das Hausfaktotum Matthes, die Pfeife im Munde, allerlei häuslichen Arbeiten oblag. Das Regiment im Hause führte eigenherrisch die Schaff-

nerin Veronika. In ihrer Hand ruhte das Schicksal jedes Ankommenden. Wer ihr beim ersten Anblick nicht zusagte, oder sich der Hausordnung einmal nicht gefügt hatte, für den war kein Raum vorhanden. Ihre Küche war berühmt. Mit Rechnungsführung beschwerte sie sich nicht. Was er tagsüber genossen hatte, berichtete jeder Gast der Kellnerin. Diese kassierte den Betrag dafür ein und schüttete den Inhalt ihrer Geldtasche in einen großen Tischkasten im meist unbewohnten „Prälatenzimmer" aus. Mit dem sich darin findenden Geld wurden die nötigen Einkäufe gedeckt. Was übrig blieb, nahm der alte Prälat Pirmin, nämlich der Abt der Benediktinerabtei zu Fiecht, deren Eigentum der See ist, an sich, wenn er von Zeit zu Zeit vom Inntal heraufkam. Betrug ließ sich hier niemand zu schulden kommen. Die Dienerinnen des Hauses waren gottesfürchtige Leute, die dem Kloster mit Händen und Herzen dienten und Sommer um Sommer hierher zurückkehren.

Die Bravheit der Leute im Fürstenhaus ist noch heute dieselbe geblieben, ebenso die patriarchalische Einfachheit der Einrichtung. Im übrigen führte, nach dem Tode des alten Prälaten, sein weltkundigerer Nachfolger Abt Albert Wildauer, dem das durch einen großen Brand verarmte Fiecht seinen gegenwärtigen hohen Wohlstand dankt, neben baulichen Erweiterungen manche ersprießliche Neuerung ein. Ein gut Teil Poesie ging freilich verloren, seit Zahnradbahn und Dampfschiff uns zur Pertisau tragen. Doch wo müßte die Romantik nicht zurückweichen vor den praktischen Errungenschaften einer nüchterneren Zeit?

Abt Albert wurde übrigens im Laufe der Jahre unser verehrter Freund. Öfters besuchten wir ihn im Stift Fiecht; auch manches Briefblatt seiner Hand besitze ich. Tief betrauert ist der hochwürdige Herr im April 1915 heimberufen worden.

Unhold gestimmt waren die Wettergeister in dem Sommer, von dem ich rede, an unserem See. Da trieb uns Pichlers Rat gen Süden, ins „Paradies von Tyrol." Bald hatten wir im gemütlichen Hotel Badl in Gries Posto ge-

faßt, wo eine lebendige und interessante Baronin Bourgoing aus Pau, eine geborene von Lotzbeck aus München und Mutter eines in Wien lebenden französischen Diplomaten, unseren Kreis aufs willkommenste vervollständigte. Wir unternahmen gemeinsame Ausflüge, waren heute in Meran, morgen in Trient, bald im Sarn-, bald im Eggental, bald im Frucht- und Blüteneden Eppan, bald im halbzerfallenen Schloß Runkelstein mit den vielhundertjährigen Tristan und Isolde-Fresken. Das Schönste deuchte mich immer der Blick auf die Fabelgestalten der Dolomiten im Abendglühen, und ich schloß den Rosengarten in mein Herz.

* * *

Am 3. Oktober ward meinem Bruder Adelbert in Jena nach zehnjähriger Ehe ein Sohn geboren. Wir alle feierten dessen Aufnahme ins Christentum, von dem er sich später zu unserem Schmerze lossagte. Er blieb der einzige Nachwuchs unsrer Familie.

Zu Liszts Geburtstag am 22. Oktober konnte ich ihm den in zweiter Auflage erschienenen ersten Band der „Studienköpfe", zu seinem Künstlerjubiläum im November die ihm gewidmete „Musikalische Gedanken-Polyphonie" schikken. Riedel ehrte unsern Meister durch Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth." Bei der geringen Beliebtheit der Lisztschen Werke in Leipzig bedeutete jede solche Aufführung für den gesinnungsvollen Dirigenten ein Wagnis; denn, war sie nicht gut besucht, so sahen Riedel und seine Frau sich, wie sie mir sagten, genötigt, das entstandene Defizit durch Unterrichterteilen zu decken. Er erbat darum zur Unterbringung von Eintrittskarten in derlei Fällen stets meine, meiner Schwägerin und Simildes Hilfe, die allerdings auch uns nicht leicht gemacht wurde.

In derselben Saison kam ein Künstler aus der Zeit der Lisztschen Hofkapellmeisterschaft, der ausgezeichnete ehema-

lige Weimarer Soloviolonceliſt Bernhard Loßmann, in Vertretung des bisherigen, anderweit berufenen erſten Gewandhausceliſten, nach Leipzig. Er hatte die Freundlichkeit, bei meinen Geſchwiſtern, bei einer Abendgeſellſchaft, die mich zum erſten Male mit Anton Springer, dem feingeiſtigen Kunſthiſtoriker und deſſen Familie zuſammenführte, Beethovens A-dur-Sonate und einige kleinere Stücke mit mir zu ſpielen, auch Similde ein paar Cello-Lieder zu begleiten. Das genoß ich ſehr, nicht weniger die Weimarer Erinnerungen, die wir miteinander aufleben ließen.

Im Dezember kehrte Clara Schumann, die dem Gewandhaus allzeit Getreue, wieder daſelbſt ein. Sie brachte das D-moll-Konzert von Brahms, das bei des Komponiſten Wiedergabe 1859 abfällig beurteilt worden, nach ſeinen eigenen Worten ſogar „glänzend durchgefallen“ war, zu großer Wirkung. Aus einer urſprünglich geplanten Symphonie herausgewachſen, iſt es in ſeiner düſteren Größe und leidenſchaftlichen Kampfſtimmung kein Werk für Frauenhände, nur die ſtärkſten Spieler, wie Bülow, d'Albert, bewältigen es reſtlos. Dennoch erfocht Clara Schumann ihrem Liebling Johannes einen Sieg. Ich zähle das geniale Werk ſeit dem erſten Hören zu den mir liebſten ſeiner Gattung und ziehe es ſeinem jüngeren Geſchwiſter in B weit vor.

Um dieſelbe Zeit ließ ſich mir bei einem der Zopfffſchen Muſiknachmittage Profeſſor Oskar Paul vorſtellen, ein früherer Schüler Moritz Hauptmanns, der aus einem Ultrakonſervativen ein feuriger Wagner-Bekenner geworden war und bis zu ſeinem frühen Tode die erſte Violine unter Leipzigs Muſikkritikern ſpielte. Er bezeigte mir und meinen Arbeiten viel Intereſſe und Wohlwollen, wofür ich ihm noch im Grabe danke. Allmählich, ſehr allmählich nur bereitete ſich ja unter den jüngeren Vertretern der muſikaliſchen Preſſe, die den Pulsſchlag ihrer Zeit nicht völlig überhören wollten, eine leiſe Schwenkung nach links vor.

Louis Köhler, allerdings einer der von vornherein Auf-

geklärten, schrieb mir am 24. November 1873, nachdem ich ihm meine weibliche Autorschaft verraten hatte, in seiner originellen Weise:

„Als ich Ihre hübschen Bücher las, hatte ich zuweilen eine schwache Ahnung, daß der Verfasser eine Dame sein könnte; denn die Erzählungsweise hatte in ihrer freundlichen Sprache so viel unmittelbar Natürliches, wogegen die Männer, wenn sie ‚freundlich' schreiben, einen heimlichen Willen dazu durchfühlen lassen. Weil Sie aber auch zugleich eigene Beobachtungen machen und diese so bestimmt aussprechen, kam ich von meiner Vermutung zuweilen auch wieder ab und blieb schwankend. Ihre neue umgearbeitete Ausgabe, die Sie mir in so reizender, dem Werke mit Recht gebührender Ausstattung schenken, wird höchstwahrscheinlich eine derartige Umarbeitung erfahren haben, daß man dabei weder an einen Herrn noch an eine Dame denkt... Das Buch steht bereits in meinem ‚Führer', 4. Auflage. Ich wünsche Sie möchten stets bei gleicher Frische der Auffassung bleiben."

Der „Gedanken-Polyphonie" widmete er in der „Königsberger Zeitung" die freundlichen Worte:

„Die Sammlung gewährt nicht nur vielen Genuß und viele Belehrung, sondern regt auch zum Selbstdenken an und wird jeden innerlich bereichern, der das Büchelchen besitzt. La Mara hat hier mit sinnigem Fleiße aus schriftlichen und mündlichen Äußerungen der großen Tonmeister dreier Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit die Gedankenperlen hervorgesucht, sie nach ihrem Inhalte gruppiert und so allen Musikfreunden eine zugleich gediegene und unterhaltende Gabe geboten."

Auch der auf anderem Boden stehende Hanslick rühmt gleich anderen die „mit Geschmack und Belesenheit getroffene

Auswahl, die ſehr viel des Guten und Intereſſanten vereinigt und ſich zahlreiche Freunde machen dürfte.“ Seine freundliche Prophezeihung aber verwirklichte ſich nicht. Das Publikum ſtand dem Buche ſpröder gegenüber als die Kritik.

Das Jahr ging nicht zu Ende, ohne mich mit einem ſchriftlichen Gruß der Fürſtin Wittgenſtein zu erfreuen. Hier iſt er:

„Herzlich dankbar bin ich Ihnen, liebe Frau, für Ihr erneutes Gedenken und Ihre liebenswürdige Sendung. Immer mehr bewundere ich Ihre Beharrlichkeit, die die Mühen neuer Auflagen nicht ſcheut, und kann Sie dazu nur beglückwünſchen.

Immer aufs neue ſchulde ich Ihnen Dank für das anhaltende Intereſſe, das Sie für Liſzt bekunden. Der Augenblick ſcheint endlich zu kommen, wo man beginnt, ihm den ihm gebührenden Platz in der Kunſtgeſchichte zuzuerkennen. Peſt, das ſich der Krönung Petrarcas erinnerte, beſchloß, auch ſeinen berühmten Sohn zu krönen — und ich bin überzeugt, daß Ihnen dieſes Künſtlerjubiläum zur wahren Genugtuung gereicht hat. Lebhaft erinnerte ich mich, als ich die Rede der Deputation des Allgemeinen Deutſchen Muſikvereins las, des Tages, wo dieſer in Leipzig gegründet wurde. Noch weitere zwanzig Jahre, noch eine Generation — und Leipzig wird mit gerechtem Stolz dieſe Erinnerung begehen.

Seien Sie, liebe Frau, der aufrichtigen Bewunderung und Sympathie verſichert, mit der Ihrer literariſchen Tätigkeit folgt

Ihre Ihnen herzlich zugeneigte

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

29. November 73, Rom.“

1874

Im Januar 1874 veranstaltete der durch seine Patti-Tourneen zu Ruf gelangte Impresario Ullmann in Leipzig eins seiner beliebten Konzerte, in denen er eine Reihe von Elitekräften in bunter Folge vorführte. Als Hauptgestirn glänzte diesmal Zelia Trebelli, die berühmte, namentlich auf ausländischen Bühnen gefeierte Altistin. Ihre Kehlfertigkeit wie ihr Tonvolumen deuchten mich bewundernswert. Doch habe ich mich nie für Stimmen begeistern können, bei denen man in der Höhe eine Frau, in der Tiefe einen Mann zu hören glaubt. Auch im Publikum zündete mehr als dies Koloraturgepränge der feine Vortrag deutscher Lieder durch Anna Regan — Schülerin und Nichte der genialen Caroline Unger-Sabatier — die als Frau Schimon in späteren Jahren in Leipzig lebte und lehrte und mir herzlich befreundet ward.

Am selben Abend riß Sofie Menter durch die Don Juan-Phantasie Liszts die Hörer zu Beifallsstürmen hin. Die junge schöne Künstlerin war von ihrem frühesten Auftreten an eine tapfere Kämpferin für unseren Weimarer Meister. Seiner Unpopularität zum Trotz, setzte sie seine Werke kühn auf ihre Programme und spielte sie wie keine andere sie ihr nachspielt; denn in ihren Händen ruht etwas vom Lisztschen Zauber.

Zu dieser Zeit spielte ich selber einmal den Impresario. Dr. Adolar Gerhard wollte einen ausgebreiteten Freundeskreis bei sich sehen und ihm eine aparte Unterhaltung bieten. Lebende Bilder sollten unter Mithilfe unseres Freundes, des Aquarellisten Carl Werner, gestellt werden. Die sie verbindenden Verse hatte der Gastgeber selber gedichtet. Die Sorge für die dazu geeignete Musik — und zwar die Auswahl der Stücke und der sie vortragenden Sänger und Sängerinnen, sowie das Einstudieren und Begleiten — ward mir anheimgegeben.

Das Ganze gelang, uns allen zur Freude. Besonderen Spaß machte mir's, als am Ende die anwesenden Musiker,

Herr von Holstein, Professor Zopff und andere mich interessiert nach dem alten schönen Hymnus fragten, der beim Bild der heiligen Elisabeth gesungen worden war. Ich hatte, da ich sonst nichts Passendes im Liszтschen Oratorium fand, zu dem Trio des Kreuzrittermarschs gegriffen und dieses für drei Frauenstimmen ausgesetzt und auf die Worte singen lassen: „Sancta Elisabeth, ora pro nobis." Als ich es Liszt später beichtete, sagte er: „Das haben Sie mit gutem Instinkt und Glück gemacht; denn ich entnahm das Trio einem alten Pilgerlied aus der Zeit der Kreuzzüge."

Jener Gerhardsche Abend führte die erste Begegnung zwischen mir und Rudolf von Gottschall herbei, der bekanntlich von 1864 bis an sein 1909 erfolgendes Ende Leipzig angehörte. Der geistreiche, äußerst angeregte Dichter wurde mein Polonaisen-, ja trotz der ihm eigenen Schwerbeweglichkeit, auch mein Galopptänzer und widmete sich mir, viel Interesse an meiner Tätigkeit bekundend, fast den ganzen Abend. Unsere Straßen haben sich nachmals häufig, doch nie wieder so ausgedehnt und sympathisch gekreuzt wie jenes erste Mal.

Die Zeit vom Februar bis tief in den Mai hinein stand — obgleich auch an klassischen Gaben, wie Bachs H-moll-Messe und Schütz' Passion, reich — für mich unter dem Zeichen Brahms. Ihn hatte ich zu meinem nächsten Porträt erkoren. Jetzt kam er nach Leipzig. Am 1. Februar spielte er in einem Kammermusikabend des Gewandhauses sein G-moll-Quartett und seine Händel-Variationen. Sein Spiel war plastisch, nicht virtuos, sehr innerlich, dabei äußerst nüancenreich.

Der „Rinaldo", den Brahms im Paulinerkonzert am 3. Februar zu Gehör brachte, bedeutete für mich eine Enttäuschung. Armidenzauber und -Dämon wurden mir darin nicht offenbar; vergebens suchte ich den romantischen Dichtergeist. Auch bei wiederholtem Hören bin ich dem Werke nicht näher gekommen und halte es für keine der glücklichen Eingebungen seines Schöpfers.

Umſo herrlicher verlief zwei Tage darauf das Gewandhauskonzert: Die Haydn-Variationen, die von Amalie Joachim wundervoll geſungene Rhapſodie, von der ich ſofort den Eindruck empfing, daß ſie an künſtleriſchem Wert und Stimmungsgehalt in nächſter Nachbarſchaft von Requiem und „Schickſalslied" ſtehe; dann als Gegenſatz die „Liebeslieder-Walzer", vom Vertoner und Reinecke vierhändig begleitet, wobei die Frauen Peſchka und Joachim mitwirkten.

Anderen Tags ward Brahms von einem kleinem Kreiſe ſeiner Verehrer zu einem Abendeſſen geladen. Von Riedel und Fritzſch aufgefordert, fand ich mich ein, ward dem gefeierten Gaſt vorgeſtellt und ihm gegenüber zwiſchen Riedel und Volkland plaziert. Brahms' erſte Frage war, ob ich zur Familie der ägyptiſchen Lepſius gehöre. „Uns trennt ein Vokal", erwiderte ich. „Die Ägypter halten's mit dem e, wir Leipziger mit dem i." Es ging luſtig zu am Tiſch. Brahms war viel heiterer als ich ihn mir vorgeſtellt hatte, und fand Spaß an Scherzen, die mich nicht ſonderlich ſpaßig dünkten. Seine Figur iſt klein und voll, ſein Kopf, ohne künſtleriſch oder ideal zu ſein, feſſelnd, ſeine Augen ſind voll tiefen Ausdruckes. Unbärtig war mir ſein Antlitz anziehender als ſpäter mit dem großen Barte. Wie bei echten Muſikanten, drehte ſich das Geſpräch der Herren viel um Wein, Weib und Geſang. Anekdoten wurden erzählt und belacht; auch ohne karikierende Nachahmungen einiger bekannter Tonkünſtler ging es nicht ab. Es war alles ſo ganz anders und ſo viel derber als im Liſztſchen Kreiſe. Riedel toaſtete auf den Gaſt, der freundlich erwiderte und ſeiner Freude über die ihm in Leipzig zuteil gewordene Aufnahme Worte gab. Auf meine Frage: „Sind Sie alſo mit uns Leipzigern zufrieden?" meinte er: „Ich habe nicht mit Ihnen zufrieden zu ſein, ſondern nur zu fragen, ob die Leipziger mit mir zufrieden geweſen ſind."

Es war ſpät geworden, da faßte ich mir endlich ein Herz, ſchlich mich, um keine Zuhörer zu haben, hinter Brahms' Stuhl, bekannte ihm meine Malerabſichten und bat, ſie ge-

legentlich durch ein paar biographiſche Angaben zu unterſtützen. „Aber ich weiß ja nichts über mich zu ſagen und habe darum nie jemandem eine Zeile über mich gegeben", war ſeine Antwort. „Es iſt ja auch ſo gleichgültig für die Mitwelt, wie und wo ich lebe. Ein Tagebuch habe ich nie geführt, mir nie etwas derartiges aufgeſchrieben. Ich bin überhaupt ſehr ſchreibfaul."

„So bin ich alſo glänzend abgefallen mit meiner Bitte", ſagte ich, mich zurückziehend. „Nicht im geringſten", fiel er mir ins Wort: „Ich will mir's auch gern überlegen und wenn ich was finde, es Ihnen ſchicken, nur verſprechen kann ich nichts. Ich möchte Ihnen gern dienen und einen Gefallen erweiſen." Damit reichte er mir die Hand: „Nun alſo auf Wiederſehen! Ich freue mich, Sie bald einmal hier wiederzuſehen!" Damit ſchieden wir.

Für einen Nachklang der Brahms-Woche ſorgte Riedel, indem er in einem der durch ihn ins Leben gerufenen Muſikvereinsnachmittage die E-moll-Violoncelloſonate ſpielen und vierſtimmige Volkslieder ſingen ließ. Bald darnach entzückte Stockhauſen in einem eigenen Konzert durch ſeinen vornehmen Vortrag von „Magelonen"-Liedern neben Beethovens „Liederkreis."

Bei dem abendlichen Zuſammenſein mit Brahms hatte er mit einer mit bekannten Dame, Frau Paſtor Oppermann (nachmals Frau Hofrat Schreiber), über alte Hamburger Erinnerungen geſcherzt und mir zugerufen, ſie wiſſe in ſeinem Leben beſſer Beſcheid als er ſelber. Sie riet mir nun, mich an Brahms' Freund Avé-Lallement in Hamburg zu wenden. Doch ſowohl dieſer als ein anderer Freund des Tonkünſtlers, Dr. Schubring in Deſſau, glaubten, auf Brahms' eigentümliche Scheu, über ſein perſönliches Leben etwas in der Öffentlichkeit verlauten zu laſſen, Rückſicht nehmen zu müſſen, ſo wenig ſie dieſe Scheu gut heißen wollten. Indes war mir Avé ein guter Wegweiſer, inſofern er mich an Eduard Marxſen, den Lehrer von Brahms, und an des letzteren Bruder Fritz adreſſierte. Beide gingen bereitwilligſt

auf meine Bitte ein, und als Ergebnis ihrer vereinten Aufzeichnungen ſandte mir Maryſen ein „Altona, 6. März 1874“ datiertes Schreiben, deſſen Inhalt ich, ſoweit es ſich auf den Studiengang und die erſten Konzerte und Reiſen ſeines Schülers bezieht, in meiner Brahmsſkizze veröffentlicht habe. Irrtümlich iſt hierbei jedoch Maryſens Angabe: „Während ſeines mehrwöchentlichen Aufenthaltes alldort [Weimar] wohnte er bei Liſzt in dem Palais der Fürſtin Wittgenſtein.“ Ein Nebengebäude der hier gemeinten Altenburg beherbergte allerdings häufig Künſtler, namentlich Schüler Liſzts, wie Bülow, Cornelius, Tauſig und andere. Doch erinnert ſich die Tochter der Fürſtin Wittgenſtein, jetzige Fürſtin Marie Hohenlohe, wohl eines kurzen Beſuchs von Brahms auf der Altenburg, aber keines Aufenthaltes als Gaſt, womit überdies die Ausſagen der damals anweſenden Liſztſchüler Maſon und Klindworth übereinſtimmen.

Zu dem von mir in meiner Skizze Mitgeteilten bleibt mir hier nur noch als charakteriſtiſch — wiewohl zu Brahms' Brief an mich in Widerſpruch ſtehend — nachzutragen, was Lehrer und Bruder über die Familie ausſagen, der Brahms entwuchs:

„Der Vater war ein gewöhnlicher Muſiker, der mehrere Streich- und Blasinſtrumente ſpielte, behufs Tanz- und Unterhaltungsmuſik. Im Anfang der 50 war er mehrere Jahre dritter Kontrabaſſiſt im Stadttheaterorcheſter. Im übrigen war er ein höchſt rechtſchaffener Charakter, beſchränkten Geiſtes und von großer Gutmütigkeit. Die Mutter war ebenfalls ein rechtlicher Charakter, zwar ohne jegliche Bildung, aber, wie man zu ſagen pflegt, von mehr natürlichem Verſtand wie ihr Mann.

Außer obgenanntem Sohn lebt noch ein Sohn: Fritz, geb. 26. Mai 1835 und eine Schweſter, die ſich vor einigen Jahren verheiratet hat an einen Handwerker, eine recht unglückliche mésalliance, worüber am geratenſten iſt zu ſchweigen, ſchon aus Rückſicht auf Johannes.

Nach dem Tode der Mutter dieſer Kinder verheiratete der Vater ſich wieder mit einer Witwe, die annoch lebt; ebenfalls ohne jegliche Bildung, aber eine treue Pflegerin ihres Mannes geweſen iſt und deshalb von den beiden Söhnen Johannes und Fritz geachtet und geehrt, wie ſich's gebührt. Die Tochter haßt aber leider die Stiefmutter in hohem Grade und war deshalb mit ihrem Vater gänzlich zerfallen.

Über Fritz, den Bruder, will ich hier nun gleich noch die Notiz folgen laſſen, daß derſelbe ebenfalls ein tüchtiger Künſtler iſt, der ſich unter meiner Leitung als ausgezeichneter Pianiſt in eigenen und anderen Konzerten allhier bewährt hat, vertraut mit der klaſſiſchen Richtung und der modernen Virtuoſität. Im Anfang der 60 ward er überredet, nach Caracas zu gehen, kehrte von dort aber 1870 wieder zurück und lebt jetzt in Hamburg als geſchätzter und ſehr geſuchter Lehrer."

Im Mai war meine Skizze, für die auch der liebenswürdige Herr Rieter-Biedermann in Winterthur, einer der Brahmsſchen Hauptverleger, der mich beſuchte, mir mancherlei Stoff zugetragen hatte, beendet. Sie kam zuerſt im Novemberheft von Weſtermanns Monatsſchrift in Druck. Und am 22. November ſchrieb mir der hilfreiche Marxſen:

„Verehrte Frau!

Für die gütige Überſendung des Ill. Deutſch. Monatsheftes mit dem Aufſatz über Brahms ſage ich gar ſchönen Dank. Wenn ich auch vollauf berechtigt war, von Ihrer geiſtreichen Feder Bedeutendes zu erwarten, ſo muß ich Ihnen doch aufrichtig geſtehen, daß ich beim Durchleſen überraſcht geweſen bin, denn jede Zeile zeugt von ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und Ehrlichkeit — die leider heutzutage immer ſeltener wird — und von künſtleriſcher Begeiſterung, dem ſeltenen Künſtler allgemeinere Würdigung und Anerkennung zu ſchaffen. Gleich die Einleitung iſt meiſterhaft ge-

ſtaltet und das folgende Biographiſche nebſt den verſchiedenen Kunſturteilen anziehend, feſſelnd zuſammengeſtellt.

Ja, verehrte Frau, Sie haben ſich dadurch ein großes Verdienſt um Brahms erworben, das in ſeinem Herzen ſicherlich dankbare Anerkennung finden wird, und wenn es ſich etwa nicht laut äußern ſollte, ſo iſt's auf ſeine in dieſer Beziehung ſehr ſchweigſame Natur zu ſchieben. Daß er aber Ihre Tat — denn ſo möchte ich den Aufſatz nennen — zu würdigen weiß, davon bin ich feſt überzeugt. Die Freude, die Sie aber auch damit dem treuen ſorgſamen Lehrer gemacht haben, iſt eine dem Herzen wohltuende Genugtuung, wofür auch ich Ihnen dankbar die Hand drücke.

Mit Hochachtung Ihr ergebener

Ed. Marxſen."

Und nun ließ auch Brahms ſelbſt Folgendes verlauten:

„Nov. 74.

Sehr geehrtes Fräulein,

Für ſo viel und ſchließlich ſo deutliche und umfängliche Beweiſe herzlicher Teilnahme mag ich nicht unempfindlich erſcheinen und ſage hiermit meinen beſten Dank für das Überſandte.

Leider bin ich wenig im ſtande es zu genießen. Über meine Muſik leſe ich was Sie wollen und mit ſo viel Intereſſe als Stoff und Behandlung mir abgewinnen. Über Weiteres möchte ich lieber unbeſehen und unbeſchrieben. Unleidlich wäre mir z. B. eine briefliche Zeile von mir gedruckt zu ſehen. Wie es mich etwa geniert mein eignes Porträt anzuſehen — mag es nun getroffen ſein oder nicht, das Geſicht mir gefallen oder nicht.

Da nun Ihr Aufſatz wiederholt gedruckt wird, ſo würden Sie mich verbinden, wenn Sie von Folgendem ſtillſchweigend Notiz nehmen möchten.

Ich bin den 7. Mai, mein Bruder den 26. März geboren.

Mein Vater war ein vortrefflicher Muſiker, auf allen Orcheſterinſtrumenten geübt, auf manchen ausgezeichnet. Beſchäftigt war er in Konzerten, Theater uſw., wie eben andere gute Muſiker. Er und meine Mutter, Chriſtiane Niſſen, waren ausgezeichnete brave Menſchen von ſchönſter Herzensbildung. Wie wenig alsdann im allgemeinen — und mit allem möglichen Vorbehalt — weiterer „Segen wirklicher Bildung" bedeutet, braucht wohl keine Erwähnung und keine Erörterung.

Ich habe keine Volksſchule beſucht, ſondern nacheinander mehrere ſehr gute Bürgerſchulen.

Nebenbei bin ich wohl öfter am Rhein ſpaziert, doch niemals von Göttingen nach Düſſeldorf. Ziemlich ſelbſtverſtändlich war ich Schumann durch Briefe genügend bekannt, brauchte keine Empfehlung und hatte keinen froſtigen Empfang*).

Nun aber empfinde ich wirklich herzliche Dankbarkeit, denke ich Ihrer und ſo mancher innigen und fördernden Teilnahme. Möchten Sie dies annehmen und die Scheu nicht mißdeuten, die ich in gewiſſen Sachen der Öffentlichkeit gegenüber nicht ablegen kann.

In ausgezeichneter Hochachtung

ſehr ergeben

J. Brahms."

Noch zweimal kam der Künſtler brieflich auf meinen Aufſatz, der nun mit einigen Abänderungen im dritten Band meiner „Studienköpfe" ſeine bleibende Stelle finden ſollte, zurück. Wie allen meinen biographiſchen Skizzen von nun an, wollte ich ihm ein Werkverzeichnis — das erſte, das überhaupt von Brahms erſchien — beigeben, mußte mich zu dieſem Zweck aber zuvor bezüglich einer Opuszahl, die der Komponiſt gegen ſeine urſprüngliche Abſicht ge-

*) Die Brahmsſchen Korrekturen beziehen ſich ſämtlich auf die von mir benutzten Angaben von Marxſen und Fritz Brahms.

ändert hatte, bei ihm befragen. Auf meine Bitte übernahm Fritzsch dies freundlich für mich und empfing die Antwort:

„Juni 75.

Geehrtester Herr!

Leider kann ich Ihnen keine besonderen Neuigkeiten für Frl. L. mitteilen. Ich vergesse und überschlage bisweilen eine Zahl und danke es Ihnen, daß ich Op. 60 noch nachträglich bei meinen Liebesliedern, die im Stich sind, anbringen kann.

Für das Birminghamer Fest komponiere ich nichts. Ich habe überhaupt keine Schwärmerei für englische Musikmacherei. Das würden Sie gern begreifen (wenn nicht ohnedies), sähen Sie das Programm solches Festes!

Frl. Lipsius hat hoffentlich s. Z. meinen Brief bekommen, freundlich Notiz von einigem und im übrigen seine Inhaltlosigkeit nicht übel genommen?

Dafür höre ich von allen Seiten schwärmen für La Mara; Klaus Groth z. B. hat ihr ausführlich sein Entzücken schreiben wollen.

Mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener

J. Brahms."

Und auch mir schrieb der Tondichter noch in der Sache im Juni 1875:

„Sehr geehrtes Fräulein,

Leider habe ich s. Z. vergessen oder versäumt Herrn Simrock den Auftrag zu geben jene Zahl zu ändern. Ich fürchte, jetzt käme er ihm wenig recht und würde wohl noch mehr Konfusion verursachen. Lassen wir es doch dabei und wollen Sie Op. 60 ausfüllen, so melden Sie gütigst ein Quartett C-moll für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncello. Ich werde nicht vergessen, daß ich es Ihnen und Ihrem freundlichen Buche schuldig bin.

Ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie von meinen Bemerkungen Notiz genommen — überhaupt für alles Mögliche ſehr dankbar!

In ausgezeichneter Hochachtung
ſehr ergeben
J. Brahms."

* * *

Mit feurigen Lettern ſteht der 14. Juni 1874 in meinem Lebensbuche eingezeichnet. Er beſchenkte mich mit einem der allertiefſten und gewaltigſten Eindrücke meines Lebens. „Triſtan und Iſolde" wurden zum erſten Male außerhalb Münchens, mit dem Sängerpaar Vogl in den Titelrollen, in Weimar aufgeführt. Den Tag, der auch Richard Pohl, Adolf Stern, Weſendonks und andere angelockt hatte, mußte ich miterleben und fuhr, nachdem der freundlich entgegenkommende Intendant Baron Loën mir gute Balkonplätze geſichert hatte, mit Sinilde Gerhard, meiner Schwägerin Laura und den Schweſtern Roſi und Thekla Wigand, in die bevorzugte, diesmal leider Liſztloſe Muſenſtadt. Ich weiß mich keines erſchütternderen und dabei beglückenderen Kunſterlebniſſes zu erinnern. Unter unaufhaltſam ſtrömenden Tränen gab ich mich den heißen Tonfluten dieſes hohen Liedes der Liebe hin. Viele Tage und Nächte darnach habe ich nichts gedacht und geträumt, nichts gehört und gefühlt als „Triſtan". Vom Morgen bis zum Abend ſpielte ich ihn, ſchrieb ihn mir in zwei Aufſätzen, die ich in ein Leipziger und ein Dresdner Blatt gab, von der Seele und machte mir Auszüge der Leitmotive, wie jene, die ſpäter durch Hans von Wolzogen als „thematiſcher Leitfaden" veröffentlicht wurden. —

Darauf ging ich wieder an meine Porträtierarbeit. Ich bat Liſzt, bei dem ein Beſuch des damals keinen feſten Wohnſitz habenden Hans von Bülow in Ausſicht ſtand, dieſem

ein paar Zeilen von mir zu übergeben, darin ich ihn um die erforderlichen biographiſchen Grundlagen erſuchte und ihm zugleich einige diesbezügliche Fragen unterbreitete. Liſzt erwiderte:

„Verehrte Gönnerin,

Ihre Zeilen an meinen allervortrefflichſten Freund Freiherrn Hans von Bülow habe ich ihm hier perſönlich vorige Woche übergeben. Er ſcheint wenig disponiert zu ſein, ſich auf biographiſche Mitteilungen ſchriftlich einzulaſſen. Indeſſen da er jetzt ein paar Monate in Salzungen verweilt, möchte ich La Mara, zugunſten des nächſten Bandes der „Muſikaliſchen Studienköpfe", anraten, Bülow geradezu dort aufzuſuchen und mit ihm das Nähere und Weitere zu beſprechen. Vorerſt aber möge La Mara die Berichtigung eines Lapſus calami gütig entſchuldigen. Derſelbe ſchreibt: „Es liegt mir daran, unter den hervorragendſten jungen Muſikern: Rubinſtein, Brahms, Tauſig, auch Bülow nicht fehlen zu laſſen uſw." Auch iſt hier nicht am Platze. Seit 20 Jahren hat Bülow im Vergleich mit ſeinen Kunſtgenoſſen vieles und weſentliches voraus. Dies nicht einfach anerkennen und ihn nur beigeſellen, wäre eine übertriebene Unparteilichkeit — umſomehr als er wie kein anderer in ſtetigem Kampfe gegen allen Plunder und Schlendrian heldenmütig ausharrt.

Mit beſonderem Vergnügen fand ich bei mehreren Bekannten in Rom unſere „Muſikaliſche Gedanken-Polyphonie", zu deren 10. Auflage im voraus aufrichtig gratuliert

verehrungsvoll und dankbar ergebenſt

F. Liſzt.

24. Juni 74.
Villa d'Eſte (wo ich bis Januar bleiben werde)."

Liſzts Vorliebe für Bülow macht ihn im gegenwärtigen Falle ungerecht. Ich ſchrieb keine Geſchichte der Wagner-Liſztbewegung, in der die Verdienſte Bülows die aller an-

deren überſtrahlten. Ich ſchrieb vielmehr Biographien von Tonſetzern, unter denen Brahms und Rubinſtein gewiß nicht hinter Bülow zurückſtanden, deren jeder einzelne aber aus ſich ſelber heraus beurteilt zu werden verlangte.

Faſt gleichzeitig hielt ich einen Brief Bülows in der Hand und las:

„Salzungen, den 28. Juni 1874*).

Verehrteſte Frau,

Erſt heute iſt es mir möglich Ihnen den Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 23. Mai, das mir durch Herrn Abbé Liſzt vor vierzehn Tagen in Tivoli übermittelt wurde, anzuzeigen. Aufrichtig geſagt — mein Dank für Ihre freundliche Abſicht betreffs meiner Perſon wird Ihnen eigentlich nur deshalb abgeſtattet, um mich nicht in den Ruf eines unhöflichen Menſchen zu bringen, denn die Ehre, welche Sie mir zu erweiſen vorhaben, ſetzt mich in große Verlegenheit, ſofern Sie auf meine Unterſtützung hierbei rechnen. Wenn „Selbſtunzufriedenheit" das weſentlichſte Merkmal des Genies wäre, ſo würde ich zu großen Anſprüchen berechtigt ſein. Ich betrachte — im allgemeinen — mein bisheriges Leben als ein ziemlich verpfuſchtes, hoffe aber, mich mit der Zeit noch ſo weit hinaufarbeiten zu können, um dereinſt nicht unter die „problematiſchen" Künſtlerindividualitäten gerechnet zu werden.

Die Bedeutung meiner Beſtrebungen bzw. Leiſtungen als reproduzierender Künſtler (Pianiſt und Dirigent) iſt bei wohlwollendſter Beurteilung eben doch nicht hervorragend genug, um gegenwärtig ſchon Illuſtrationen aus La Maraſcher Feder zu verdienen. Deshalb wage ich die ergebenſte Bitte, Ihr für mich ſo ehrenvolles Vorhaben wenigſtens — vertagen zu wollen. Bei beſtem Willen und gründlichſtem Eingehen würden Sie doch nur imſtande ſein, Fragmentariſches für Ihre Leſer aufzuſetzen; der Stoff, der Gegen-

*) Gedruckt in Hans von Bülows Briefen Bd. V.

ſtand ſelbſt iſt es ja zur Zeit. Außerdem iſt mein Widerwillen gegen alles Zurückſchauen in meinem Leben ſchon deshalb ſo unüberwindlich, weil der Eindruck der aus ſolchen revues rétroſpectives reſultierenden Nichtbefriedigung mich überaus mutlos für die Zukunft ſtimmt.

Augenblicklich bin ich in jeder Beziehung Patient, d. h. in einem Zuſtande körperlicher und geiſtiger Lähmung befindlich, dem nur durch mehrmonatliche abſolute Ruhe abgeholfen werden kann. Zweiundeinhalb Jahr angeſtrengteſter Vagabundiererei — abſolute Heimatloſigkeit uſw., verbunden mit den kompliziertesten Beziehungen, deren Unzahl mein Gedächtnis verwirrt und mir niemals auch nur die Aufzeichnung ſogenannter wichtigerer Erlebniſſe geſtattet hat — alles dies macht mich unfähig, Ihren Wünſchen zu entſprechen.

Nur um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen, beantworte ich die mir geſtellten poſitiven Fragen auf dem beigefügten Blatte — nicht um Ihnen Material für eine Arbeit zu liefern, um deren gütige Hinausſchiebung ich mir erlaube, Sie nochmals auf das inſtändigſte zu erſuchen. Falls Sie geneigt wären, verehrteſte Frau, dieſe Bitte zu erfüllen, ſo verſpreche ich Ihnen, jede Gelegenheit zu benutzen, um die ſo vielfach zerſtreuten Notizen — es iſt nicht leicht, deren habhaft zu werden, da ich ſelbſt meine wichtigſten perſönlichen Papiere an verſchiedenen Orten zurückgelaſſen oder zur Aufbewahrung übergeben habe — zu ſammeln, zu ſortieren und das irgendwie Brauchbare zu beliebiger Verwendung an Ihre Adreſſe zu ſenden.

Wie mir übrigens Herr Ullmann ſchreibt, dem ich — wenn auch noch nicht definitiv bindend — mich auf eine amerikaniſche Konzerttournee 75—76 zugeſagt (hiermit würde der Abſchluß meiner Virtuoſenkarriere erfolgen), hat derſelbe Ihren Herrn Schwager Dr. Pohl mit Abfaſſung eines auf transatlantiſche Bedürfniſſe eingerichteten Büchleins betraut, zu welchem Unternehmen ich, wie Sie begreiflich finden werden, jede direkte Einmiſchung abgelehnt habe. Ich erwähne

dies lediglich, um den etwaigen Argwohn zu unterdrücken, als entzöge ich Ihnen eine anderwärts zugestandene indirekte Kollaboration. Mit der Bitte um nachsichtsvolle Aufnahme dieser sehr privaten, dabei sehr unzureichenden Erwiderung eines überaus abgespannten Individuums verbinde ich diejenige um Genehmigung des Ausdrucks vorzüglicher Hochachtung, mit welchem ich die Ehre habe, gnädige Frau, mich zu unterzeichnen als Ihren ergebensten Diener

Hans von Bülow."

Dem überaus freundlichen Schreiben lag eine Photographie bei mit der Widmung: „Der bewundernswerten Musikerporträtmalerin La Mara ein zur Zeit noch unfertiger Studienkopf. H. v. Bülow."

Was blieb mir übrig, als dem Wunsch des edlen Künstlers zu willfahren? So beschloß ich denn, ihm das Buch, in dem ich so gern sein Bild gesehen hätte, wenigstens zuzueignen. Dies geschah im nächstfolgenden Jahre und trug mir die Dankeszeilen Bülows ein.

„München, 24. Mai 1875.

Gnädige Frau,

Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 4. d. M. habe ich erst gestern bei meiner Durchreise durch München in Empfang nehmen können. Die Auszeichnung, welche Sie mir gütigst durch Widmung einer Ihrer Gemäldegalerien zudenken, gehört zu denjenigen, welche man nur mit einer tiefen Verbeugung erwidern kann, wenn man sich außerstande fühlt, einen geziemenden Dank auszusprechen. Der sehr defekte Zustand, dessen ich mich gegenwärtig erfreue und dessen Ausbesserung umsomehr drängt, als meine so oft vertagte Fahrt nach Amerika nun unwiderruflich auf nächsten Herbst fixiert ist, erheischt daß ich alle mir wohlwollenden Personen um die so leicht zu gewährende Gunst

erſuchen muß, mich zur Zeit als ‚verſchollen‘ betrachten zu wollen. Vielleicht fühle ich mich — retour d'Amérique — dann etwas weniger unwert, Ihren ſchmeichelhaften Intentionen auf mich als Studienkopf zu entſprechen.

Mit der Verſicherung vorzüglichſter Hochachtung habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen, gnädige Frau, als

Ihren ergebenſten Diener

Hans von Bülow.“

* * *

Im Sommer trafen wir diesmal mit meinen Leipziger Geſchwiſtern am Achenſee zuſammen. Wir kletterten viel herum und unternahmen am Ende einen Ausflug ins Ampezzotal. Unſer Ziel ſchien anfangs verfehlt. Wie hinter Schleiern nur zeigten ſich uns auf der Hinfahrt die phantaſtiſchen Bergformen; kaum daß wir in Cortina vom Monte Crepa aus ein ungefähres Bild der uns umgebenden Landſchaft erhaſchten. In der Nacht floß der Regen in Strömen hernieder. Reſigniert ergaben wir uns drein, von Ampezzo zu ſcheiden, ohne ſeine Herrlichkeit geſchaut zu haben. Aber als wir am Morgen zu früheſter Stunde hinaustreten, des Wagens harrend, da wölbt ſich ein wolkenloſer Himmel über uns. Im bleichen Gelb der Dämmerung erhebt ſich ein Heer violetter, faſt ſchwärzlicher Rieſenhäupter, Geſtalten, von denen wir noch geſtern keine Ahnung gehabt, Formen, wie ſie die abenteuerlichſte Phantaſie nicht kühner erdenkt. Wer ſchildert ſie alle, die unendlichen Zacken und Zinnen, die Nadeln, Kämme und Spitzen, deren jede eine andere, fabelhaftere Bildung aufweiſt? Noch liegt eine feierliche Stille auf dem morgendlichen Land. Erſt die erwachende Sonne bringt Leben und farbigen Glanz. Wie ſie allmählich aufſteigt, die ganze Bergreihe ein blendendes Lichtmeer umfließt, ſo daß die leibhaftige Welt vor uns in ein gol-

denes Traumland verwandelt ſcheint: das erleben wir wie ein holdes Wunder.

Unter ſtrahlender Himmelsbläue genießen wir nun, was uns während der Hinfahrt nur verkümmert beſchieden war. Jetzt erſt wird uns der unvergleichliche Bilderreichtum dieſes Weges offenbar im märchenhaften Farbenſpiel von Purpur und Orange, Blau und Silber, Grau und Weiß. Kann ein Menſchenauge dieſes wunderſame Tal in verklärterem Glanze ſchauen, als es uns vergönnt war? Höchſtes in ſeiner Art hatten wir geſehen — und wie zu Moſe im feurigen Buſch, ſo hatte der Herr im Morgenfeuer der Berge zu uns geredet!

* * *

Von Vorkommniſſen des folgenden Winters gedenke ich insbeſondere der geiſt- und formvollen Bach-Vorleſungen Philipp Spittas — der nun ſein Amt an der Nikolaiſchule angetreten hatte —, ſowie der Wiederaufnahme der Nibelungen-Rhapſodien Wilhelm Jordans. Ich erfreute mich einer erneuten Begegnung mit dem intereſſanten Rhapſoden gelegentlich eines „Profeſſoriums", zu dem ihn meine Geſchwiſter gleich Spittas geladen hatten und bei dem er mit mir nach angeregteſter Tafelunterhaltung die Polonaiſe tanzte. Dem Neujahrskonzert gab das Ehepaar Joachim und der Thomanerchor mit Volkmanns ebenſo ſchönem als ſchwierigen „Weihnachtslied" die Weihe. Riedel, raſtlos wie immer, veranſtaltete für den frühverſtorbenen Dichterkomponiſten Peter Cornelius eine erhebende Trauerfeier und ließ uns in einer ſeiner auserleſenen Kammermuſiken neben der Krone aller Quartette: Beethovens Cis-moll, als Rarität Cherubinis Es-dur mit dem wundervollen Scherzo, ſpäter zum Bußtag Kiels etwas konventionellen „Chriſtus" hören. Dazu trat der auf Spittas Anregung neubegründete Bachverein mit ſeinen erſten Konzerten hervor. Sie ge-

reichten Riedel zuvörderſt wenig zur Freude. Er hatte den im Schlummer liegenden Sinn für kirchliche Tonkunſt in Leipzig zuerſt geweckt und mit ſchweren Mühen und Opfern gepflegt und entwickelt. Nun kam ein anderer Verein, die Früchte zu pflücken, die Riedel gezeitigt. Freilich rekrutierten ſich beide aus verſchiedenen Kreiſen, denn der neue lud die vornehmeren Elemente in ſeine Reihen. Frau von Holſtein machte ſein Gedeihen zu einer Freundſchafts-, einer Herzensangelegenheit. Sie warb mit Feuereifer ſingende und zahlende Mitglieder und ſtand ſelbſt unter dieſen wie jenen an erſter Stelle. Ihre Schweſter Seeburg öffnete einen der Säle ihres Hauſes zum Übungslokal. In der Thomaskirche zog nun neben dem Riedel- auch der Bachverein konzertierend ein, der ſeinen älteren Rivalen ſogar ſpäter an den ihm ſeit langen Jahren vorbehaltenen Bußtagen aus dieſer Stätte verdrängte und das dem Riedelverein bisher zugeſtandene Gewandhaus-, das heißt Stadtorcheſter für ſich in Anſpruch nahm. Bedauerlich! Konnten ſie nicht beide, jeder in ſeiner Weiſe friedlich nebeneinander wirken? Der Bachverein ſetzte in erſter Linie Sebaſtians Kirchenkantaten und zwar nach der Originalpartitur auf ſein Programm, und mit Ergänzungen durch Brahms, Herzogenberg und Volkland ward der Anfang gemacht. Dieſe, ſich auf das Notwendigſte beſchränkend, begegneten dem Widerſpruch derjenigen, die, wie Wilhelm Ruſt und Robert Franz, die erſten lebenden Bachautoritäten, für ein ausgeführtes Akkompagnement eintraten, wie Franz ſelbſt bekanntlich ſolche für Orcheſter von einer Anzahl Bachſcher und Händelſcher Werke herausgegeben hatte. Die Frage ward in Zeitungen und Broſchüren lebhaft erörtert. Man focht die Franzſche Ausſetzung des Generalbaſſes als zu weitgehend an. Heute ſtimmt man im Sinne der neuen „Renaiſſancebewegung" vorwiegend für Beibehaltung des hiſtoriſchen Kolorits und demnach für die Cembalo(Flügel)begleitung.

1875

Senſationell wirkte nach langem Fernbleiben das Auftreten Rubinſteins im Februar 1875 in Leipzig. Er brachte zwei neue große Tonſchöpfungen mit: die „dramatiſche Symphonie“ und ein fünftes Klavierkonzert in Es. In der Symphonie pulſiert tatſächlich dramatiſches Leben. Die Inſtrumente ſcheinen perſönlich ſelbſtändig in Rede und Ausdruck. Wir vernehmen Monologe, Dialoge und dergleichen mehr. Ein großer fortreißender Zug, wie ich ihn ſeit der Ozean-Symphonie nicht bei Rubinſtein wahrgenommen habe, geht durch das ganze, unter ſeiner Leitung überaus wirkungsvolle Stück. Auch durch das Konzert, das er in ſeiner gewaltigen, dabei wunderbar geſangvollen, großtönigen Weiſe ſpielte. Nach der Probe begrüßte er mich. Außerordentlich befriedigt ſprach er ſich über das Gewandhausorcheſter aus, das man ſich nicht beſſer wünſchen könne. Man merke da deutlich den Unterſchied zwiſchen Muſikern und Muſikanten. Hier habe man es ausſchließlich mit erſteren zu tun, auch in Dresden; im übrigen nur etwa in Wien und Petersburg.

Im abendlichen Konzert — zumal bei dem Klavierkonzert und den Soloſtücken — ſchwelgte das Publikum in Entzücken und ich mit ihm. Nie habe ich — Liſzts Virtuoſentriumphe nicht erlebend — in meiner Vaterſtadt ähnliche Jubelausbrüche mit angeſehen. Man drängte dem Bewunderten nach dem umfänglichen Programm noch ein paar Zugaben: Schubert-Liſzts „Auf dem Waſſer zu ſingen“ und Chopins G-dur-Nocturne Op. 37, ab. Er gab Koloſſales. „'s iſt ein Teufel!“ rief Wenzel neben mir, „ſo Dämoniſches hat nur Liſzt an ſich.“ Wirklich erinnerte er mich öfters an den Meiſter der Meiſter: nur verlor dieſer nie die Herrſchaft über ſeinen Dämon, indes Rubinſtein ihm untertan war. „Er iſt doch ungleich genialer als Bülow“, ſchrieb ich in mein Tagebuch. Als ich eine ſolche Meinung meinem Schwager Pohl gegenüber verlauten ließ, erwiderte er freilich

ſchnöde: „Ja, wenn Du lieber falſch, als richtig ſpielen hörſt, ſo läßt ſich nichts ſagen"; doch habe ich dieſer ungebändigten Steppennatur nach wie vor ein paar danebenfallende Töne nie ſonderlich hoch angerechnet und mir den Genuß durch ſie nicht trüben laſſen. Unvergleichlich mißtönender klangen meinem Ohre nachmals ſeine Urteile über Liſzt und Wagner.

Seinem Orcheſterkonzert ließ Meiſter Anton am 19. Februar einen Klavierabend folgen, deſſen Programm Bach bis Chopin umfaßte und als beſondere Kleinodien die chromatiſche Phantaſie, die Cis-moll-Sonate, die ſymphoniſchen Etuden und Chopins B-moll-Sonate mit dem Trauermarſch darbot. Letztere, von derem myſtiſchen Schlußſatz er ſelber ſagt, daß man darin den Nachtwind über Gräbern rauſchen höre, zähle ich zu den Eindrücken, die unverwiſchbar in mir zurückblieben.

Noch war ich mit dem genialen Künſtler und ſeinen Werken, von denen mir Senff eine impoſante Ladung zugeſandt hatte, beſchäftigt, als eine jähe Unterbrechung meiner Arbeit eintrat. In der Nacht des 22. Februar, gegen 4 Uhr früh ſchreckte mich der Ruf meiner Mutter aus dem Schlaf empor: „Marie, ſtehe auf, im Hauſe brennt's!" Schon war der freie Platz vor uns vom Widerſchein der Flammen erhellt. Ich machte mich ſchleunigſt zum Aufbruch fertig, packte meine wichtigſten Habſeligkeiten, auch meine Manuſkripte und die von Senff geliehenen Notenberge zuſammen und ließ ſie bei Nachbarn, die ſich, obwohl uns faſt unbekannt, freundlich zu jeder Art Beiſtand erboten, in Sicherheit bringen. Fremde Herren trugen ihre Hilfe an. Bald erſchien die Feuerwehr. Sie legte Schläuche durch unſere Zimmer, und von oben und unten troff es um uns herum vor Näſſe. Mit Gummiſchuhen und Gummimantel angetan, ſtand ich mitten drin. Meine Mutter verlor keinen Augenblick ihr goldenes Gleichgewicht. Sie ließ Kaffee kochen für die brave Feuerwehr und ließ ihn — mir unbegreiflich! — ſich ſelbſt mit Conſtantin in aller Gemütsruhe ſchmecken,

während das Haus über uns in Flammen ſtand. Gegen 7 Uhr früh war Gottlob alles vorüber; doch waren drei Menſchenleben dem Brande, oder vielmehr ihrem eigenen Frevel, zum Opfer gefallen. Sie hatten, durch die Ausſicht auf eine unverhältnismäßig hohe Verſicherungsſumme verlockt, ſelber das Feuer gelegt, ſodann, die Ausgangstür durch die Flammen verſperrt findend, ſich vergeblich durch Einſchlagen einer Mauer zu retten verſucht, und wurden erſtickt aufgefunden.

Kaum hatten wir die notdürftigſte Ordnung in unſere grauſam verwüſteten Zimmer gebracht, als Similde ſich, als Erſte einer langen Freundes- und Verwandtenreihe einſtellte und mich aufforderte, zu ihr zu ziehen, was umſo dankbarer angenommen wurde, als damit mein unzerſtört gebliebenes Schlafzimmer für meine Mutter frei ward. An ein Verbleiben in den unbewohnbar gewordenen Räumen war nicht zu denken. Ich begab mich denn auch alsbald auf die Suche und entdeckte eine durch Zufall leerſtehende ſehr ſchöne Parterrewohnung in der Weſtſtraße die den Beifall der Meinen fand und von der wir raſch Beſitz ergriffen. Die nach Norden liegenden Zimmer ergaben ein paſſendes Atelier für meinen Bruder. Wir wohnten nach dem Garten heraus, zu dem man von der großen Veranda herabſtieg. Jenſeits des den Garten begrenzenden Fluſſes — der ſogenannten Alten Elſter — blickten Wieſen mit Gruppen prächtiger alter Bäume, darin Nachtigallen niſteten, zu uns herüber. Es war, als ſei dies weite grüne Reich unſer eigen. Einige Jahre ſpäter, als ſich Schrebergärten inmitten des Smaragds der Wieſen anbauten, erlitt es freilich Einbuße an ſeinem vornehmen und zugleich poetiſchen Reiz. Die Nachtigallen, die mir zur Wonne, während meiner Arbeiten konzertiert hatten, verſtummten und ſuchten ihren Liebesſängen ein einſameres Heim. Doch waren uns gute Tage in der neuen Behauſung, die nachmals an meine Geſchwiſter überging, beſchieden.

Selbſt in der Zeit unſerer Wohnungsunruhen waren mir

Kunſtgenüſſe nicht fern geblieben. Einen tiefen muſikaliſchen, wenn auch nicht dramatiſchen Eindruck empfing ich von Schumanns „Genoveva", die ſeit ihrem erſten kurzen Erſcheinen auf der Leipziger und der Weimarer Bühne verſchwunden, nach Jahrzehnten wieder auftauchte. Bühnenblut freilich durchtränkt ſie nicht. Dem ganz nach innen lauſchenden, aus ſubjektivſtem Empfinden heraus ſingenden Lyriker gebrach die Gabe, dramatiſche Charaktere objektiv zu ſchauen, mit breitem Pinſel ſtarke Schlaglichter und Kontraſte zu geſtalten, ob er auch meinte, daß „kein Takt in ſeiner Genoveva nicht durch und durch dramatiſch wäre".

Und nun traten, als Vorbereitung auf das kommende große Nibelungenjahr, allgemach Konzertaufführungen mit Einzelteilen der Tetralogie ans Licht. Der Impreſario und nachmalige Kölner Theaterdirektor Hofmann ließ uns am 7. März 1875 mit der Münchner Sängerin Scheffzky — der erſten Bayreuther Sieglinde — und den Leipziger Kräften Groß und Hertſch den erſten Akt der „Walküre" hören. Nur vom Klavier begleitet, ſangen die Drei; kein Orcheſter, kein Spiel, keine Bühne trug ihren Geſang — und dennoch, wie der heiße Odem dieſer Muſik mich berauſchte! Meine Schwägerin, Pohls Schweſter, war dabei meine treue Geſinnungsgenoſſin, wogegen Similde, im Aufblick zu zahmeren Idealen aufgewachſen, trotz meiner Aneiferung nur zögernd den Weg zum ſpäteren Wagner fand. Gleich der Mehrzahl derer, die ſich weſentlich nur mit Geſang, nicht eigentlich mit dem weiteren Gebiet der Tonkunſt beſchäftigen, gewährte ihr, der der Himmel eine bis ins zweigeſtrichene h hinaufreichende reizvolle Sopranſtimme in die Kehle gelegt hatte, die Muſik zwar viel Freude, tiefere Herzensſache aber war ſie ihr nicht. Sie ſpielte weder viel noch gern Klavier und ihrem Anſchlag war eine Härte eigen, von der ihr Weſen im übrigen ſo gar nichts wußte. Unſer Vierhändigſpiel gedieh daher wenig. Um ſo ausgiebiger pflegten wir den Geſang. Alle neuen Lieder brachte ich ihr ins Haus. Sie ſang geläufig vom

Blatt, und allmählich hatten wir — ſie ſingend, ich begleitend — uns ein Repertoire von etwa ſiebzig Liedern — Beethoven, Schubert, Schumann, Franz, Rubinſtein, Laſſen, Brahms, Liſzt, Wagner, auch einiges Italieniſche — zum auswendigen Vortrag angeeignet. Zu Duetten fand ſich öfters der paſtoſe, ſeelenvolle Alt unſerer Freundin Roſi Wigand — gleich ihrer Schweſter Emilie, eine bevorzugte Schülerin von Profeſſor Franz Götze — hinzu. Auch mit Terzetten konnten wir gelegentlich aufwarten, denn an ſangesfreudigen Stimmen und Seelen mangelte es nicht in unſerem Kreiſe.

Ein neues muſikreiches Haus tat ſich uns auf, als der uns befreundete Dr. Philipp Fiedler, der ſchon in ſeinem Junggeſellenheim manch ſinniges und heiteres Feſt zu veranſtalten wußte, ſich eine Gattin wählte, die uns als Nichte ſeiner Mutter ſchon ſeit Jahren liebgeworden war. Zählten wir doch auch zur frohen Schar der Gäſte, die Croſtewitz zu ihrer Hochzeitsfeier eines ſchönen Maientags verſammelte. In den Söhnen, durch die ihre Ehe geſegnet ward, ſahen wir nach und nach eine dritte Generation unſerer Freunde groß werden.

★ ★
★

Mittlerweile nahte ein dritter Band meiner „Studienköpfe" der Vollendung. Schon vor Jahresfriſt hatte ich mich, als letzten der von mir dafür Erwählten, an Adolf Henſelt gewandt. Ihm ſei ſchwer beizukommen, wurde mir durch ſeinen Freund Zſchocher geſagt und durch ſeine Schülerin Clara Bauer, die unter dem Namen Carl Detlef vielgeleſene Romanſchriftſtellerin, in einer wertvollen Charakteriſtik ihres berühmten Meiſters beſtätigt. Acht Tage nach Abgang meines erſten Schreibens an Henſelt wurde mir die Antwort:

„Warmbrunn in Schleſien, den 6. Juli 1874.

Mein Fräulein!

ich bin unglücklich, für ſo viel Mühe und Güte, für die ich in meinem Herzen Dankbarkeit fühle, nicht allein nicht anerkennend, ſondern ſogar undankbar zu erſcheinen. Aber ich kann mich mit meinen 60 Jahren nicht mehr ändern! Ich bin durchdrungen davon, daß ich in meiner Jugend ſehr viel verſprochen und dann ſehr wenig gehalten habe, und man nicht von mir ſprechen könnte, ohne das zu rügen. In dem Wohlwollen, mit dem Sie ſich an mich wenden, ſcheint mir dieſe Abſicht nicht zu liegen, und doch bin ich überzeugt, daß wenn Sie mich perſönlich hören werden (was Ihnen nicht ſchwer ſein ſoll, wenn Sie mir nur erlauben wollen, Sie zu beſuchen), ich Sie von der Richtigkeit meines Argumentes überzeugen werde.

Mit der größten Hochachtung Ihr ganz ergebenſter
Adolf Henſelt."

Konnte ich bei dieſem Ergebnis Beruhigung faſſen? Ein zweiter Brief trug mir nachſtehende Erwiderung ein:

„Sehr verehrtes Fräulein!

ich weiß, daß es für einen jeden eine Ehre iſt, Ihrer Feder gewürdigt zu werden. Daher liegt es mir ganz beſonders am Herzen, Sie zu bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich Ihrem Wunſche nicht nachgekommen bin. Ich habe die unumſtößliche Anſicht über mich, daß nach dem, wie ich angefangen, — ich war im neunzehnten Lebensjahr als ich mein Op. 14*) geſchrieben — man berechtigt war, viel mehr von mir zu erwarten, als ich geleiſtet. Ein anderes Urteil würde gewiß vielfache Oppoſition hervorrufen. Im günſtigſten Fall wäre nur zu ſagen, daß wenn ich nicht zum Klavierſpieler erzogen worden wäre, ich in der Kom-

*) H-moll-Duo für Klavier und Horn.

poſition Bedeutenderes geleiſtet haben würde. Glauben Sie mir, das iſt das richtige Urteil über mich; ein jeder Künſtler weiß am beſten ſich ſelbſt abzuſchätzen, wenn ihn nur die Eitelkeit nicht um den klaren Verſtand bringt.

Durch mein beſtändiges Unwohlſein in dieſem Jahre iſt mir das Vergnügen, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, vorenthalten geblieben, um Ihnen zugleich für Ihre gütige Intention zu danken. Mit Gottes Hilfe hoffe ich, mich in der Saiſon 75 entſchädigen zu können.

Empfangen Sie die Verſicherung der größten Hochachtung Ihres ganz gehorſamen Dieners.

Ad. Henſelt.

Frankfurt a. O., 7. Oktober 1874.

P. S. Verzeihen Sie gütigſt meine Schrift; es wird mir ſehr ſchwer zu ſchreiben."

Henſelts Handſchrift, die an die Beethovens erinnert, war in der Tat ſehr undeutlich, zumal er ein Wort in das andere hinüberzuziehen pflegte.

Ohne zu ahnen, hatte ich inzwiſchen in Frau von Henſelt eine heimliche Bundesgenoſſin gewonnen. Sie, die der jugendliche Künſtler — Wilhelm von Lenz ſchildert ihn als eine Siegfried-Erſcheinung — einſt in Weimar als Gattin des Geheimrats Vogel, des Leibarztes von Carl Auguſt und Freundes von Goethe, kennen und lieben gelernt, ſodann entführt und geheiratet hatte (ſein innig geſangvolles „Poème d'amour" iſt ihr gewidmet), ſandte mir hinter dem Rücken ihres Manns durch Zſchocher die Beantwortung der Fragen, die ich von ihm vergeblich erbeten, und ermöglichte mir durch weitere Mitteilungen die Verwirklichung meiner Abſicht.

„Mit dem größten Intereſſe", ſchrieb ſie mir am 2. November 1874 aus Warmbrunn, „habe ich Ihre muſikaliſchen Studienköpfe geleſen und freue ich mich aufrichtig, daß Ihre ſo geſchickte und warme Feder Schilderungen aus

dem Jugend- und Künſtlerleben meines Manns dem Publikum, das ihn ſo wenig in Deutſchland kennt, bringen wird. Von ſeinem ſegensreichen Wirken als Lehrer in Rußland können Sie, geehrtes Fräulein, nicht zu viel ſagen. Der ſelten hohe Standpunkt des Dilettantismus hier iſt ſein Werk, ſeine eigene hohe Meiſterſchaft entwickelte erſt das Intereſſe und bildete den Geſchmack während 36 Jahren. Als wir 1838 dahin überſiedelten, kannte man Weber und Chopin kaum. Bei Wahl eines Lehrers oder einer Gouvernante war es beſtimmend, ob ſie ſeinen Unterricht genoßen, und ſo gründete er in dieſer Weiſe oft das Glück in Familien. Zum Lehrer war er geboren und er iſt ſich bis heut dieſer Beſtimmung klar bewußt und übt ſie mit Freude und Befriedigung."

Bereits am 10. November ließ ſie allerlei Ergänzungen folgen, an deren Ende es heißt:

„Der erſte Entwurf zu dem Konzert entſtand wohl in Wien, vollendet wurde es allerdings im Anfang der 40er Jahre in Petersburg.

Noch einmal muß ich Ihnen, ſehr geehrtes Fräulein, meinen Dank für den Herzensgenuß ausſprechen, den mir Ihr Werk bereitet. Die Zeichnungen Ihrer Studienköpfe ergänzen, was den Biographien dieſer großen Meiſter fehlt, Sie haben, echt weiblich, auch mit dem Herzen und nicht bloß mit Geiſt geſchildert, und mit Tränen tiefer Rührung und Ihrer mit Dank gedenkend, las ich Ihren ‚Mendelsſohn', den Unvergeßlichen, den ich, kaum in das Leben der Welt getreten, im Goetheſchen Hauſe wochenlang ſah und hörte und deſſen Bevorzugung ich leider zu jung war, um ſie ſo anzuerkennen, wie es jetzt die Erinnerung tut ...

Wenn Ihnen meine Notizen genügten, ſo wäre dies mir ſehr lieb. Durch Herrn Zſchocher haben Sie vielleicht erfahren, wie ſchwer es iſt, meinen Mann zu einem Geſpräch über ſich ſelbſt zu bringen; es iſt eine ſeiner größten Eigen-

tümlichkeiten, jede Öffentlichkeit zu ſcheuen, dies iſt ja auch der Grund, warum er niemals Konzertgeber war."

Als ich im Verlaufe meiner Arbeit das Verzeichnis der Werke des ſich wie mit ſieben Siegeln verſchließenden Künſtlers zuſammenſtellte, konnte ich ihm freilich eine direkte Anfrage nicht länger erſparen. Sie nötigte ihm die am 23. April 1875 von mir erhaltene Entgegnung ab:

„Mein verehrtes Fräulein!

Sie erweiſen mir viel zu viel Ehre! Mir wird immer angſt und bange, wenn man von mir als Komponiſten ſpricht, und von meinen Werken! Sie glauben vielleicht, daß ich mich unterſchätze; gar nicht, ich lebe nur in keiner Illuſion über mich. Ich weiß z. B. ſehr gut, daß unter dem Beſten, was man für unſer Inſtrument hat, auch einiges von mir iſt, und daß ich beſſere Studien gemacht, als mancher ſogenannte Komponiſt; aber das iſt viel zu wenig, namentlich die Werke, die nennenswert ſind, viel zu wenig. Ich habe nur ein Zeugnis gegeben, daß ich hätte Komponiſt werden können; aber meine Verhältniſſe waren dazu nicht angetan; vor allem hätte das Streben nach Virtuoſität niemals über mich kommen müſſen uſw. uſw.

Da Sie ſich aber nun ſo viele Mühe mit mir gegeben, daß Sie ſogar eigenhändig alle meine Kompoſitionen und Tranſkriptionen aufſchrieben, ſo will ich Ihnen gern die Hand bieten, Ihren Wunſch, daß in dieſem Verzeichnis nichts fehle, zu erfüllen helfen und werde zu dem Ende meinen hieſigen Hauptverleger [Stellowsky] bitten, mir ein Verzeichnis zu geben. So viel mir erinnerlich, fehlt in Ihrem Verzeichnis nicht allein nichts (ich bewundere, wie Sie alle die ſelbſt ganz wertloſen Kleinigkeiten in Erfahrung brachten), ſondern es iſt manches zu viel. Um es Ihnen zu erleichtern, ſchicke ich es Ihnen wieder zurück und mache nur meine Bemerkungen dazu.

Sie ſcheinen nichts zu wiſſen von dem Unglück, daß ich

mir den linken Arm am Gelenk gebrochen und jetzt nach fünf Monaten noch Steifheit, Geschwulst und Schmerzen, dicke Finger habe, keine Faust machen kann, kurz, daß ich (in meinem 61. Lebensjahre) die Hoffnung aufgeben muß, wieder ganz geheilt zu sein. Obwohl ich, wenn ich Ihnen nichts vorspielen kann, wenig Interesse bieten werde können, so werde ich doch gewiß um meinetwillen die erste Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen, mir nicht entgehen lassen. Was mein Unglück diesen Sommer für Reisen und Kuren erheischen wird, ist noch nicht abzusehen; vor der Hand glaubt man, daß ich mein Heil erst in meiner zweiten Heimat, in Warmbrunn versuche, um, wenn ich da nach vier bis sechs Wochen nicht Heilung finde, etwas anderes zu versuchen. Wir werden ja im Verkehr bleiben und ich werde nicht ermangeln, Sie au fait zu erhalten über meine Erlebnisse.

Empfangen Sie meinen Dank für das unverdiente gütige Interesse, welches Sie mir schenken, und empfangen Sie die Versicherung größter Hochachtung

Ihres ganz gehorsamen Dieners

Ad. Henselt."

Ein beiliegendes zweites Blatt gab mir über einige seiner Werke nähere Auskunft. Für die nachmalige Zusendung des erschienenen Buchs dankten mir die Worte:

„Mein sehr verehrtes Fräulein!

Nach so viel Güte und Ehre, die Sie mir angetan, wäre nach meinem Gefühle freilich das mindeste, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit persönlich überbrächte — aber das Unglück mit meiner Hand erheischt so vielerlei, daß ich auf das nächste, so Gott will, günstigere Jahr hoffe. Verschmähen Sie daher nicht, meinen innigsten Dank auf diese Weise entgegenzunehmen. Mit dem größten Interesse habe ich aber auch Ihre anderen Aufsätze gelesen und oft ausgerufen: wie ist es möglich, daß eine Frau so tiefe musika-

liſche Kenntniſſe erwirbt, wie Sie in Ihren Arbeiten bekunden!

Laſſen Sie mich hoffen, daß das nächſte Jahr mir die Freude Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft bringt, und empfangen Sie mit meinem nochmaligen Dank die Verſicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihres ganz gehorſamen Dieners

Ad. Henſelt.

Warmbrunn, den 3. Sept. 1875.

P. S. Meine Frau trägt mir die angelegentlichſten Empfehlungen an Sie auf."

* * *

Mit Robert Franz hatte mich die Vorbereitung des dritten Studienbandes ſchon zuvor in erneute Berührung gebracht. Er hatte mir am 20. Januar 1875 geſchrieben:

„Soeben ſchickt mir Herr Sander einen Fragebogen von Ihnen zu und wünſcht, daß ich denſelben doch ausfüllen möge. Ehrlich geſtanden, ſetzt mich das in einige Verlegenheit, weil ſich's dabei teils um Privatverhältniſſe, teils um Angelegenheiten, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, handelt: jene *mag* ich aus zwingenden Gründen nicht veröffentlicht haben, dieſe *kann* ich nicht beantworten. Sie würden mich daher ſehr verbinden, wenn Sie nur Nummer zwei, drei und vier der Fragen aufrecht erhalten wollten, über die ich Ihnen denn hiermit auch gern Auskunft gebe."

Die von Franz beantworteten Fragen betrafen die Anzahl der von ihm herausgegebenen einſtimmigen Lieder, die aus Bearbeitung einſtimmiger Geſänge hervorgegangenen Chorlieder Op. 45 und 46 und die Originalkompoſitionen für Chor. Er fährt weiter fort:

„Aus meinem bisherigen Verhalten zu rein persönlichen Fragen haben Sie wahrscheinlich schon ersehen, wie peinlich mich eine Erörterung derselben berührt; es mag dies wohl hauptsächlich mit dem traurigen Zustande im Zusammenhange stehen, in welchem ich mich jetzt und für immer befinde. Die Sache gebe ich nach allen Seiten hin der Kritik unbedingt preis — meine Person dagegen entziehe ich so viel als möglich dem Gutachten der Welt. Diesem Grundsatze gemäß suchte ich von jeher zu leben — jetzt halte ich mich für doppelt verpflichtet dazu. Bin ich Ihnen also nur ein wenig wert, so nehmen Sie gewiß auf die oben ausgesprochene Bitte Rücksicht."

Um des Künstlers Sensitivität in bezug auf persönliche Angelegenheiten zu ermessen, lohnt es der Mühe, die zwei harmlosen Fragen anzuführen, die bei ihm Anstoß erregt hatten. Sie lauteten: „Hält Franz noch gegenwärtig Vorlesungen an der Halleschen Universität?" und „Ist inzwischen etwas von neuen Bearbeitungen von ihm erschienen und erlaubt ihm sein Gesundheitszustand neuerdings wieder die Beschäftigung mit solchen?"

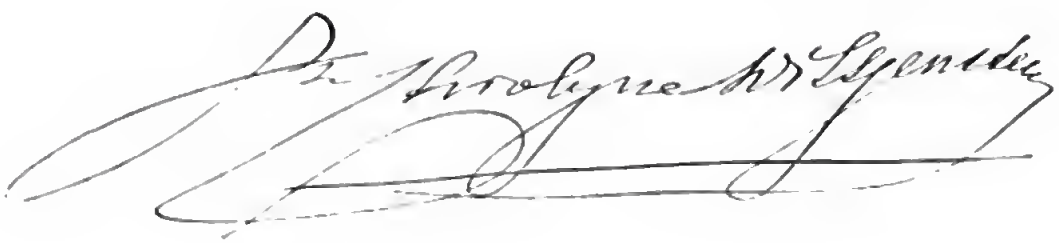
Am 28. Juni 1875 feierte Franz seinen sechzigsten Geburtstag. Meinem Glückwunsch antworteten drei Tage darauf die liebenswürdigen Zeilen:

„Besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche, die mir große Freude gemacht haben: zu sehen, daß man in den Herzen guter Menschen fortlebt, ist doch die schönste Genugtuung, welche uns Sterblichen widerfahren kann."

★ ★

★

Der beginnende August fand mich mit den gewohnten Reisegefährten unterwegs nach Tyrol. Diesmal gesellte sich uns Simildes Schwester Frau Clara Sesemann mit ihrer noch nicht erwachsenen Tochter Maria, die aus großen



dunkelbraunen Augen fragend in die Welt blickte. Doch begleiteten uns beide nur bis München, um erſt nach zu gebrauchender Kur in Tölz am Achenſee mit uns zuſammenzutreffen. Kaum in der Pertisau angekommen, riefen mich meine in Goſſenſaß ſommerfriſchenden Geſchwiſter zu einer verabredeten Tour durchs Ötztal wieder ab. Sie planten, von Meran aus das Paſſeiertal zu durchwandern und über das Timbler Joch nach Zwieſelſtein herabzuſteigen. Mir, die ich in Nordtyrol war, deuchte es lohnender, das Ötztal von ſeiner Mündung ins Oberinntal an in ſeiner vollen Ausdehnung bis zu ſeinem Urſprung zu durchmeſſen und erſt in Zwieſelſtein, wo ſich das Tal in die Zweigtäler von Vent und Gurgl ſpaltet, mit meinen Geſchwiſtern zuſammenzutreffen. Am 17. Auguſt nachmittags 3 Uhr wollten wir, ſie von unten, ich von oben her kommend, uns dort finden. Die Vereinbarung war bei der Unſicherheit des Wetters und der Hochgebirgswege gewagt; doch der weg- und ſteigkundige Pichler, der mir die Route genau berechnet hatte, ſprach lebhaft dafür. Ein uns ſeit Jahren bekannt gewordener Wiener Herr, Dr. Brauchbar, der ſich uns bei verſchiedenen größeren Ausflügen als vortrefflicher Reiſemarſchall bewährt hatte, bot ſich mir zum Begleiter an — ſo fuhr ich denn getroſt ein Stück ins Weite.

Zu unbequemer Stunde, um 3 Uhr in der Frühe, mußten wir in Silz im Oberinntal aufbrechen, um innerhalb 12 Stunden das Stelldichein einhalten zu können. Auch unſer karrenartiges Vehikel, das nicht auf Federn geſtellt war, konnte auf Bequemlichkeit keinen Anſpruch machen. Doch der Vollmond, der uns leuchtete, die wechſelvolle, immer maleriſche Szenerie ließen kein Unbehagen aufkommen.

Hinter Ötz, wo der beginnende Tag das waldige Tal erhellt, wird es wilder um uns. Weite Trümmerfelder breiten ſich aus, in raſendem Ungeſtüm tobt neben uns die Ache, endloſe Kaskaden bildend, über gewaltige Felsblöcke hinweg. Bei Umhauſen, unſerer zweiten Station, erfüllt

das donnernde Geräuſch des nahen Stuibenfalls die Luft. Energiſcher ſteigt die Straße, die berüchtigte Mauracher Schlucht nimmt uns auf, die außer der Ache nur noch dem ſchmalen Fahrweg Raum läßt. Schneeflächen und Eisgipfel ſehen blendend auf uns herab. Dann wird's mit einem Male weit und luftig vor uns: Flachsbau gedeiht und auf breitem Wieſenplan ſonnen ſich, faſt 4000 Fuß hoch gelegen, die freundlichen Anweſen von Längenfeld.

Hier verläßt uns der Kutſcher, unſer Gefährt vertauſchen wir mit einem kleinen Leiterwagen, dem ein ſchmaler Polſterſitz eingehängt, ein Mulo vorgeſpannt wird. Das tief einſame Tal verengt ſich ſtreckenweiſe zur Schlucht. Dann nimmt der ſchmale Pfad, den wir befahren, ein plötzliches Ende — die Ache hat ihn hinweggeriſſen. Was bleibt uns, als der Weg durchs Waſſer? „Setzt die Füße auf meinen Sitz!" ruft uns der Kutſcher zu, indem er unſere Reiſetaſchen neben ſich ſichert — dann gehts hinein ins feuchte Element. Erſt in einer halben Stunde haben wir wieder trockenen Boden unter uns, das Tal erweitert ſich, und der ſpitze rote Kirchturm von Sölden wird ſichtbar, über ihm eine lange Eiskette mit mächtigen Hochgipfeln. Eine Stunde noch, dann iſt Sölden erreicht. Unſer Mittagsmahl wird uns jedoch unerfreulich gewürzt durch die Kunde, daß kein Pferd oder Maultier zu unſerer Weiterbeförderung daheim iſt. Wir müſſen uns, willig oder nicht, auf die eigenen Füße ſtellen. Und Eile tut Not; denn wollen wir nicht um drei Uhr in Zwieſelſtein ſein, bis wohin man noch eine volle Wegſtunde rechnet? In fliegender Haſt klettern wir den in die Felſen geſprengten Steig an der ſchwindelerregenden Klamm hinunter, die ſich die ziſchende Ache gewühlt. Drei Uhr iſt kaum vorüber — da iſt Zwieſelſtein erreicht. „Drinnen im Herrenſtüble ſitzt jemand", ruft uns die Schaffnerin im unteren Wirtshaus ſchmunzelnd zu — und ſiehe, da ſaßen die Erwarteten auf der Holzbank vor uns und ließen ſich roten Tyroler und Mehlſpeiſ' wohl ſchmecken. Gottlob, das Stelldichein war gelungen!

Doch nicht alles glückte programmgemäß. In Heiligkreuz im Venterthal hofften wir nach zwei weiteren Wanderstunden unsere Tagesaufgabe vollbracht zu haben. Allein beim dortigen Kuraten — denn in den höchstgelegenen Orten des Landes üben die geistlichen Herren Gastfreundschaft — hatten früher gekommene fahrende Leute das Haus schon gefüllt. Wir mußten bei einbrechender Nacht und ausbleibendem Mond bis zu dem noch vier weitere Stunden entfernten Vent marschieren. Oft sehe ich nicht, wohin mein Fuß tritt; an besonders schroffen Abfällen streckt mein Führer schützend seinen Bergstock neben mir aus. Zur Abwechslung hat ein Gletscherbach die von uns zu passierende Brücke hinweggerissen. Durch herbeigerollte Felsblöcke müssen die Führer einen notdürftigen Übergang improvisieren und uns hinüberlotsen. Elf Uhr Nachts endlich treffen wir totmüde in Vent ein. Aber statt in dem bereits besetzten Widum, müssen wir in dem wenig empfohlenen Wirtshaus von den reichlichen Beschwerden des Tages ausruhen.

Am folgenden Tag, an dem wir ins Pfarrhaus übersiedeln, gönnen wir uns Rast. Er ist der Orientierung am Ort — dem höchstgelegenen Tyrols neben Gurgl — sowie dem Aufstieg zum unteren Plateau des Ramoljochs geweiht, dem ich mehrere Jahre später von Gurgl her beikomme. Im Schatten hoher Arven ausgestreckt, schließt uns ein weiter Kranz von Firnen und Gletschern ein. In majestätischer Glorie reckt der König dieses Bergheers, der Similaun, sein breites weißes Riesenhaupt in die azurne Himmelsdecke.

Die Morgenfrühe des nächsten Tages sieht vor dem Widum eine Karawane nach dem Hochjoch aufbrechen. Ich selbst, im Besitz eines glücklich eroberten Pferdes, eröffne mit zwei gleichfalls reitenden Wiener Herren den Zug, meine Geschwister samt den anderen folgen zu Fuße. Weiterhin, an gefährlichen Stellen, wo der schmale Pfad zwischen Abgründen und jäh ansteigenden Felswänden steil aufwärts leitet, mahnt der Führer die nicht Schwindelfreien vom Pferde zu steigen, und die beiden Reiter folgen seiner Auf-

forderung. Nur ich verharre keck im Sattel; hatte ich doch damals des Schwindels lästige Bekanntschaft noch nicht gemacht. Im Hospiz, am Rande des Hochjochgletschers, rasten und frühstücken wir. Als mir darnach das Pferd vorgeführt wird, sehe ich, daß es nicht mein bisheriges ist. Einer der Herren hat es hinter meinem Rücken gegen das seinige vertauscht, weil es ihm stärker scheint als jenes. Aber die Nemesis ereilt den Räuber. Bei jedem Schritt fast gleitet sein Roß auf dem abschüssigen Eisfelde aus; bald zieht er vor, gleich seinem Freund, den ein ähnliches Los mit seinem Pferde trifft, auf eigenen Füßen den Ferner zu überschreiten. Mich dagegen trägt mein braves Tier — obwohl ein Neuling auf diesem Wege — ruhig und sicher über alle Spalten und Gletschermühlen hinweg bis auf die fast 10000 Fuß betragende Jochhöhe. Welch eine Luft und welch ein Anblick droben! Rings ein unabsehbares Eismeer mit zahllosen Hörnern, Spitzen und Riffen, die wie weiße Geisterriesen hineinschauen in die blaue Unendlichkeit. Welch ein Chor lichtverklärter Gestalten im weißen Kleid, jede ein Prediger von der Allmacht, die sie schuf!

Nun die Gletscherwölbung sich abwärts senkt, wird die Passage schwieriger. Doch nicht lange währt's, da haben wir wieder felsigen Boden unter den Füßen. Noch ein letzter Halt und Rückblick — dann fällt für uns der Vorhang über dem wundervollen Bilde, wir steigen ins Schnalsertal nach Kurzras hinunter. Einen jäheren Wechsel kann es kaum geben. Eben erst den Regionen ewigen Eises entrückt, finden wir uns zwischen Mattengrün und freundlichen Ansiedlungen, inmitten arbeitsamen Menschentreibens. Obdach suchen wir erst nach einer weiteren Strecke in Unserer lieben Frau, um anderen Tags ins Vintschgau und von Natturns aus, durch einen flotten Zweispänner befördert, nach Meran und sodann zum Achensee zu gelangen.

* * *

Hier erfuhr unſer engerer Kreis für kurze Zeit eine höchſt erfreuliche Erweiterung. Simildes Schweſter, die nach Gebrauch der Kur in Tölz im Fürſtenhaus einkehrte, führte uns eine neugewonnene Freundin, Frau Julie Hofmann aus Mainz, mit ihrer Tochter Toni zu: eine ebenſo ſchöne und elegante als liebenswürdige und gebildete Frau. Ihr Weſen hatte in ſeiner äußeren und inneren Anmut etwas Unwiderſtehliches, deſſen Wirkung ich an jedem beobachtete, der ihr nahte und am beſten an mir ſelber ſpürte, umſomehr als ſie mir von Anbeginn eine merkbare Vorliebe bezeigte. Mein Intereſſe für ſie ſteigerte ſich, als ich hörte, daß ſie ein hoffnungsloſes Leiden in ſich trage, das ſie ſich durch aufopfernde Pflege ihres verſtorbenen Mannes zugezogen habe. Dabei bekämpfte ſie Schmerzen und trübe Stimmungen ſo heroiſch, daß niemand in ihr eine Kranke vermuten konnte. Für jede Erheiterung dankbar, traf ſie es gut, daß es gerade zu dieſer Zeit in unſerem Fürſtenhaus ſo luſtig zuging, wie ich es dort nie wieder erlebt habe. Man ſpielte Theater, ſtellte Bilder, führte Charaden auf und war erfinderiſch im Ausdenken täglich neuer Vergnügungen. Daneben hatten wir noch unſere aparten Freuden. Im Sonnen- und Mondenſchein fuhren wir die liebe Frau in unſerem mit der ſächſiſchen Flagge geſchmückten Boot umher. Wir muſizierten im Seehof, was uns, in Ermangelung eines Klaviers, in der Pertisau verwehrt war. Similde und ich trugen unſer Repertoire ja mit uns im Kopfe herum, auch Thereſe Rainer, die Stütze des Rainer-Quartetts, ſtellte ihre liederluſtige Kehle gern zur Verfügung. Sie ergänzte unſer Programm nach der nationalen Seite hin, und wenn ſie ſich nicht ſelber mit der Zither begleitete, mußte ich eine Begleitung improviſieren — kein Kunſtſtück, da ihre Geſänge ſich meiſt nur innerhalb des Bereichs von Tonika und Ober- oder Unterdominante bewegten.

Das alles erheiterte die liebenswürdige Frau. Bevor es ans Scheiden ging, ließ ſie durch Frau Seſemann bei mir anfragen, ob ſie mir zu den nächſtjährigen Bayreuther Feſt

ſpielen einen Platz anbieten dürfe. Sie ſei im Beſitz eines Patronatſcheines, der den Beſuch aller drei Zyklen geſtatte, und es würde ihr die größte Freude ſein, dem großen Ereignis wenn möglich in meiner Geſellſchaft beizuwohnen. Ein freudiges Ja war meine Antwort. Meine beſcheidenen Schriftſtellerhonorare erlaubten mir nicht den edlen künſtleriſchen Luxus, den ich mir gern ſchon ſelbſt gewährt hätte. Meiner Annahme der gütigen Einladung folgte ein mich faſt beſchämender Ausdruck inniger Freude und Sympathie von ſeiten Frau Hofmanns. Wir verabredeten, daß ich mich zum Beſten unſres gemeinſamen Genuſſes, inzwiſchen bemühen würde, die ihr zu gebote ſtehende Karte für drei Zyklen gegen drei Karten zum erſten Zyklus einzutauſchen, was mir auch unſchwer gelang. Ja man ſagte mir, daß mir ohnehin eine Karte zugedacht ſei, auf die ich nun ſelbſtverſtändlich verzichten konnte. Zum Abſchied gab ich Frau Hofmann und ihrer an Reizen weit hinter ihr zurückſtehenden Tochter bis Jenbach das Geleite, und bevor der September zu Ende ging, wandten auch Gerhards und ich uns der Heimat zu.

* * *

Unterdeſſen war der dritte Band der „Studienköpfe" in die Welt gewandert. Er brachte mir den Gruß von Liſzt ein:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für all Ihre Güte. Die neuen Porträts Ihrer Muſiker-Galerie ſind vorzüglich getroffen und geiſtig belebt. Bei dem letzten, Tauſig ſchildernd, verweilt beſonders mit trauerndem Gemüt

Ihr verehrungsvoll und dankbar ergebenſter

14. Auguſt 75, Bayreuth. F. Liſzt."

Auch ein Schreiben der Fürſtin ließ nicht lang auf ſich warten:

„Ihrer Güte und Liebenswürdigkeit verdanke ich ein ganz beſonderes Vergnügen; denn Ihr mir geſandtes, neues Buch iſt von großem perſönlichen Intereſſe für mich. Unglücklicherweiſe hat es mich in einem Augenblick erreicht, wo meine Augen nach einer Ruhepauſe leidender denn je ſind. Doch hoffe ich, einen gefälligen Vorleſer zu finden. Einſtweilen möchte ich Sie, Ihrer freundlichen Geſinnungen für mich eingedenk, bitten, mir ein beſonderes Vergnügen zu bereiten, indem Sie mir mitteilen, worin die Ihnen gemachten Vorwürfe beſtehen. Meiner Anſicht nach, hat Leſſing recht, und die zeitgenöſſiſche Geſchichte hat ihre Berechtigung. Indeſſen möchte ich weder für Sie, noch auch gegen andere parteiiſch ſein.

Mittlerweile laſſen Sie mich Sie von ganzem Herzen beglückwünſchen, daß Sie Ihren Weg ſo feſt und mutig fortſetzen. Sie öffnen ihn den Frauen, die den Geiſt haben Ihnen zu folgen, und erſchließen ihnen Felder, auf denen ihnen ſchöne Garben reifen können. Gleichzeitig lehren Sie ihnen eine Tugend, die unter ihnen noch ſeltner als die Erkenntnis einer Wahrheit von allgemeinem Intereſſe gedeiht — die Beharrlichkeit. Die Zukunft wird es Ihnen Dank wiſſen, liebe Frau, und glauben Sie mir, ihr Beifall gilt mehr als der der Gegenwart. Sie iſt unbefangener, aufgeklärter; denn die Saat hat ihre Früchte gezeitigt.

Es iſt nützlich, die Kritik zu hören, um ſie zu wägen und von ihr Vorteil zu ziehen. Erweiſt ſie ſich als zu leicht, vergißt man ſie, ohne Groll, wie Federn, die der Wind entführt.

Von wahrer Hochachtung für Sie durchdrungen,
Ihre Ihnen herzlich zugetane
Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

5. Oktober 75, Rom.“

Und weiter noch ſpricht ſich die Fürſtin, nachdem ſie mein Buch geleſen, aus:

„Liebe Frau, In diesem Augenblick beende ich die letzte Seite Ihres Buchs. Ich hatte auf ein Wort der Erwiderung auf meinen letzten Brief gehofft. Vielleicht hat er Sie nicht erreicht. Diese Besorgnis bestimmt mich, den heutigen zu rekommandieren.

Je weiter ich im Lesen Ihres Buchs fortschritt, desto mehr bedauerte ich, daß Sie nicht gegenwärtig seien, um all meine Glückwünsche hören zu können, die ich bei Ihren zahlreichen feinen und tiefen Bemerkungen über Kunst an Sie gerichtet haben würde. Ihr allgemeiner Gesichtspunkt ist ein hoher und gerechter. Stets trifft Ihr Urteil das Wahre. Ich bewundere Ihre Unparteilichkeit, die von eingehendem Verständnis, Ihre Gerechtigkeit, die von einer stets vorurteilslosen Würdigung zeugt.

Dies ist das gleichmäßige Verdienst aller Ihrer Porträts. Betrachten wir nun die Verschiedenheit der einzelnen untereinander und ihrer Originale. Da ich mich des Wortes Porträt bediente, möchte ich bemerken, daß mir das erste und das letzte [Moscheles und Tausig] als die am meisten geschmeichelten erscheinen: Der ehrenwerte Greis, dessen glänzende Jugendzeit gewiß viel dazu beigetragen hat, das Niveau des Virtuosen und der Virtuosität zu erhöhen, und der junge, noch bartlose Mann, dessen verzehrendes inwendiges Feuer frühzeitig Maß und Grenzen überschritt. Sie haben die geistige Mittelmäßigkeit des ersten, die Immoralität des andern geschickt verschleiert, und konnten es wohl nicht anders, angesichts der Gräber, die sich erst vor kurzem über beiden geschlossen hatten.

Nächst diesen beiden Porträts treten zwei andere als die bewundernswertesten hervor: die von Franz und Brahms. In ihrer Zeichnung sind Sie in die psychologischen Tiefen hinabgestiegen, wie sie nur eine Frau — ich sage nicht zu verstehen — aber zu deuten und auszudrücken vermag. Es versteht sich, daß ich, wie der Persönlichkeit, so auch dem Porträt von Franz den Vorzug gebe.

Franz ist das, was er ist, von Gottes Gnaden. Er

iſt der geborene Dichter dieſer Edelart. Seine ganze Seele, ſein ganzes Weſen ſind vom reinſten Metall und ſchönſten Wohllaut. Man braucht ihn nur zu ſehen, um ihn zu lieben. Offen, vornehm iſt alles in ihm. Die Tiefen ſeiner Seele bleiben jedem anderen unzugänglich als ſeiner Muſe, die darin Perlen vom reinſten Waſſer findet. Seine Natur aber vermag ſich in höchſte Höhen aufzuſchwingen und der Sonne ins Antlitz zu ſchauen. Iſt er doch ſelbſt eine reiche, in ſich ganze Organiſation. Nichts fehlt ihr, obgleich er zu den eigenartigſten Künſtlern gehört, die je gelebt haben. Wie glücklich haben Sie ihn charakteriſiert!

Brahms, wie ich ihn kannte und wie er mir in ſeinen Werken erſcheint, iſt keine ſo wahre, ſo ſpontane, ſo unmittelbare Natur. In ihm iſt viel Gemachtes. Was in ihm gekünſtelt iſt, iſt gewiß im Sinn ſeiner Natur, aber es iſt nicht wahr in dem Sinn außerhalb ſeiner Natur. Er iſt nur ein Abendvogel, der ſich zum Nachtvogel macht. Alles in ihm iſt abſichtlich. Er ſingt ſo, wie er ſingt, nicht aus innerem Gebot, ſondern weil er ſo und nicht anders ſingen will. Ihr ſo rückſichtsvoller Pinſel hat dies nicht ausdrücklich hervorheben wollen, doch kann man es zwiſchen den Zeilen leſen.

David und Rubinſtein ſind gleich Henſelt von ſprechender Ähnlichkeit. Ich habe ſie alle gekannt und empfand es als ſeltenes Vergnügen, jenen in der Welt der Kunſt, ſchon moraliſch verklärt, wieder zu begegnen, die ich in anima viva ſtudiert und beobachtet hatte.

Man kann nicht genug des Lobes über Ihr Buch ſagen, liebe Frau, und ich empfehle es den Perſönlichkeiten der großen Welt, die ſich eine richtige Vorſtellung von den Künſtlern unſerer Zeit und dem Standpunkt der gegenwärtigen Kunſt bilden wollen. Doch ich muß es noch einmal ſagen, die beiden Porträts, die Ihnen am meiſten Ehre machen, ſind die beiden echt deutſchen.

Es bedurfte der Vereinigung eines ſo durchaus deutſchen Herzens und deutſchen Geiſtes, um in die innerſte Eigenart

des einen, wie in das geheime Ideal des anderen einzudringen. Es bedurfte gleicherweise einer in allen ihren Eigenschaften so ausgeprägt deutschen Begabung, um mit der Feinheit der Nuancen, der Diskretion der Lichter diesen Typ, dieses Ideal in einer anderen Region der Kunst: der Literatur, in solcher Weise und selbst für solche verständlich wiederzugeben, die dem musikalischen Ausdruck beider Künstler fremd gegenüberstehen.

Seien Sie herzlichst bedankt für den mir bereiteten zwiefachen literarischen und persönlichen Genuß. Denn indem ich Ihr scharmantes Buch las, sah ich die alten Bekannten wieder, die Ihre sorgsamen Zeichnungen nicht ohne die gehörigen Schatten, doch stets in vorteilhaftem Lichte vorführen, wie dies einer liebenswürdigen, milden, geistvollen Frau geziemt, die von ihren Zeitgenossen spricht.

Ich verbinde meinem herzlichsten Dank den Ausdruck meiner seltenen, ganz besonderen Hochschätzung und verbleibe für immer

Ihre Ihnen herzlichst zugeneigte
Fürstin Carolyne Wittgenstein.

7. Januar 76, Rom."

Zum Christfest 1875 konnte ich mir selber die dritte neubearbeitete Auflage des Ausländerbandes meiner Studienköpfe bescheren. Zugleich war zwischen mir und Schmidt und Günther, den Nachfolgern meines ersten Verlegers Weißbach, die alsbald erfolgende Herausgabe eines Bandes von Landschaftsskizzen unter dem Titel „Im Hochgebirge" vereinbart worden, nämlich Niederschläge meiner Reiseeindrücke, wie ich sie mehrfach in Amthors „Alpenfreund", dem „Daheim" und der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" in Druck gegeben hatte. Dazu kam jetzt noch durch Breitkopf und Härtel das Ansuchen Liszts, die deutsche Übertragung seines französischen Werkes über Chopin, wenn es mir möglich sei, zu übernehmen. Ich kannte und liebte das Buch, das, bei Escudier in Paris 1852 erschienen, seit lan-

gem vergriffen war. Eine deutſche Überſetzung war einmal verſucht, als mißlungen jedoch von Liſzt ſofort zurückgezogen worden. Des Meiſters Wunſch ehrte und erfreute mich. Ich erklärte mich den Verlegern gegenüber bereit und Liſzt dankte mir mit den Zeilen:

„Verehrte Gönnerin,

Ihre gütige Zuſage, den ‚Chopin‘ in ſchönes Deutſch zu faſſen, erfreut mich überaus. Herzlichen Dank dafür; nächſtens ſende ich das revidierte (franzöſiſche) Exemplar und hoffe, daß Ihnen die Arbeit leicht und angenehm fällt.

In der dritten Auflage der ‚muſikaliſchen Studienköpfe‘ las ich vorerſt ‚Berlioz‘ — eine vortreffliche Charakteriſtik und Anerkennung des ſonderlich hohen Meiſters, der vielleicht mehr in der ungebahnten Region des Genies ſchwebt als anderwärts. —

Die Beifügung der Werkverzeichniſſe iſt eine wertvolle Ergänzung dieſer dritten Auflage. Der Erfolg prognoſtiziert die folgenden.

Verehrungsvoll und dankbar ergebenſt

3. Februar 76, Villa d'Eſte. F. Liſzt.“

Zur Ausführung der verſprochenen Überſetzung kam es erſt nach ein paar Jahren, da die Fertigſtellung der neuen franzöſiſchen Auflage bislang auf ſich warten ließ.

Außer dieſen meinen literariſchen Freuden und der ſelbſtverſtändlichen häuslichen Feier, gab es diesmal zu Weihnachten für mich im Freundeskreiſe noch ein beſonderes Feſt. Frau Salomon hatte ihrer Tochter Frau von Holſtein ein Haus geſchenkt, das dieſe ſich in dem nach der Salomonſtraße zu gelegenen Teil des großen Gartens der Mutter, ganz den eigenen Wünſchen entſprechend, erbaut und eingerichtet hatte. Am erſten Weihnachtsfeiertag 1875 ward dies liebe Haus, fortan eine Pflegeſtätte der Kunſt und der Freundſchaft, eingeweiht. Paſtor Lehmann hielt eine Anſprache, der Bachverein ſang. Zum erſten Male durchhallten Töne

den ſchönen, durch zwei Stockwerke gebauten Muſikſaal. Die große Zahl der Holſteinſchen Freunde füllte alle Räume des gelungenen Baues, und deſſen hochbejahrte Spenderin, die gütige Frau Salomon, durfte noch Zeugin des Weiheaktes ſein und den Einzug ihrer beglückten Kinder ſegnen.

Das ſiegreiche Bayreuth

1876

Die Muſikſaiſon 1875—76 brachte viel Anregendes und Wertvolles. Mit alter Liebe genoß ich Schumanns „Fauſtſzenen", zumal den dritten Teil. Eins der Januarkonzerte war franzöſiſchen Tonkünſtlern von Rameau bis Berlioz gewidmet: „Die Harold-Symphonie" ſagt mein Tagebuch, „erregte Oppoſition; nur nach dem dritten Teil, der Pifferariſzene, wagte ſich ein ſchüchterner Beifall hervor". Verdis Requiem fand ich mehr intereſſant als erhebend. Auf hergebrachten Gleiſen bewegt es ſich nicht; ſo beiſpielsweiſe im Agnus der in Oktaven geführte Sopran und Alt. Das Dies irae iſt mehr Hexenſabbat denn Gottesgericht. Alles iſt italieniſch-katholiſch."

Der Bach- und der Riedelverein boten inhaltreiche Bachkonzerte. Letzterer auch Händels „Israel", deſſen Urkraft und tonmaleriſche Genialität in den Plagenchören mich wieder gewaltig packte. Über Vorträge des Berliner Domchors bemerkte ich: „Wunderbares Enſemble, reinſte Intonation, Nuancierungskunſt ohne gleichen. Sie gipfelte in Jommellis Requiem, einem Sanktus von Paleſtrina und Lottis Crucifixus."

In einer ſeiner Kammermuſiken ließ uns Riedel Renners Madrigalen-Quartett aus München hören, das uns mit einer alten, jetzt wenig mehr gekannten Muſikgattung

bekannt machte. Jean Beckers herrliches Florentiner-Quartett kehrte wieder. Reizvolle Effekte führten uns vier, in die Farben ihres Landes gekleidete, die Lieder ihres Volkes ſingende junge Schwedinnen vor. Ein Similde und mir befreundeter Herr, Dr. Karl Polko aus Ratibor — ein feiner Muſiker, Neffe Eliſe Polkos — gab einen Klavierabend, der glücklich verlief, ohne ihn zu beſtimmen, ſich ganz der Jurisprudenz ab- und der Tonkunſt zuzuwenden, ſo ſehr dies einige ſpäter von ihm der Öffentlichkeit übergebene Kompoſitionen bedauern laſſen.

Im Theater bekundete ſich „Die bezähmte Widerſpenſtige" von Hermann Götz als Novität voll ſprudelnder Friſche und Liebenswürdigkeit. Eugen Gura als Petrucchio, die Peſchka-Leutner als Kätchen, überboten ſich an Geiſt und Übermut. Auch einer beſonders gelungenen Vorſtellung von Shakeſpeares „Romeo" mit der Ellmenreich gedenke ich. Dazu ſtellten ſich, als alte, neu inſzenierte Gäſte, „Stumme", „Entführung", „Prezioſa", „Hans Heiling", „Iphigenie in Aulis", „Holländer" ein.

Auch philoſophiſche Vorträge, die Dr. Windelband, ſpäter Profeſſor an der Univerſität Heidelberg, in feſſelnder Weiſe hielt, ließ ich mir nicht entgehen, wie ich überhaupt von je eine fleißige Beſucherin der verſchiedenſten Vorleſungen, beſonders der Sonntags im „Kunſtverein" gehaltenen, war. Die Vorliebe vieler ſeiner Freunde für das die Vorführung ſeiner Aquarellzyklen begleitende Wort beſtimmte auch unſern Profeſſor Carl Werner, ſeine von halb Leipzig freudig aufgenommenen „Bilderſchauen" durch lebendige Erläuterungen, mit häufig humoriſtiſchem Anflug, zu würzen. Welch ergiebige Stunden bereitete er uns, indem er uns bald nach ſeiner und meiner Lieblingsſtätte Venedig, bald nach Rom, bald nach Sizilien, bald nach Griechenland, bald ins Heilige Land, bald auf eine Nilfahrt durch Ägypten geleitete! Fanden wir uns, wie oftmals, im kleineren Kreiſe des Abends bei ihm ein, ſo liebte er es, dem Auge zuweilen eine Pauſe zu gewähren und dafür dem Ohr durch

Muſik eine Unterhaltung zu gönnen, zu der Similde und ich gern die Hand boten.

Inmitten dieſer mannigfaltigen Winterfreuden ſpielte die Wiederkehr Anton Rubinſteins eine erhebliche Rolle. Er bildete den Magnet des am 27. Januar 1876 veranſtalteten Konzertes des Orcheſterpenſionsfonds. Prachtvoll geſtimmt, ſpielte oder dichtete er vielmehr Beethovens G-dur-Konzert nach. Nie hörte ich das wundervolle Werk poeſievoller, den großen Künſtler vollendeter ſpielen. Ein unbeſchreiblich feiner geiſtiger Duft lag über den beiden erſten Sätzen, zumal dem Seelengeſang des Andante, zu dem die raſſige Wiedergabe des Finales in wirkſamen Gegenſatz trat, ohne die Einheitlichkeit des Ganzen im mindeſten zu beeinträchtigen. Seine Freund Wenzel zugeeignete dämoniſche Klavierballade „Leonore" vermochte der Unerſättlichkeit der Zuhörerſchaft nicht genug zu tun. Er mußte ſie durch Extraſpenden von Schuberts Moment muſical in As und Chopins Walzer Op. 42 befriedigen. Neben dem Farbenglanz dieſes Spiels ſchien die ſchöne friedſame Symphonie von Hermann Goetz faſt farblos.

Am 30. Januar hatten Stadtrat Raimund Härtel, der Seniorchef des Hauſes Breitkopf und Härtel, und ſeine Gattin — unter ihrem Mädchennamen Louiſe Hauffe eine Pianiſtin vornehmen Stils — die eine Elite von Künſtlern bei ſich vereinigten, zu einer Rubinſteinfeier eingeladen. Da durften wir der Kunſt des Gefeierten nach Herzensluſt froh werden. „Ich haſſe das Konzertieren", ſagte er mir ſelber, „und ſpiele nur öffentlich, wenn ich muß, das heißt wenn ich Geld brauche; aber vor einem muſikaliſchen Kreiſe macht es mir Freude."

Freude ſchien es ihm in der Tat zu machen, als er das D-dur-Trio Op. 70 von Beethoven mit Herren des Gewandhausquartetts — es waren Schradieck und Schröder — vor uns lebendig werden ließ. Wie ſeine Finger, leiſen Fittigen gleich, im Mittelſatz über die Taſten huſchten! Wer macht ihm das nach? —

Auf unſer Bitten ließ er Schumanns Quintett folgen. „Ich ſpiele es ſehr wild, es wird nicht nach Ihrem Sinne ſein“, meinte er abwehrend, bevor er ſich dazu an den Flügel ſetzte — und Theodor Kirchner flüſterte mir bald in die Ohren: „Schumann würde ſich im Grabe herumdrehen, hörte er das!“ Gewiß, Kirchner ſelbſt brachte das koſtbare Werk kurz darauf mit den Florentinern viel mehr im Schumannſchen Geiſte zum Vortrag als der Slave Rubinſtein, den ſein gewaltſames Temperament im Tempo wie im dynamiſchen Ausdruck über die Abſichten des Komponiſten hinaustrieb. Doch hat nicht jede bedeutende Individualität das Recht, das Kunſtwerk auf ihre Weiſe zu deuten? Zu meiner Genugtuung äußerte ſich der anweſende ehemalige hannoverſche Hofkapellmeiſter Arnold Wehner, ein feiner Muſiker, im bejahenden Sinne.

Ich machte mich an jenem Abend eines unbeſcheidenen Debuts in Härtels Hauſe ſchuldig, denn Rubinſtein führte mich zu Tiſch. Nie ſah ich ihn liebenswürdiger. Wir kamen, in Anknüpfung an die in Hamburg eben die Bühne beſchreitenden „Makkabäer“ und den ihn gegenwärtig beſchäftigenden „Nero“, auf Operntexte zu ſprechen. Als einen der ihm liebſten und verführeriſchſten Stoffe bezeichnete er „Die Braut von Meſſina.“ Er wollte ſie für ſich umarbeiten laſſen. Nur die Partie der Mutter müſſe faſt ganz unberührt bleiben; Chöre aber gehörten durchaus in die Oper, ſie müßten nur lebendig aufgefaßt, keine toten Puppen ſein. Er erzählte — was wir nachmals wiederholt beſprachen —, daß ihm eine ganze Reihe bibliſcher und zwar alt- und neuteſtamentariſcher Stoffe vorſchwebe, die er für eine erſt zu ſchaffende geiſtliche Bühne geſtalten wolle, zu der ſich das geeignete Land und Volk aber noch nicht gefunden habe, weil es entweder an religiöſen Intereſſen fehle, oder andererſeits eine Profanation befürchtet werde.

Rubinſteins Wagnerantagonismus ahnte ich damals nicht. Er brachte ihn mir gegenüber überhaupt nie zur Sprache, ſo wenig ich ſelbſtverſtändlich aus meiner Begei-

ſterung für den Bayreuther Meiſter ein Hehl machte. Wohl hatte mir Pohl früher einmal geſagt, Rubinſtein laſſe nur drei Stücke aus Wagners Schaffen gelten: das Holländer-duett, das erſte Lohengrin-Finale und die Erzählung der Pilgerfahrt des Tannhäuſer; doch hielt ich es nicht für möglich, daß ein Genie wie Rubinſtein ſich, gleich den in einer älteren Zeit wurzelnden kleineren Talenten, von der Größe dieſes Gewaltigen nicht überwältigen laſſe. Erſt ſeine Schrift „Die Muſik und ihre Meiſter" vermochte mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Kein Mißklang trübte an jenem Abend unſere Unterhaltung, ja, meine biographiſche Skizze von ihm ſtreifend, ſagte er, das Einzige, was er daran ausſetzen könne, ſei, daß er zu gut dabei weggekommen wäre.

Auch der kritiſche Kirchner ließ mich viel Freundliches über meine Arbeiten vernehmen. Sein Liebling unter ihnen, meinte er, ſei meine Brahmsſtudie, die „mit eben ſoviel Liebe als Kenntnis" geſchrieben ſei. Kirchner war zu dieſer Zeit nach Leipzig übergeſiedelt, und wir traten in den Jahren ſeines hieſigen Aufenthaltes mehrfach in erfreuliche Beziehung zueinander. Als ſchaffender Künſtler ein Meiſter der muſikaliſchen Miniatur, als welcher ihm Schumanns Jugendrichtung lebenslang Leitſtern blieb, war ihm, bei kritiſcher Schärfe, ein liebevolles Eingehen auf ihm ſympathiſche Individualitäten eigen, wie er dies namentlich als Tranſkriptor und Bearbeiter Brahmsſcher Werke dartat. Im Verkehr anregend und intereſſant, verriet ſein düſtrer, nach innen gerichteter, etwas ſchielender Blick, ſein ſarkaſtiſcher Mund, dem manche Bitternis entſchlüpfte, wie wenig er mit ſich und der Welt zufrieden war, mit deren gegenwärtigem Kunſttreiben er das eigene nicht in Einklang zu bringen vermochte. So zog er ruhlos von Ort zu Ort, nirgend das findend, was er ſuchte, bis er in Hamburg endete.

Nach dem feſtlichen Abendeſſen bei Härtels ſpendete uns Rubinſtein noch allerlei aus eigener Werkſtatt: die Barcarollen aus G-dur und F-moll, die aſiatiſch gemahnende Bal-

lettmuſik aus dem „Dämon" und die koloſſalen „Yankee doodle"-Variationen — ein Unikum unter den Kurioſa der Klavierliteratur. Daß er zu unſer aller hellſter Freude die halbe Nacht durchſpielte, hinderte ihn nicht, am folgenden Abend in der Kammermuſik des Gewandhauſes mit demſelben Beethovenſchen Trio, einem Mozartſchen Rondo, Händelſchen Variationen und Chopinſchen Präludien aufzutreten.

Am 3. Februar führte er dem Gewandhauspublikum ſein „Verlorenes Paradies", ein urſprünglich „Oratorium", jetzt, nach einigen Veränderungen, „geiſtliche Oper" genanntes Jugendwerk vor, mit dem ich mich bereits durch Anhören zweier Proben, bekannt gemacht hatte und deſſen Wirkung vornehmlich in der Pracht und Mannigfaltigkeit ſeiner Chöre beruht. Für den Vertoner bedeutete die Aufführung einen neuen Sieg, und auf Bitten des Verlegers, Bartholf Senff, gab ich dem in einem Artikel der „Signale" Worte. Darnach ſandte mir Rubinſtein ſeine Photographie.

Öfters noch berief uns im Verlauf dieſes Winters das gaſtfreie Ehepaar Härtel zu froher Geſelligkeit. Immer ſtand Muſik auf der Tagesordnung, an geeigneten Kräften gebrach es nie. Eines Abends trafen wir dort eine von zwei Herren begleitete Franzöſin, die als Madame Roland vorgeſtellt wurde — eine ältere, noch ſchöne Frau, in elegantes Schwarz gekleidet, mit vornehmen Allüren und franzöſiſchem Charme. Man raunte, es ſei die Exkaiſerin Eugenie, die incognito durch Deutſchland reiſe. In der Tat ſah ſie der Witwe des dritten Napoleon in Geſtalt nnd Geſichtszügen ähnlich. Doch verlautete darüber nichts weiter. Zwei Tage ſpäter wurde ich zum Vier- und Achthändigſpielen mit ihr abermals zu Härtels geladen, mußte jedoch, da ich verſagt war, ablehnen.

Ein andermal trugen im ſelben Hauſe Konzertmeiſter Röntgen und die Seinen, namentlich ſein Sohn Julius, der gegenwärtig in Amſterdam den Kapellmeiſterſtab ſchwingt, und deſſen nachmalige Gattin, die anmutige ſchwediſche

Geigerin Amanda Maier die Hauptkoſten der Unterhaltung. Letztere teilte mir in aller Unbefangenheit mit, daß, dank der Überſetzung ihres Vaters in die ſchwediſche Sprache, meine Studienköpfe in ihrem Vaterlande ſehr verbreitet ſeien, was ich mit gleicher Unbefangenheit anhörte. Minder harmlos aber faßten meine Verleger dies als Eingriff in ihre und meine Rechte auf. Ob ihnen damals ein literariſches Schutzrecht Schweden gegenüber zuſtand, iſt mir nicht bekannt. Ich weiß nur, daß manche meiner Arbeiten ungefragt auch ins Franzöſiſche und Engliſche übertragen wurden, daß ich einzig zu einer italieniſchen Überſetzung meiner Biographie Cherubinis, auf Wunſch ſeiner Tochter Signora Roſellini, und ſpäter zur engliſchen Übertragung der Liſzt-Briefe, ſowie neuerdings zu einer ſpaniſchen Ausgabe von zehn meiner Studienköpfe meine Erlaubnis erteilte. Genug, ich und meine Bücher hatten reichlich durch Freibeuterei zu leiden. Sie wurden für andere ergiebiger als für mich. So druckte gleich anfangs der Verleger Julius Schuberth, allen Mahnungen Liſzts zum Trotz, jede meiner biographiſchen Skizzen Wort für Wort in ſeiner Neuyorker Muſikzeitung nach, ohne nur meinen Autornamen anzuführen. Und in der „Gartenlaube" veröffentlichte ein Herr Bernhard St . . . . . einen Chopinaufſatz, der zum überwiegenden Teil von dem meinen abgeſchrieben war. Ein mir nicht bekannter unparteiiſcher Leſer nahm ſich die Mühe, die Lesart des Plagiats mit der des Originals Satz für Satz in Parallele zu bringen und dieſe Zuſammenſtellung dem Eigentümer der „Gartenlaube" Ernſt Keil einzuſenden, der ſie mir zur Begutachtung zuſchickte. Ich konnte das Plagiat als ſolches nur beſtätigen. Doch dies ſind nur kleine Proben des mir gegenüber ausgeübten kollegialen Verfahrens, die ich leicht verzwanzigfachen könnte.

* * *

In Altenburg hielt in den letzten Maitagen 1876 der Allgemeine Deutſche Muſikverein ſeine diesjährige Tonkünſtlerverſammlung ab. Das Programm mehrerer Konzerte lockte mich, und die geringe Entfernung von Leipzig geſtattete unſchwer eine abendliche Rückkehr. Gleich der erſten Aufführung am 29. Mai: Liſzts ſymphoniſcher Dichtung „Prometheus" ſamt den Chören mit verbindendem Text von Pohl, und „Romeo und Julie" von Berlioz wohnte ich mit meiner Schwägerin bei. Wir trafen alsbald mit ihrem Bruder Richard zuſammen. Von Liſzt ward ich im Hotel de Saxe gütig wie immer begrüßt und für den Abend eingeladen, mußte mich jedoch, weil nicht aufs Übernachten eingerichtet, entſchuldigen. Der „Prometheus" bedeutete für mich nur die erwünſchte Erneuerung einer älteren Bekanntſchaft; den „Romeo" aber hörte ich zum erſten Male und zwar, wie ſeitdem nie wieder, vollſtändig. Man pflegt bei Wiedergabe des Werks — deſſen Orcheſterſätze man in Monaco 1910 in den Zwiſchenakten von Shakeſpeares Trauerſpiel aufgeführt hat — meiſt die geſanglichen, aus Soli und Chören beſtehenden Teile, als minderwertig und übermäßig längend, auszuſchließen und ſich auf die orcheſtralen zu beſchränken, die, namentlich in der berühmten „Liebesſzene", Berlioz auf der Höhe ſeiner Meiſterſchaft zeigen — und man tut wohl daran. Die Ausführung an ſich durfte man in Altenburg nicht als eine vollendete preiſen; doch war mir's von Wichtigkeit, das Ganze kennen zu lernen.

Für den 31. Mai hatte mir Liſzt eine Einladung zum Hofkonzert geſandt. Mit Pohl und Laſſen, der ſich uns anſchloß, fuhr ich am Morgen hinüber und ſtieg, von erſterem geleitet, zu dem maleriſchen alten Schloß auf dem Felſen hinan, wo man noch heute das Fenſter zeigt, von dem aus ſich vor mehr denn vierhundert Jahren das bekannteſte hiſtoriſche Begebnis des Altenburger Landes: Kunz von Kaufungens Prinzenraub, abſpielte. Ein ſchöner ſäulengetragener Saal nahm uns auf. Herzog Ernſt, dem Güte

und Leutſeligkeit hell aus den Augen ſtrahlten, und ſeine Gemahlin, deren Schwerhörigkeit die Konverſation leider etwas mühſam geſtaltete, unterhielten ſich nach erfolgter Vorſtellung überaus freundlich mit uns. Herren und Damen der Hofgeſellſchaft, insbeſondere der mir ſchon in Leipzig bekannt gewordene Indentant von Baumbach mit ſeiner Gattin, überboten ſich in Liebenswürdigkeit für ihre Gäſte. Muſik wurde abwechſelnd mit Getränken und allerlei Leckerbiſſen ſerviert. Liſzt ſpielte ſeinen ungariſchen Sturmmarſch und begleitete „gli Marinari" aus Roſſinis „Soirées muſicales." Von dem, was weiter erklang, bewahrt mein Tagebuch wie mein Gedächtnis einzig Lieder von Auguſt Bungert, die, ſpäter viel geſungen, hier zum erſten Male an mein Ohr drangen. Nach dreieinhalbſtündigen Genüſſen mußten wir eilen, noch zu einem verſpäteten Mittagsmahl und rechtzeitig 1/2 5 Uhr ins Schützenhaus zum Konzert zu gelangen. Liſzts gewaltige „Hunnenſchlacht" war das Hauptereignis des Abends. Mit ihrer charakteriſtiſchen Gegenüberſtellung von Heiden- und Chriſtentum hinterließ ſie tiefgehende Eindrücke. Der Meiſter ſelber ſpielte die Harmoniumpartie. Louis Braſſins vornehme Künſtlerſchaft brachte Edvard Griegs zur Zeit noch wenig verbreitetes poetiſches Klavierkonzert zu zündender Wirkung. Über Felix Draeſekes „Germania" ſagen meine Aufzeichnungen: „brutale, barbariſche Muſik, der wir beſſer entflohen wären."

★ ★
★

In Leipzigs dramatiſchem Kunſttempel am Auguſtusplatz vollzog ſich zu dieſer Zeit ein Wechſel des Regimentes. An die Stelle Friedrich Haaſes, des virtuoſen Darſtellers von Bonvivants und Charakterrollen, der die Theater bisher in Pacht hatte, trat der aus Wien kommende Auguſt Förſter, ein Meiſter in realiſtiſcher Geſtaltung ſchlicht derber, geradliniger Menſchenbilder. Ihm, dem Führer des

Schauſpiels, geſellte ſich für die Oper der unternehmende Angelo Neumann. Die erſten unſrer bisherigen Geſangskräfte zogen nach Hamburg. Andere, an ihrer Spitze Schelper und Roſa Haſſelbeck, die nachmalige Gattin unſeres neuen vorzüglichen Kapellmeiſters Sucher, traten an ihre Stelle. Daß der Tauſch kein übler war, bezeugte eine Aufführung des „Tannhäuſer" mit der für Paris komponierten Venusſzene. Als ich bald darauf in Bayreuth, Gura gegenüber, auf ſeine Frage nach den neuen Künſtlern, Schelper hervorhob, beklagte er, auf dieſe Weiſe „in ſeinem alten lieben Leipzig allzugut erſetzt" zu ſein.

Denn nun nahte ja die große Feſtſpielzeit; das viel bezweifelte und verſpottete Ideal des idealiſtiſchſten der Idealiſten ſollte Leben und Wahrheit werden. Schon im Januar und März hatte der Impreſario Hofmann uns Leipziger durch Vorführung von Einzelteilen aus „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" am Klavier darauf vorbereitet. Ich ſelbſt hatte mich nach Kräften mit den Klavierauszügen bekannt gemacht und mir zur Belehrung — wie früher im „Triſtan" — die weſentlichſten Leitmotive ausgezogen, bevor Hans von Wolzogens „Thematiſcher Leitfaden" erſchien. Brennend wünſchte ich mir, die Generalproben beſuchen zu dürfen; hatte ich doch zu dieſem Zweck mit Frau Hofmann vereinbart, ſchon eine Woche zuvor an Ort und Stelle zu ſein. Ein Wort Liſzts, dachte ich, könne mir leicht zur Erfüllung meines Wunſches verhelfen. Statt deſſen ſchrieb er mir:

„Verehrte Freundin,

Nach der öffentlichen Anzeige, daß der Beſuch der Generalproben in Bayreuth nicht geſtattet iſt, muß ich insbeſondere vermeiden, bei Wagner Probegeſuche vorzutragen. Deshalb hatte ich bereits Verdruß mit einigen Befreundeten, denen ich keinen beſſeren Beſcheid geben konnte als: ſie möchten ſich in der Generalproben-Angelegenheit entweder direkt an Wagner, oder an irgendeinen Bayreuther Patron

oder Mitwirkenden wenden; aber ja nicht an meine Wenigkeit — weil die strengste Diskretion mir vornehmlich geboten ist.

Anbei die Beantwortung der letzten biographischen Fragen. Nächstens erscheint bei Härtel die 2. Auflage des Liszt-Katalogs. Herr Ernst Fritzsche (Lehrer an der Zschocherschen Musikschule in Leipzig) hat diese 2. Auflage vortrefflich besorgt, und falls Sie darüber noch einige Details wünschen, wird er sie Ihnen gewiß mit Vergnügen mitteilen. Also kein weiteres Nachsuchen mehr in dem Hofmeisterschen Monats- und Jahresverzeichnisse. Härtels Katalog ist schon zu vollgepfropft: gerne möchte ich wenigstens Dreiviertel darin ausstreichen.

Auf baldiges Wiedersehen in Bayreuth, wo am 1. August eintrifft

Ihr verehrungsvoll dankbarer

F. Liszt.

24. Juli 76, Weimar."

„Vor Kaisern und Königen habe ich Liszt stehen sehen, aber so untertänig wie vor seinem Schwiegersohn niemals", schreibt Graf Geza Zichy in seinen Memoiren*). Wie Wagner war Liszt ein Herrscher; aber er ordnete sein Königtum dem des größeren Freundes unter, und dieser, Absolutist, wie insgemein alle Reformatoren, nahm es wie etwas Selbstverständliches hin. So himmelweit ich davon entfernt war, ein Liszt zu sein — einer Art heiliger Scheu vor Wagners Person habe auch ich mich nie entwinden können.

Am 6. August — Sonntag, wars — traf ich in Bayreuth ein, leider ohne Frau Hofmann und ihre Tochter vorzufinden. Eine telegraphische Nachricht meldete, daß sie, von Krankheit zurückgehalten, erst in zwei Tagen zu erwar-

*) Aus meinem Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1911 und 1913.

ten sei. So nahm ich Besitz von der gemeinsamen Wohnung bei Pfarrer Wilke in der Dammstraße und fand mich in Haus und Familie aufs beste aufgehoben. Meine erste Sorge war, in die am Nachmittag stattfindende Rheingold-probe zu gelangen. Das Glück begünstigte mich jedoch nicht. Hofkapellmeister Hans Richter, dem der Dichterkomponist die musikalische Direktion seiner Tetralogie anvertraut hatte, war, als ich bei ihm vorfragte, abwesend; Bankier Feustel, das Haupt des Verwaltungsrates der Festspiele, Wagners hilf- und verständnisreiche geschäftliche Stütze, empfing mich zwar, obgleich er Gäste bei sich hatte, sehr entgegenkommend, konnte mir aber nur den Bescheid geben, daß, aus Rücksicht auf den anwesenden König Ludwig von Bayern, heute alle Plätze im Theater unbesetzt bleiben sollten; einzig die oberhalb der Fürstenloge gelegenen, also dem königlichen Zuschauer unsichtbaren, seien an Künstler vergeben worden, nun jedoch bereits vergriffen. Indes stellte er mir bereitwillig für die drei folgenden Tage den Eintritt in Aussicht. Und er hielt Wort. Überdies hatte der König nun die Erlaubnis erteilt, auch andere Plätze freizugeben.

In der Walkürenprobe betrat ich zum ersten Male den im Äußern von Monumentalität und architektonischer Schönheit weit entfernten, im Innern aber musterhaft zweckentsprechenden und akustisch unübertrefflichen Bau, dessen gesamte innere Einrichtung sich von der hergebrachten unserer Bühnenhäuser unterscheidet. Zum ersten Male nehme ich in dem vom verdeckten Orchester bis zur abschließenden Fürstengalerie amphitheatralisch ansteigenden weiten Zuschauerraum Platz, der, ohne Rangunterschied, den Begriff einer idealen Einheit verkörpernd, nur durch Säulengruppen zur Rechten und Linken geschmückt, den Eintretenden stimmungsvoll umfängt. Die Fanfare schmettert, der Raum ringsum verdunkelt sich, der Tiefe des „mystischen Abgrundes, der die Realität von der Idealität zu trennen hat“, entquellen Klänge, denen, zu wundervoller Einheitlichkeit verschmolzen, alles Materielle abgestreift scheint — ich er-

lebe, Wagners Allkunſtwerk als eine neue Offenbarung in mich aufnehmend, Stunden unſagbarer Weihe.

Ich will nicht wiederholen, was ſchon zu hundert Malen geſchildert worden iſt, was ich ſelber auch in einer Broſchüre „Das Bühnenfeſtſpiel in Bayreuth" geſchildert habe. Beglückt fühlte ich mich in einer anderen Welt. Noch war es verhältnismäßig ſtill in der ehemaligen Markgrafenſtadt, die ihre vornehme Vergangenheit namentlich in Bauten und Parkanlagen der Barockzeit zur Schau trägt: Ich durchſtreife ſie gern, die von erzenen Denkmälern und ſprudelnden Brunnen belebten Straßen und Plätze, die ſo viel von alten Zeiten und Geſchehniſſen zu erzählen wiſſen. Mich heimeln ſie an, die ſtattlichen Häuſer mit ihren gebrochenen Dächern, ihren ſäulen- oder vaſengeſchmückten Portalen, den umgitterten Fenſtern und den Vorſtufen, die ſich ungeniert ins Bereich des Bürgerſteigs hineinſtrecken. Nichts Reizenderes als das alte Opernhaus, das Wagner urſprünglich für ſeine Feſtſpiele ins Auge gefaßt und in dem er bei Grundſteinlegung ſeines Theaters die neunte Symphonie zu feſtlicher Aufführung gebracht hat. Und wie ich ihn liebe, den Hofgarten mit ſeinen langen lauſchigen Lindengängen, mit ſeinem dunklen Weiher, auf dem die Schwäne lautlos um die Neptungruppe der Inſel kreiſen, indes das Gevögel droben ſein Konzert anſtimmt, wenn das Orcheſter auf dem Feſtſpielhügel verſtummt.

Vorderhand begegnete man vorwiegend Künſtlern auf den Straßen. Auch Leipziger, unter ihnen Franz von Holſtein, Zopffs, kreuzten meinen Weg und nahmen mich ins Schlepptau. Kurz vor der Götterdämmerungsprobe kamen Hofmanns an und fuhren mir nach ins Theater. Da wandelten wir, unſerer Vereinigung froh, im Zwiſchenakt, auf dem weiten Vorplatz umher, Bayreuth, von Waldbergen grün umſchloſſen, zu unſern Füßen. Unſere raſch erſtandene Freundſchaft treibt Blüten in dem nun beginnenden Zuſammenleben.

Drei Tage blieb es nun ſtill im Feſtſpielhauſe. Ich be-

ſuchte Liſzt, der bei Wagners im Wahnfried wohnte. Das inmitten eines an den Hofgarten grenzenden, herrſchaftlich angelegten Gartens erbaute Haus iſt das Ideal eines luxuriöſen Muſiker-Dichterheims. Die herrlichen Räume: der ſein Licht von oben empfangende Muſikſaal, das an Plauderecken reiche, elegant-trauliche Empfangszimmer Frau Wagners, das behagliche Speiſezimmer, allen voran der berühmte, ſich nach dem Garten öffnende Saal des Hausherrn, ſind, jeder in ſeiner Art, Schöpfungen erleſenen Geſchmackes. Wagners Zimmer vornehmlich birgt Schätze an Büchern, Bildern und Büſten, koſtbaren Möbeln und Stoffen. Unter den Gemälden fallen die Porträts Wagners, ſeiner Gattin und Liſzts von Lenbach, das berückende Profilbild der Mutter Frau Coſimas, Gräfin d'Agoult, von Henri Lehmann gemalt, die Bildniſſe Frau Wagners und ihrer Kinder, die Joukowsky als heilige Familie — ſich ſelber dazu als Joſef — dargeſtellt hat, in die Augen. Beethoven und Schopenhauer fehlen nicht im Kreiſe derer, die Wagners Herzen nahe ſtehen.

Im Zimmer ſeiner Tochter empfing Liſzt ſeine Freunde und Verehrer. „Sie ſind mir doch nicht böſe, daß ich Ihnen auf Ihre Probeanfrage meine Dienſtfertigkeit nicht beſſer beweiſen konnte?“ war ſein erſtes Wort, als ich bei ihm eintrat. „Ich darf mir Wagner gegenüber dergleichen nicht erlauben, ſelbſt für Sie nicht — und Sie wiſſen doch“, fügte er ſcherzend hinzu, „daß ich ein erklärter Liebhaber von Ihnen bin!“ Wer auf der Welt konnte es denn fertig bringen, dem liebenswürdigſten der Menſchen böſe zu ſein, von dem Ambros ſagte, wenn einer zwei zimbriſche Mörder dingte, um ihn umzubringen, ihm aber zehn Minuten Zeit laſſe, mit ihnen zu ſprechen, ſo ſei ſein Leben unfehlbar gerettet.

Er lud mich für den Abend zu Wagners ein und nach einer unterhaltenden Fahrt durchs Grüne nach Schloß Fantaſie, ſah ich mich ſtolz und freudig im Wahnfried zu Gaſte. Der Meiſter, der in dieſen Tagen mit Verwirklichung ſeines

Ideals einen Triumph feierte, wie noch kein ſchaffender Künſtler vor ihm, zeigte ſich in glücklicher Stimmung; ſeine Gattin ließ den Weſenszauber walten, der ihr als Tochter ihres Vaters zum Erbteil geworden iſt, Liſzt, unvergleichlich wie immer, ſprudelte von Geiſt und Güte über, Gräfin Schleinitz, die tatkräftige Beſchützerin des Werkes von Bayreuth, der der auszeichnende Beſuch Kaiſer Wilhelms bei Eröffnung der Feſtſpiele zu danken war, ſtreute mit der ihr eigenen Grazie Liebenswürdigkeiten aus, bei denen auch ich nicht leer ausging. Dazu die Schar der am Feſtſpiel beteiligten vorzüglichen Künſtler — wahrlich ein „Blick umher in dieſem edlen Kreiſe" durfte den darin Aufgenommenen wohl mit froher Bewegung erfüllen. Ich erneute alte Bekanntſchaften und knüpfte neue an, unter denen ich mich beſonders der Louis Braſſins, des ausgezeichneten Pianiſten, George Davidſohns, des ſchneidigen Redakteurs des „Berliner Börſenkuriers", und des Koſtümkünſtlers Profeſſor Döpler erinnere, der mir allerlei Amüſantes über ſeine Erlebniſſe mit den von ihm in Götter und Göttinnen verwandelten Darſtellern erzählte.

Den Freitag der Probenwoche widmeten wir der Eremitage, dem Lieblingsſitz der Markgräfin Friederike, Friedrichs des Großen geiſtreicher Schweſter. Der weite, nur in ſeinem vorderen Teil, dem Schloß entſprechend, im franzöſiſchen Stil angelegte Park iſt ſo köſtlich, mit ſeinen Waſſer- und Wieſenflächen, ſeinen Waldpartien und verſteckten Ruheplätzen ſo abwechſlungsreich, daß uns der Morgen nicht genügte und wir am Nachmittag die anmutige Fahrt durch die von der Stadt hinführende alte Allee wiederholten. Da herrſchte viel Leben. Die Bühne ſchien vom Feſtſpielhügel heute hierher verlegt, ſo wimmelte es von Sängern und Inſtrumentaliſten. Wagner erſchien am Arm ſeiner Gattin. Ihm improviſierten die anweſenden drei Rheintöchter — die Schweſtern Lehmann und Minna Lammert — eine ſinnige Huldigung. Der ſich zum Untergang neigenden Sonne zugewandt, von der Freitreppe aus, die in den unteren Teil

des Gartens leitet, ſtimmten ſie ihren Dreigeſang aus der „Götterdämmerung": „Frau Sonne" an. Wonnig und ſonnig erklang es in goldener Reinheit und Schönheit, ſodaß der Meiſter ſeine helle Freude daran empfand und die Sängerinnen umarmend, äußerte.

In der „Sonne", wo wir unſer Mittagsmahl zu nehmen pflegten, war tags darauf Dom Pedro, der Kaiſer von Braſilien, ein ſtattlicher freundlicher Herr, mit großem Bart dem man, ſeiner Majeſtät unkundig, nur mit Mühe noch Platz einräumte, unſer Nachbar. Es ging jetzt eng zu an der Mittagstafel, denn mit einem Male ergoß ſich nun der Strom der Fremden über die nach faſt einem Jahrhundert der Weltvergeſſenheit im feſtlichen Schmucke prangende Stadt. Beim Kaffee im Garten tauchte mein eben angekommener Schwager Richard Pohl, neben ihm Dr. Petſchke, der Liberale unter den Ultrakonſervativen der Gewandhauskonzertdirektion, auf und gleich ihm viele meiner Bekannten.

Pohl wurde unſer Begleiter auf der Fahrt zum Kaiſerempfang. Allen voran fuhr Wagner zum Willkommen der Majeſtät, deren gütiges, wohlwollendes Antlitz ſich dem brauſenden Jubel lächelnd entgegen neigte. Ein langer Zug von Wagen folgte. Liſzt empfing ſeinen Großherzog Carl Alexander von Weimar. Mit ihm trafen der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Großherzog von Baden mit Gemahlin und andere Fürſtlichkeiten ein. Gleichen Glanz hatte Bayreuth noch nicht erlebt. Wo auch wäre je eine Zuhörerſchaft wie dieſe, neben Gekrönten die geſamte geiſtige Blüte unſres Volkes und anderer Nationen umfaſſende, der Ladung eines einzelnen Künſtlers gefolgt?

Als wir am ſpäten Abend aus der Eremitage heimfuhren, konnten wir noch den Fackelzug anſehen, mit dem Bayreuth den Kaiſer Wilhelm ehrte, wie es eine Woche zuvor den bayeriſchen König, Wagners hohen Protektor, durch Illumination der Stadt gefeiert hatte. König Ludwig war der Feſtſpielſtadt nach den Proben wieder entflohen. Die

Fenſter des Luſtſchloſſes Eremitage, die während ſeiner Anweſenheit tags über, wo er zu ſchlafen liebte, verhängt blieben, ſtanden wieder offen und den Begehrlichen blieb der Eintritt unverwehrt.

Und nun iſt der denkwürdige 13. Auguſt gekommen! Welch elegantes Feſtpublikum durchwogt die Straßen, vor allen die ſich zum breiten Platz erweiternde Maxſtraße, in der ich nun ſeit Jahren bei meinen lieben Grünewalds gemütlich herberge. Den Mittagsgäſten in der „Sonne" iſt eine erwartungsvolle Aufregung anzuſpüren. Heute iſt mir kein braſilianiſcher Kaiſer, ſondern ein in Amerika angeſeſſener Leipziger Muſiker, Herr von Inten, zum Nachbar beſtimmt, der mir über die Verbreitung La Maraſcher Schriften im neuen Weltteil unerwartet Erfreuliches zu hören gibt.

Als wir in Soireetoilette uns anſchicken, ins Feſtſpielhaus zu fahren, ſagt der treuloſe Kutſcher, den wir bisher tags über engagiert hatten, plötzlich ab. In unſrer Not bietet der rotbärtige Wiener Maler Joſef von Hoffmann, der die Dekorationen zum „Ring" entworfen hat, meiner ſchönen Freundin ritterlich ſeinen Wagen an; doch erobert ein Frankfurter Freund Frau Hofmanns uns noch glücklich einen anderen.

Draußen auf dem Theatervorplatz entfaltet ſich buntes Leben. Überall bilden ſich, ſitzend oder ſtehend, Gruppen. Jeder Blick faſt ſtreift eine Berühmtheit, zum mindeſten eine intereſſante Erſcheinung, Vertreter der Geburts- und Geiſtesariſtokratie, Dichter, Schriftſteller, Maler, Muſiker in bunter Reihe. Alle Sprachen klingen an unſer Ohr. Mit Mühe in Beſitz von Seſſeln gelangt, laſſen wir dies vielgeſtaltige wallende Leben an uns vorüberziehen, bis die Fanfare uns kurz vor 7 Uhr auf unſere Plätze in der Mitte des Hauſes ruft. Die Lichter erlöſchen — das Vorſpiel mit ſeinem wunderſamen, durch 135 Takte feſtgehaltenen Orgelpunkt auf Es nimmt uns in Bann. Wir ſtehen unter dem Zauber einer ungeheueren poetiſch-tonmaleriſchen Kraft. Vor uns in der Rheintiefe ſehen wir die ſich wohlig wiegenden

Waſſerſchweſtern auf- und niedertauchen — ein ſzeniſches Wunder, das freilich im heutigen Bayreuth, dank einer fabelhaft fortgeſchrittenen Technik, zu einem noch unvergleichlich größeren Wunder geſteigert erſcheint. Wir fühlen uns von der Harmonie und Hoheit einer neuen Allkunſt umfloſſen. Ja, Bayreuth iſt ein Erlebnis und welch ein Erlebnis!

Die Freundin an meiner Seite empfindet's beglückt gleich mir, und ich ſtaune über ihr feines Muſikgefühl. Ich flüſtere ihr die Motive zu. Sie hält meine Hand in der ihren; ohne Worte ſpüre ich, wie jeder Eindruck in ihr nachzittert.

Nach beendeter Vorſtellung drängt alles hinüber ins „große Reſtaurant." Auf der Galerie draußen finden wir noch Platz. Liſzt, ſeine Enkelin Daniela von Bülow am Arme, mit der er mich ſchnell bekannt macht, ſpäht umſonſt nach einem freien Tiſch, doch bieten wir ihm vergeblich den unſeren an.

Anderen Tags ſpeiſen wir, ſtatt in der „Sonne", mit Richard hier oben. Auf Größen aller Art, mir teils näher, teils auch nur von Anſehen bekannt, fällt mein Auge ſchon in nächſter Nähe, und es gibt frohe Erkennungsſzenen. Eben begrüßt mich Bodenſtedt, der unterhaltendſte aller Cauſeure, mit dem ich unlängſt bei Dr. Adolar Gerhard zu Mittag ſpeiſte. Neben ihm das Liſztſchülerpaar Hans und Ingeborg von Bronſart, hier Laſſen, Damroſch, Rohl, Hellmesberger, Nikolai Rubinſtein; dort Makart mit der Wolter, Marianne Brandt, da mein Achenſeebekannter Julius Nilius, der überall zu ſehende Wiener Kunſtenthuſiaſt, ihm gegenüber der Hüne Niemann mit ſeiner kleinen Raabin; drüben die Brahms-Intimen Julius Stockhauſen, Georg Henſchel. In der Ecke ſitzt Edvard Grieg mit Franz von Holſtein, bei den Konſervativen: Dietrich, Radecke, Müllner, Deſſoff, dort Helmholtz und Frau, unweit von ihnen Gräfin Sauerma geb. Spohr, die große Harfenkünſtlerin und nachmals meine liebe Freundin, mit ihrem Gatten. Die blaſſe ſchmächtige Frau da iſt Malwida von Meyſenbug, die Verfaſſerin der „Memoiren einer Idealiſtin", weiter ab-

ſeits ſehe ich Weſendonks, Gräfin Uſedom, Baron Dankelmanns, Anton von Werner, den Hiſtorienmaler des jungen deutſchen Reichs, Ludwig Pietſch, Karl Frenzel, Paul Lindau. Da hinten ſtecken Engel und Ehrlich — von Bülow die lahme und bucklige Kritik getauft — die Köpfe zuſammen. Eben kommen auch Gräfin Schleinitz und Gräfin Dönhoff, die Patroninnen Bayreuths, des Wegs, mit ihnen Donna Laura Minghetti, die Mutter der graziöſen Gräfin, die jetzt Fürſtin Bülow heißt. Wer zählt und nennt ſie alle?

Eindrücke höchſter Art erwarten uns im Theater, das heute um 4 Uhr beginnt. Groß und erhaben in Leidenſchaft und Tragik zieht „die Walküre" an uns vorüber. Die Materna als Brünnhild, Niemann und Scheffsky als Geſchwiſterpaar, Betz als Göttervater bieten Herrliches. Und dieſes Orcheſter, das unter ſeiner Schallwand hervor in nie erlebter Ausgeglichenheit und Klangſchöne, ſtets im beabſichtigten Stärkemaß, ohne Vorwalten einzelner Inſtrumente, den Sänger nie deckt, ihn nur trägt! Begeiſterung ohne Ende wird laut, als wir uns darnach mit Hofkapellmeiſter Levi, dem ſpäteren Dirigenten des „Parſifal", Dr. Konrad Fiedler, Holſtein und Pohl auf der Galerie des Reſtaurants zuſammen finden! Da kann auch Holſteins Konſervativismus nicht widerſtehen.

Die Vorſtellung am 15. Auguſt ward abgeſagt. Wie noch gegenwärtig bei den Bayreuther Ringaufführungen, gab es einen Ruhetag. Er gehörte wiederum der Eremitage.

Am 16. folgte „Siegfried", das in Sonnenlicht getauchte, märchenhaft getönte Idyll, das, ein wunderſamer Gegenſatz, zwiſchen die Tragik von „Walküre" und „Götterdämmerung" tritt. Vom erſten Hören an bis auf dieſen Tag iſt es mir, trotz der bezwingenden Schönheiten des Waldwebens und der Erweckung Brünnhilds, der mir am wenigſten ans Herz gewachſene Teil der Tetralogie geblieben, wenngleich die anfangs von mir empfundenen Längen im erſten und dritten Akt als ſolche für mich in dem Maße

dahinſchwanden, je öfter ich das Werk vernahm. Der Träger der Titelrolle Georg Unger, zu deſſen Wahl ſich Wagner hauptſächlich durch Ähnlichkeit ſeiner Geſtalt mit der Niemanns, des Siegmund, beſtimmen ließ, war allerdings auch weit entfernt, ein idealer Siegfried zu ſein. Mehr Naturburſche denn Geſangskünſtler, Held und Halbgott, war er vom Meiſter nur ſpeziell für die eine Partie präpariert worden. Im übrigen leiſtete er, ſo viel ich erlebte, nur noch als Tannhäuſer Leidliches. Unvergleichlich Vollendeteres haben nach ihm namentlich Ernſt Kraus und Alfred von Bary als Siegfried in Bayreuth hingeſtellt.

Der Tag der „Götterdämmerung" trübte ſich für mich und meine Gefährtinnen. Frau Hofmann erhielt einen Brief, der, eine Hochzeitseinladung für ihre Tochter enthaltend, ihre Heimkehr am nächſten Morgen verlangte. So gern wären wir noch kurze Zeit vereint geblieben, denn wir hatten uns im künſtleriſchen Glückesrauſch dieſer Tage ſeltſam ineinander gelebt. Allein zurückzubleiben bis zu dem ſich an den erſten Zyklus anſchließenden Feſtbankett war mir nun nicht mehr verlockend. Ich machte vergebliche Abſchiedsbeſuche bei Liſzt und Frau Wagner. Noch führte mich Pohl zu Ungermann — die berühmte, jetzt durch „Die Eule" erſetzte Künſtlerkneipe, deren enge Räume ſich durch Einbeziehung der Straße erweiterten, wo Kundry, die Kellnerin, den Gerſtenſaft auf Fäſſern ſtatt auf Tiſchen kredenzte.

Der Nachmittag brachte uns den Abſchluß des Rings und ſeine Krönung. Koloſſal, wie das Wunderwerk und ſeine Wiedergabe, war der Jubel, den es auslöſte. Es hätte einer Aufforderung Davidſohns nicht bedurft, daß der Ruf nach dem Dichterkomponiſten tauſendſtimmig erklang. Endlich erſchien er. „Sie haben", ſagte er, „jetzt geſehen, was wir können. Wollen Sie, ſo haben wir eine Kunſt!" Gleich mancher der Anſprachen Wagners, ward auch dieſe vielfach mißverſtanden. „Das frechſte Wort, das je geſprochen wurde!" rief mein Nachbar Stockhauſen aus, indem er ſich entrüſtet hinwegwandte.

Mit einem Schatz von Erinnerungen an Höchſterlebtes, in dem Hochgefühl, einem Triumph ohne gleichen beigewohnt zu haben, den der deutſche Idealismus, auf dem die geiſtige Größe unſeres Volkes beruht, gefeiert, ſchied ich am nächſten Morgen von der Feſtſpielſtadt. Am Bahnhof ſpielte ſich ein Gewirr und Gedränge ab, wie ich kein ähnliches je geſehen habe. In dem bisher ſo ſtillen Ort an derartigen Maſſenverkehr noch nicht gewöhnt, verwechſelte man vielfach die Gepäckſtücke beim Expedieren. Ich mußte eilends zu einem Gepäckwagen hinaufklettern, da mein Koffer, wie ich noch rechtzeitig merkte, mit falſcher Nummer verſehen worden war.

Mein Weg führte nach dem Achenſee, wo mich Gerhards erwarteten. Um Frau Hofmanns willen, nahm ich den Umweg dahin über Bamberg. Dort trennten ſich unſere Straßen. Mit dem Verſprechen, auf meiner Rückreiſe Ende September zu ihr nach Mainz zu kommen, und der dagegen erhaltenen Zuſage, daß ſie im nächſten Winter längere Zeit in Leipzig zubringen wolle, gingen wir auseinander. Gott wollte es anders. Es gab für uns kein Wiederſehen. Wetterlaunen ließen uns nicht ſo lang als geplant in Tyrol ausharren. Noch während die liebe Frau durch eine Badekur in Kreuznach feſtgehalten war, kehrten wir nach Leipzig zurück. Einmal daheim, nahm mich Arbeit gefangen. Eine dritte Auflage der erſten „Studienköpfe“ und die Broſchüre über das Bayreuther Bühnenfeſtſpiel gaben mir bis Weihnachten zu tun. Am Sylveſter endlich konnte ich ihr die ihr zugeeignete kleine Schrift ſchicken. Da mir kein Zeichen darauf zurückkam, ahnte ich nichts Gutes: Eine von ihrer Tochter einlaufende Nachricht meldete Troſtloſes. Nach unſrer Trennung hatte ſich das Leiden ihrer Mutter täglich verſchlimmert. Lebensmüde ſchloß ſie ſich von allem Verkehr ab. Meine Briefe, meine Neujahrsſendung ſeien ihre einzige Freude geweſen. Seit vierzehn Tagen ſchwebe ſie in Lebensgefahr, ſtündlich ſterbensbereit. Und ſie brauchte nicht lang zu warten. Der 11. Februar brachte der Dulderin die erſehnte Erlöſung.

Mit ihr ging die verklärteſte Freundſchaft meines Lebens dahin. Nur kurze Friſt war ſie mir geſchenkt worden; doch keinen Augenblick ward ſie, außer der auch in Bayreuth nicht ſchweigenden Sorge um die Leidende, durch einen Hauch getrübt. Ich widmete ihr ein Gedenkblatt, das ich drucken ließ und ihrer Tochter zur Verteilung an ihre Verwandten und Freunde ſandte. Von Toni hörte ich nur noch, daß ſie, ſelbſt krank und äußerſter Ruhe bedürftig, nach England zu reiſen im Begriff ſtehe. Später ſagte man mir, daß ſie ihrer Mutter bald nachgefolgt ſei.

Bergfahrten und erſte italieniſche Eindrücke

1877—1878

Die große Bayreuther Feſtſpielzeit, die leider für den, dem wir ſie dankten, die bittere Enttäuſchung eines Defizits von 300000 Talern nach ſich zog, hatte zahlreiche künſtleriſche Nachſpiele im Gefolge. Insbeſondere ſtellte es ſich der Wagnerverein zur Aufgabe, durch muſikaliſche und literariſche Vorträge weiteſte Kreiſe in die Tetralogie und Wagners Schaffen überhaupt näher einzuführen. Geiſtvoll und humoriſtiſch, wie es ſeine Art war, ſprach namentlich Wilhelm Tappert, der Berliner Muſikſchriftſteller, über „Wagner und die Reminiſzenzenjäger.“ Bei der Gelegenheit kam es zu einem Privatgeſpräch mit mir, wobei er das Erſcheinen meiner Bücher als etwas durchaus Neues, aber hiſtoriſch Notwendiges bezeichnete. Sie ſeien, indem ſie die verſchiedenſten Künſtlerperſönlichkeiten mit gleicher Liebe erfaßten, ganz weiblich, wogegen das Urteil des Mannes naturgemäß einſeitiger ausfalle.

Der Winter 1876 zu 77 bedachte uns mit manchem Außergewöhnlichen und vielem Schönen. Pablo Saraſate,

das ſpaniſche Geigengenie, führte ſich in unſerer Muſikſtadt ein, und ich machte bei einer Soiree bei Holſteins, bei der Frau Murjahn-Kölle ihre Sangesmeiſterſchaft bewundern ließ, ſeine uns alle verblüffende muſikaliſche, ſowie ſeine angenehme perſönliche Bekanntſchaft, die ſich kurz darauf bei Zopffs weiter fortſetzte: Clara Schumann ſpielte im Gewandhaus das Konzert ihres Gatten, in der Kammermuſik deſſen „Carneval" und den Klavierpart des zu dieſer Zeit noch wenig bekannten F-moll-Quintetts von Brahms. Ich ſaß neben Stadtrat Raimund Härtels auf dem Podium, dicht neben dem Flügel und wurde von ihnen der verehrten Künſtlerin vorgeſtellt. Sie war äußerſt nervös, bevor ihre Hände die Taſten berührten und rieb ſich die Pulſe immer aufs neue mit Kölner Waſſer. Ihr jüngſter Sohn wandte ihr die Notenblätter um. Denn ſie pflegte nur ihre Soli auswendig zu ſpielen, nachdem ſie — dafern Wenzel mich recht berichtete — einmal bei Vortrag eines Konzerts ihr Gedächtnis momentan im Stich gelaſſen hatte. Für mich, wie wohl für jeden, hatte die treue Kunſt- und Lebensgefährtin Robert Schumanns ſtets etwas überaus Ehrwürdiges und ich bezeigte ihr, wo ich konnte, die wärmſte Pietät.

Dem fünfzigſten Todestag unſeres größten Tonmeiſters, den ich meinesteils durch Aufſätze in der „Illuſtrierten Zeitung" und der „Gartenlaube" feierte, waren ein ihm ausſchließlich gewidmetes Gewandhauskonzert, ſowie mehrere von Riedel veranſtaltete Kammermuſikabende zu danken.

Noch zuvor, am 15. Januar 1877, war die ſeit Jahren erwartete erſte ſymphoniſche Tat von Brahms in unſerem erſten Konzertinſtitut ans Licht getreten. Mit ihrem tragiſchen Pathos packte ſie mich in Probe und Aufführung außerordentlich. Die mächtige Steigerung zumal im vierten und fünften Satz, der Eintritt des Poſaunenchors griff mir ins Innerſte. Mir klang das Ganze wie von einem poetiſchen Vorwurf eingegeben; doch ließ Brahms, ein ausgeſprochener Gegner neudeutſcher poetiſierender Tendenzen, nichts derartiges laut werden.

Raimund Härtels machten den neuen Symphoniker zum Mittelpunkt einer glänzenden Soiree, bei der ſeine Intimen: Frau Clara Schumann, Herzogenbergs, Henſchel und Frau Berta Faber aus Wien — der das Wiegenlied Op. 49 gewidmet iſt, — erſchienen. Der Held des Abends zeigte ſich mir ſehr freundlich und auch von den anderen durfte ich Erfreuliches über meine Brahmsſtudie hören.

Es lag zur Zeit ein lebhaftes Geſelligkeitsbedürfnis in der Luft. Bei meinen Geſchwiſtern, bei Trefftz, bei Holſteins, Baroneſſe Eberſtein, Werners — wo mir Profeſſor Robert Krauße, der Maler des Sgrafitto am „Wahnfried", viel von ſeinem Bayreuther Aufenthalt und dem Verkehr mit Wagner erzählte —, bei Geheimrat Schmidts, die mich durch die Tafelnachbarſchaft des ebenſo großen als liebenswürdigen Chirurgen Geheimrat Thierſch ehrten, bei Frau Dr. Seeburg und anderwärts vereinigten uns frohe Feſte. Zu Bildern, die letztgenannte für einen wohltätigen Zweck ſtellen ließ, hatte Similde ſehr hübſche verbindende Worte gedichtet.

Auf der Bühne kamen mehrere Raritäten zum Vorſchein. So Webers unendlich naive, allerliebſte Jugendoper „Abu Haſſan" und Schuberts „Häuslicher Krieg." Das eine — obwohl nur ein heiterer Scherz — bezeugt gleicherweiſe den dramatiſchen Puls des künftigen Freiſchütz-Komponiſten, als das andere, trotz reizender Muſik, in ſeinem lahmen längenden Gang, das mangelnde Bühnenblut des großen Lyrikers, deſſen Lieder doch ſo vielfach dramatiſchen Lebens voll ſind. Auch Halévys vergeſſene „Jüdin" ließ ſich wieder ſehen. „Eine echte große Oper voll Unnatur und geſuchter Situationen", ſagt mein Tagebuch, „wie ein Erlöſer vom Übel erſcheint da Wagner mit ſeinen reinigenden Tendenzen."

Mit Entzücken genoß ich im April und Mai das Gaſtſpiel der großen Wiener Sängerin Marie Wilt. Welch eine Stimme! Ein Phänomen an ſinnlichem Wohllaut und ſeeliſcher Ausdrucksgewalt, an ſamtiger Weichheit, an Glanz

und Größe, hatte ſie, drei volle Oktaven bis zum dreigeſtrichenen F umſpannend, im kolorierten wie im dramatiſchen Geſang gleicherweiſe vollendet, in der ſingenden Welt der Gegenwart nicht ihres gleichen. Durch Schönheit des Äußeren war die Künſtlerin von der Vorſehung nicht begnadet worden. Überkräftig, ja koloſſal ragten, ihrer mehr groß als fein organiſierten Individualität entſprechend, die Formen ihrer Geſtalt. Aus den Linien ihres Antlitzes ſprach mehr Willenskraft als Anmut. Melancholie blickte aus ihren eigenartig ſchillernden Augen, Bitterkeit umzuckte oft den leidenſchaftlichen Mund, dem doch ſolch wonnevoller Tonſegen entſtrömte.

Von ihrer Donna Anna im „Don Juan" begeiſtert, verſagte ich mir's nicht, ſie auch in ihren weiteren Rollen als Aida, Norma und Valentine (wo ſie die Liebesſzene hinreißend ſang) mit immer geſteigertem inneren Anteil zu hören. Damals ahnte ich nicht, daß ſie mir binnen kurzem freundſchaftlich nahetreten werde.

* * *

Im Juni meldete ich mich bei Liſzt in Weimar an und erhielt nachſtehende freundliche Aufmunterung:

„Verehrte Gönnerin,

Herzlichſt willkommen hier übermorgen, Sonnabend. Ich habe Ihnen für ſo vieles Gütige und nachſichtig Freundſchaftliche zu danken! Schenken Sie mir alſo ein paar Tage und, wenn möglich, verbleiben Sie hier bis Dienstag Abend, wo ein paar meiner Sachen in der Stadtkirche aufgeführt werden.

Einliegend das Programm: wollen Sie ſo freundlich ſein, es Riedel mitzuteilen?

Dankbar und verehrungsvoll ergebenſt

F. Liſzt.

Donnerstag, 7. Juni 77, Weimar."

Das Programm nannte — verführeriſch genug — den 13. Pſalm und die Graner Meſſe, und am 10. Juni erſchien ich zur ſonntägigen Matinee in der Hofgärtnerei. Von mir bisher unbekannten Liſztſchülern fand ich Vera Timanoff, Ottilie Lichterfeld, Johanna Wenzel, Jules Zarembsky, May Pinnor und andere. Sereniſſimus war wieder anweſend und wie immer gütig gegen mich. Der Meiſter ſelbſt ſpielte mit dem vortrefflichen Weimarer Celliſten Leopold Grützmacher ungariſche Skizzen von Volkmann und begleitete Vera Timanoff einen Satz aus Rubinſteins F-dur-Konzert. Johanna Wenzel, ſpäter Profeſſorin am Brüſſeler Konſervatorium — hatte ſich Chopins Barcarolle und mit dem von Liſzt bevorzugten Zarembsky, ihrem nachmaligen Gatten, Liſzts „Mazeppa" zum Vortrag erleſen.

Am Abend wohnte ich mit Liſzt und Baronin Meyendorff in der „Geſandtenloge" des Hoftheaters einer Vorſtellung der „Meiſterſinger" bei. Liſzt las das „an Feinheit des Gewebes unbegreifliche Wunderwerk", wie er es nannte, im Klavierauszug nach und ſprach ſich über einzelnes ausführlich aus. Während der Zwiſchenakte gingen wir mit ihm hinunter ins Freie, wo ſich viel junges Schülervolk um ihn ſcharte.

Am nächſten Morgen ſchenkte mir der Meiſter ein paar Stunden das Alleinſeins mit ihm. Er bat mich, Geduld zu haben, wenn die Chopin-Angelegenheit noch immer nicht weitergerückt ſei. Aus Courmacherei für die Fürſtin ſei das Buch entſtanden und teilweiſe mit von ihr geſchrieben worden. Bei der Neubearbeitung möchte ſie nun allerlei hinein- anderes herausbringen. Das langweile ihn; darum laſſe er die Sache vor der Hand noch ruhen, bis ſie miteinander ins Klare gekommen ſeien. Einſtweilen habe er noch eine andere Überſetzerbitte, nämlich daß ich das italieniſche Vorwort zu ſeinem Taſſo-Epilog, einer Ergänzung des „Lamento e Trionfo", „in elegantes Deutſch kleide, das er ſelber leider nicht ſchreibe."

Wir kamen dann auf die von Lina Ramann in Aus-

sicht stehende Biographie des Meisters zu sprechen. „Es wird ein umfängliches Werk — viel zu umfänglich", meinte er und erzählte, daß es ganz ohne sein Zutun und Wissen, schon seit zwei Jahren von der ihm damals unbekannten Verfasserin vorbereitet worden sei. Sie sei eines Tages mit der Frage zu ihm gekommen, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, wenn sie in einer geplanten Broschüre über seinen „Christus" diesen sozusagen interkonfessional auffasse. Er habe darauf erwidert: „Natürlich habe ich ihn vom Standpunkt des Katholiken geschrieben, wie ich nicht anders kann. Doch finden Sie, daß man ihn auch anders, meinetwegen calvinisch, puritanisch, türkisch oder sonstwie auffassen könne, so bleibt dies Ihnen überlassen." Bald darauf habe sie die Biographie in der Stille in Angriff genommen. Notizen habe er ihr nicht dazu gegeben, nur einige irrige Angaben berichtigt. Dagegen habe sie dies Jahr von der Fürstin vielerlei erhalten. Ich bekannte, daß mir dadurch, obwohl ich mich von kleinlichem Neide frei wisse, eine liebe Lebensaufgabe genommen werde, denn, wenngleich ich die dringliche Aufforderung seines Vetters Eduard von Liszt vor sieben Jahren abschlägig beschieden hätte, sei mir die Idee doch als eine später auszuführende beständig nachgegangen. Da sagte er gütig: „Ihre Charakterstudie ist etwas ganz Verschiedenes und Selbständiges und wird als das Beste, was in knapper Form über mich geschrieben ist, immer ihren Wert behalten."

Noch hatte ich eine besondere Frage auf dem Herzen. Dem Buchhändler Lipperheide in Berlin, Herausgeber der derzeit vielgelesenen „Illustrierten Frauenzeitung", hatte ich auf sein Ersuchen einen Aufsatz über die hervorragendsten Pianistinnen der Gegenwart zugesagt. Es war mir wichtig, die von mir getroffene Wahl der Einzelnen, bevor ich mich mit ihnen in Verbindung setzte, mit der höchsten Autorität, die es gab, zu besprechen. „Als Alterspräsidentin", lautete seine mir zustimmende Entscheidung, „müssen Sie Clara Schumann an die erste Stelle setzen, obgleich ihr im Können die

Neueren über ſind, unter denen Sofie Menter ohne Zweifel allen voranſteht. Dann Marie Jaëll-Trautmann, die nächſt ihr muſikaliſchſte, die ihren Mann bedeutend überragt. Weiter Eſſipoff und Timanoff, Krebs und die Mehlig, die ſich in Amerika viel Ruhm und Geld verdient und damit mehr Relief gegeben hat. Auch, wenn Sie wollen, die Szarvady-Clauß — eine gute Perſon, die nicht viel kann, wenn ſie ſich auch einbildet, Schumann in Paris eingeführt zu haben. Ich habe ihr ſelber fünf, ſechs Stücke einſtudiert. Durch ihren Mann, einen ungariſierten Herrn Hirſch, den Pariſer Reporter der „Signale" und anderer Blätter, iſt ſie in die Höhe geſchraubt worden und zu Ruf gelangt. Ich kenne die ganze klavierſpielende Welt und verſtehe ein wenig von der Sache, ſo daß Sie ſich auf mich verlaſſen dürfen. Auch Rubinſtein iſt durch meine Schule gegangen, früher in Paris, ſpäter in Wien. Nur ſein Wagner-Standpunkt iſt mir antipathiſch, wenn jetzt auch eine nicht mehr zu berührende Frage."

Er erzählte, wie die Menter mit ihm in Budapeſt ſein Concert pathétique und den „Walkürenritt" mit Verve und Genie geſpielt habe. Beim Beethovenfeſt hätte ſie gern ſein Es-dur-Konzert ſpielen wollen und ſich mit bitteren Tränen über Zurückſetzung beklagt, als Mary Krebs, mit Rückſicht auf ihre in der Miſſa ſolemnis und der neunten Symphonie durch Soli beſchäftigte Mutter und ihren für das Programm benötigten Bräutigam Schild, dafür gewählt worden war.

Sodann ſtreifte das Geſpräch noch die im Mai ſtattgehabte Tonkünſtlerverſammlung in Hannover, der ich zufolge Unwohlſeins ferngeblieben war. Liſzt hatte neben ſeiner Dante-Symphonie daſelbſt die „Phantaſtiſche" von Berlioz dirigiert. „Zum erſten Male im Leben hat man mich gelobt. Denn ich bin ja ein notoriſch ſchlechter Dirigent, der nichts von der Sache verſteht und alles auseinanderbringt", bemerkte er ironiſch. Darauf lud er mich zur Probe am Nachmittag ein, „wenn ich mich ihm zu Gefallen langwei-

len wolle"; nur könne er mich leider nicht abholen, da er Gräfin Schleinitz ſeine Ritterdienſte widmen müſſe. Er begleitete mich dann bis ans Ende ſeines Gartens und hinaus in den Park und ſetzte mich in Verlegenheit durch die Verſicherung, er fühle ſich meinen Schuldner und werde mir's zu beweiſen ſuchen, wie ſehr er ſich deſſen erinnere.

In der Probe ſaß ich mit Xaver Scharwenka und ſeiner anmutigen jungen Frau, Zſchocher und Max Pinner zuſammen und las mit letzterem — einem leider früh verſtorbenen, äußerſt ſympathiſchen jungen Künſtler, der beim Muſikfeſt in Hannover Liſzts A-dur-Konzert nach des Meiſters Zeugnis glänzend geſpielt hatte — im Klavierauszug der Graner Meſſe nach. Müller-Hartung führte den Taktſtock, Liſzt, neben ihm ſtehend, dirigierte mit. Dann kam er vom Chor herab und ſetzte ſich neben mich. Die Tempi im Pſalm „Herr, wie lange", den er, wie er ſagt, „mit Bluttränen geſchrieben" habe, waren ihm zu langſam, und als die zweite Klarinette nicht einſetzte, rief er ins Orcheſter hinauf und nahm gleich darauf wieder ſeinen Platz oben neben dem Dirigenten ein. Nach beendeter Probe begrüßte ich Gräfin Schleinitz und Baronin Meyendorff und Liſzt brachte mir ein Billett für die morgende Aufführung, deren Gelingen ich mich auf einer für ſeine Gäſte auf dem Altarplatz reſervierten Bank, in Nachbarſchaft von Baron Loën und Gattin, Baronin Meyendorff und Gräfin Schleinitz erfreuen durfte.

Schon am nächſten Sonntag ward mir, nach einem kurzen Beſuch bei meinen Geſchwiſtern in Jena, ein Wiederſehen mit dem Meiſter in Leipzig vergönnt, wozu vier vom Riedelſchen Verein in der Thomaskirche zum Vortrag gebrachte Stücke aus dem „Chriſtus" den Anlaß boten. Die Wirkung derſelben, äußerte er zu mir, ſei eine etwas monotone, da die Orgel nicht vermöge, das Orcheſter zu erſetzen, für das die Begleitung gedacht ſei. Außerdem erſchwere der örtliche Übelſtand, daß Orgel und Chor einander nicht hörten, das Zuſammenhalten beider.

Nach beendetem Konzert beſuchte mich Liſzt, nachdem er Reinecke aufgeſucht hatte. Er fand Laura und Similde bei mir — meine Mutter brauchte die Kur in Reichenhall — und ſprach ſeine Freude über die ſchönen Räume und beſonders die große, in den Garten führende Veranda aus. Meine verwöhnte weiße Katze ſprang ihm zutraulich aufs Knie, und er ſchmeichelte ihr. Als ich ihm ein Glas Rotwein antrug, meinte er humoriſtiſch: „Ich habe zwar eben erſt ſuitiſiert, kann es aber noch einmal tun.“ „Schlechte Muſik!“ lachte er, da er ſeine Franziskus-Legenden und andere Liſztiana auf dem Flügel liegen ſah. Dann griff er nach dem neuen „Album“ und den „Capricen“ Theodor Kirchners, deren Dedikation an mich erlas. „Das iſt feine Muſik“, ſagte er, „aber erſt Op. 27, obgleich er ſchon ſeit 27 Jahren ſchreibt.“ Auch auf Rubinſteins „Nero“ und „Dämon“ fiel ſein Blick. „Das kenne ich ſelber noch nicht“, bemerkte er, gern auf mein Anerbieten eingehend, die Bände mitzunehmen. „Schickt Ihnen Rubinſtein ſelber alle ſeine Partituren?“ fragte er und erwähnte, er habe jetzt ſeinen Taſſo-Epilog und mit ihm ein Impromptu und die vierhändigen Bearbeitungen der letzten ſymphoniſchen Dichtungen „Héroïde funèbre“ und „Hunnenſchlacht“ an Härtels abgeliefert. Bülow habe ſie übernehmen wollen, ſei aber gegenwärtig zu angegriffen, als daß er es ihm zumuten möge. Der ſei der Einzige, dem er es anvertrauen könnte; ſonſt komme nur etwa Sgambati in Rom, der die „Ideale“ gut bearbeitet habe, neben ihm in Frage.

Er kam auf meinen Beſuch in Weimar zu ſprechen. „Leider habe ich Sie gar nicht ſo genoſſen, wie ich möchte“, ſagte er. „Ich war durch Frau von Schleinitz und den Großherzog zu ſehr in Anſpruch genommen, die ſich zweimal bei mir anmeldeten. Kommen Sie nur bald wieder, dann will ich mich beſſer aufführen.“

An einer geſelligen Vereinigung im Hotel Hauffe nahmen wir drei auf ſeine Einladung noch am Abend teil. Eine Menge „Neudeutſche“ hatten ſich um ihn verſammelt. Er,

von Baronin Meyendorff und Riedel eingerahmt, wünſchte mich zu ſeinem Gegenüber; auch Laura und Similde wurden in ſeiner Nähe plaziert.

Mit den Liſztfreuden war's am anderen Morgen, als wir dem Großen ein letztes Mal bei der Abfahrt die Hand drückten, wieder einmal vorbei. Der Auguſt fand ihn wieder in Rom. Mich fand er mit Gerhards, denen ſich jetzt noch die Lieblingsnichte Simildes, Suschen Gerhard, anſchloß, wieder am Achenſee, und dort beſcherte mir das Glück eine der engſten und folgenreichſten Freundſchaften meines Lebens.

* * *

Als mir beim erſten Morgentee eine mir bekannte junge Wienerin ihr Entzücken über Rubinſtein, den ſie gehört hatte, äußerte, und ich erwiderte: „Gewiß, auch ich bewundere und liebe den herrlichen Künſtler — und doch iſt zwiſchen ſeinem Spiel und dem Liſzts noch eine Kluft wie zwiſchen Erde und Himmel." „Das iſt auch meine Meinung", warf eine fremde Stimme ein, und die Wienerin zögerte nicht, mich mit deren Eigentümerin: „Exzellenz Baronin Wehli aus Wien", bekannt zu machen. Ich ſah eine Frau — mich dünkte ſie eine reichliche Vierzigerin — von hohem ſtattlichen Wuchs, edlen, ſchön gezeichneten Geſichtszügen vor mir und ein paar wundervoll ausdrucksſtiefe braune Augen blickten mich an. Jede Bewegung, jedes Wort zeigte, bei aller ihren Landsmänninnen eigenen Natürlichkeit, die Frau von Welt. Später ſagte man mir, daß ihr Haus ein geſuchter Mittelpunkt erſter Geſellſchaftskreiſe Wiens ſei. Ein Geſpräch, das uns bald feſſelte, offenbarte ihre geiſtige Grazie und bezwingende Liebenswürdigkeit, bei ſtarkem, die italieniſche Abſtammung verratenden Temperament. Lebhaft fühlte ich mich zu ihr hingezogen, und auch ſie zog mich von ſtundan fort und fort in ihre Nähe, nachdem ſie mir ihren Gatten, Sektionschef im Miniſterium des Innern, einen bedeuten-

den Juriſten von univerſaler Bildung und echtem Wiener Geſelligkeitsbedürfnis, vorgeſtellt hatte.

Eines Tages entdeckte er — eine in der Pertisau zuvor noch nicht erlebte Erſcheinung — in einer Villa am Waldrande ein Klavier und erbat alsbald vom Beſitzer die Erlaubnis zur Veranſtaltung einer muſikaliſchen Matinee. Sie fiel nicht übel aus und trug mir von Baron Wehli einen herrlichen Edelweißſtrauß ein. Dabei entpuppte ſich ſeine Frau im Vortrag einer Chopinſchen Mazurka und einer franzöſiſchen Chanſon als feine, beſonders für Chopin begabte Klavierſpielerin. Dem eigenen Bekenntnis zufolge, zählte ſie nicht zu den muſikaliſchen Fortſchrittlern. Ihr Muſikgefühl machte beim letzten Beethoven Halt, wie es ſie bei Wagner jenſeits des „Lohengrin" im Stich ließ und es nur noch zur Anerkennung einzelner Schönheiten der ſpäteren Werke brachte. Da half kein Demonſtrieren, kein begeiſtertes Erläutern — hier gab es unüberbrückbare Gegenſätze unſrer Naturen, mit denen wir uns abzufinden hatten, wenn dies meinem Idealismus auch nicht leicht fiel.

Unſer Beiſammenſein währte nicht lange. Ein Brief ihrer an den Dichter Hans Hopfen verheirateten einzigen Tochter rief Wehlis zu einer verabredeten Vereinigung mit ihr und ihrer Familie in Niederndorf ſchneller ab, als uns lieb war. Beim Abſchied mußte ich verſprechen, ſie in Wien zu beſuchen. Kaum hatten ſie uns verlaſſen, als ein Telegramm meiner Geſchwiſter mich für den folgenden Morgen nach Goſſenſaß beſtellte, von wo aus wir weitere Unternehmungen planten. So traf ich in Innsbruck unerwartet wieder mit Wehlis zuſammen, die ſofort in meinem Coupé Platz nahmen und mich bis zu meinem Ziele ihre liebe Geſellſchaft genießen ließen. „Ich hab's ja gefühlt, daß wir uns wiederſehen müßten!" rief ſie mir beim Einſteigen zu, und als wir uns nach kurzen Stunden trennten, waren wir einander ein gut Stück näher gekommen denn zuvor. Hatte ſie mir doch in ihrer impulſiven Weiſe in ihr an Glück wie an Leid reiches Leben Einblick geſchenkt. In einem Anflug von Phantaſik

dachte ich, während einer mit meinen Geſchwiſtern unternommenen Nachmittagsfahrt nach den Pflerſcher Gletſchern: „Hat dieſe neue Freundſchaft Beſtand, ſo werde ich ein vierblätteriges Kleeblatt finden.“ Kaum gedacht, durfte ich das ſchönſte Vierblatt pflücken. Unſrer am Achenſee erblühten Freundſchaft aber entkeimte in Wahrheit ein treuer Herzensbund, der zuvörderſt durch einen von Baronin Wehli eröffneten Briefwechſel eifrig gepflegt ward.

Von Goſſenſaß ging die Reiſe am nächſten Tag nach Waidbruck. Unterwegs in Franzensfeſte begegnete uns der mir in der Pertisau bekannt gewordene Wiener Bildhauer Silbernagl. Er bat, ſich uns zur Fahrt ins Grödner Tal anſchließen zu dürfen, und wurde für ein paar Tage unſer angenehmer und kundiger Gefährte. Im Röſſel in St. Ulrich nahmen wir Quartier. Von da wanderten wir in aller Gottesfrühe, die kühnen Profile des Lang- und des Plattkofels mit einem Gefolge ſtolzer Dolomiten vor uns, über Santa Criſtina nach Santa Maria, die letzte Gemeinde der ladiniſchen, ihre eigene Sprache redenden Bevölkerung im Tale. Aus einer engen öden Felſengaſſe hervor ragen die Trümmer der Feſte Wolkenſtein, dem Stammſitz Oswald von Wolkenſteins, des letzten Minneſängers, der ſein abenteuerreiches Leben im nahen waldverſteckten Hauenſtein bei Ratzes beſchloß. An ſein Geſchlecht erinnert uns ſchon beim Eintritt ins Grödner Tal die maleriſche Troſtburg, der gegenüber der beſcheidene Vogelweidhof an einen noch ruhmgekrönteren Minneſänger mahnt. Hinter Santa Maria laden Übergänge übers Sellajoch ins Faſſa-, übers Grödner Jöchel ins Enneberger Tal tief in die Dolomitenherrlichkeit hinein. Doch verſteigen ſich unſere Pläne für diesmal nicht ſo hoch, ſie weiſen uns vielmehr aus den für meinen Geſchmack allzu ſonnigen Weiten des Grödner Tals wieder zurück nach Waidbruck und über den Eiſak zum jenſeitigen Ritten empor. Kein Wagen fuhr damals da hinauf, wohin jetzt eine bequeme Bergbahn von Bozen aus führt. Auch ein mir verheißenes Rößlein blieb aus; ein mehrſtündiges Steigen

nur ließ uns das fruchtbare Hochplateau gewinnen, das ſich mit Wäldern, Wieſen und Feldern, Schluchten, Tälern und Höhen und quellenden Waſſern mit zahlreichen Ortſchaften, Villen und Gärten über Bozens Glutkeſſel erhebt und zur Sommerzeit einem bunten internationalen Leben Raum gibt.

Eine beabſichtigte Beſteigung des Rittner Horns, des höchſten Gipfels des Rittens, wird uns leider durch Nebel und Gewitter zu nichte; dennoch bleibt der Aufenthalt in Klobenſtein, einer durch den Ausblick auf den Roſengarten und ſeine Dolomitennachbarn bevorzugten Sommerfriſche, für uns kein verlorener. Ein Berggefährt, Pendle genannt — das damals einzig mögliche für die ſteilen Wege zum und vom Ritten — führte uns am dritten Tag von dannen. Vorn auf Räder, hinten auf Schleifen geſtellt, deuchte es uns nicht ſonderlich vertrauenerweckend. In der Tat ließ das gefürchtete Abenteuer nicht lange auf ſich warten. Kaum eine Viertelſtunde währte die Fahrt bergab, als das ſonderbare Vehikel mit uns umſtürzte. Wir hatten bei Einnahme der Plätze nicht das nötige Gleichgewicht beobachtet; doch kamen wir, da der Unfall nicht an halsbrechender Stelle geſchah, alle ohne Schaden davon und fuhren, drei Stunden ſpäter, ob des originellen Gefährtes vielbeſtaunt, vor der „Kaiſerkrone“ in Bozen vor.

Nicht dort war unſeres Bleibens. Der nächſte Tag ſah uns unterwegs nach dem Gardaſee, den wir, nachdem wir in Mori die Bahn mit einem Zweiſpänner vertauſcht hatten, durch Nagos Felſentor zuerſt erblickten. „Ecco'l lago di Garda!“ ruft unſer Vetturin bei einer plötzlichen Biegung der Bergſtraße, und entzückt ſchaut das Auge den märchenhaften, von ſtolzen Felsgeſtalten umragten Saphirſpiegel.

Ziemlich ſteil fällt nun unſere Straße talab. Im weiten Gartenland, das die Sarca, von Arco kommend, durchläuft, recken ſich die ſchlanken Zypreſſen; weich und wohlig umfangen uns des Südens Lüfte. Das maleriſche Schifferdorf, das wir durchfahren, iſt Torbole; ehe wir's uns ver-

ſehen; ſind wir in Riva und legen in der „Sonne“ auf ein paar ſeewärts gelegene Zimmer Beſchlag.

Für den Nachmittag iſt ein Spaziergang nach dem Ledroſee vorgeſehen. Wir ſchreiten die berühmte Ponaleſtraße, den kühn den Felſen abgetrotzten Weg entlang, deſſen Erbauung, bevor ſie gelang, für Wahnſinn erklärt wurde; uns zur Seite in der Tiefe leuchtet der Kriſtallgrund des Sees. Da ſehen wir bei einem zufälligen Halt den Portier des Hotels hinter uns her keuchen; er winkt und hält in der erhobenen Hand ein Telegramm. Was iſt's? Similde meldet ihre bevorſtehende Ankunft in der „Sonne“, ja ſie iſt ihrer Botſchaft auf dem Fuße nachgeeilt. Schon taucht ſie auf der Straße auf. Sie fliegt mehr als ſie geht, und bald liegt ſie halb lachend, halb weinend in meinen Armen. Sie hat eine ſorgenvolle Fahrt hinter ſich. Einem raſchen Einfall Gehör gebend, wollte ſie uns in Bozen überraſchen und war kurz nach uns in der „Kaiſerkrone“ eingetroffen. Da wir uns aber erſt am folgenden Morgen ins Fremdenbuch einſchrieben, hatte ſie uns vergebens nachgefragt. Wie wir, hatte ſie am Abend auf der Talferbrücke geſtanden, wie wir eine Zeitlang auf der Bank vor dem Hauſe geſeſſen, hatte in dem Zimmer neben mir geſchlafen, hatte nur leider nicht gleich uns an der table d'hôte, ſondern im Reſtaurant unten geſpeiſt. Als ſie am Morgen unſeren Namen im Fremdenbuch lieſt, ſind wir bereits über alle Berge. Sie telegraphiert nach Riva an die „Sonne“, zieht aber der von uns gewählten Route von Trient ab eine Wagenfahrt durchs Sarcatal vor und findet ſich nun endlich uns vereint.

Mit uns ſtieg ſie nun zum donnernden Ponalefall hinab und zum Ledroſee hinauf, durchſchiffte das flüſſige Silber des Sees in der Vollmondpracht, die wilde Brandung der Ora bis Limone in nächſter Morgenfrühe und teilte auch eine Fahrt durch das ihr bereits bekannt gewordene Sarcatal über die Varoneklamm und Arco, bis Kaſtell Toblino, ein altes, vom gleichnamigen See umſpültes romaniſches Schloß. Poetiſcher Zauber ruht über dem melancholiſchen

Ort, als deſſen Beſitzer ich ſpäter Graf Terlago und ſeine Damen am Achenſee kennen lernte.

Das mächtige Becken des Gardaſees durchſchifften wir beim Abſchied in ſeiner ganzen Ausdehnung. Sein hochgebirgiger Charakter verliert ſich gegen das Ende hin. Gardone und zumal Salò ſchauen uns ſchon ſüdlich an. Wie viel mehr noch Iſola di Garda und die Halbinſel Sermione mit den Grotten Catulls und dem Scaligerſchloß. Dann landen wir in Deſenzano und binnen anderthalb Stunden wandern wir in Verona herum.

Nur im Eintagsfluge naſchen wir von dem, was die Scaligerſtadt darbietet. Das echteſte Bild italiſchen Lebens enthüllt ſie uns mehr denn in ihren anderen Sehenswürdigkeiten — dem Amphitheater, den Kirchen, Can Grandes Hofburg, der alten Etſchbrücke, den ſogenannten Sarkophagen Romeos und Julias — in der freskengeſchmückten, maleriſchen Piazza d'Erbe.

Wir ſchauen alles und ſitzen mit dem ſich neigenden Abend ſchon im Schnellzuge, der mich und Similde andern Tages nach unſerem See zurückbringt.

Kurze Zeit darnach bewillkommneten wir unſern alten Freund Fichte in der Pertisau. Leider war er erkältet, das Wetter unfreundlich, und zum Überfluß entdeckte er den Verluſt ſeiner Geldtaſche, die nicht allein ſeine anſehnliche Reiſebarſchaft, ſondern auch ſeine Tagebücher barg. Seine ihn begleitende Hausdame hatte vergeſſen, ſie beim Ausſteigen aus dem Poſtwagen dem Gepäckkaſten zu entnehmen. Zum Glück fand ſie ſich unverſehrt in der Scholaſtika, wo der Poſtillon ſie einfach auf eine Bank vor der Tür niedergelegt hatte.

Unſer Philoſoph war nun beruhigt. Seine Geſpräche mit „den Seelenſchweſtern", wie er uns nannte, aber bewegten ſich zu meinem Mißbehagen vorzugsweiſe um das Thema Spiritismus; denn er gab ſich in ſeinen letzten Jahren derlei myſtiſchen Dingen und Unterſuchungen hin. Eines Tages machte er ſich plötzlich mit der Behaup-

tung reiſefertig, daß er das trübſelige Wetter an unſerem „Hexenkeſſel" nicht länger mit anſehen könne, und verließ uns huſtend und puſtend, ohne daß es zu einem weiteren Wiederſehen mit uns kam. Zwei Jahre ſpäter ging er aus der Welt.

Unterſuchungen über Seetemperaturen und Tiefe und Geſtalt der Seebecken führten den berühmten Dachſteinerforſcher Profeſſor Friedrich Simony aus Wien wiederholt an unſeren See. Der große, dabei überaus anſpruchsloſe Gelehrte trat in lebhaften Verkehr mit uns und wir verdanken ſeiner Liebenswürdigkeit manche gute Stunde der Belehrung, wie überhaupt unſerem geliebten See manche wertvolle Bekanntſchaft.

Um dieſe Zeit pflegte Dr. von Gudden, der Münchner Pſychiater, der wenige Jahre ſpäter durch und mit dem unglücklichen König Ludwig II. von Bayern im Starnberger See ein tragiſches Ende fand, mit ſeiner Familie in der Pertisau zu ſommerfriſchen. Er war ein lieber, ausnehmend ſympathiſcher Herr, dem die Milde und Menſchenfreundlichkeit, die das Prinzip ſeiner Krankenbehandlung bildeten, aus den Augen blickten; dabei voll ſtarker Körper- und Lebenskraft, ſo daß es eines verzweifelten Kampfes bedurft haben muß, um ihn im Bund mit den Waſſerfluten zu überwältigen. Mit eigenen Augen ſahen wir ihn am Achenſee aus einem Kampf mit den Wogen ſiegreich hervorgehen. Während einer Bootfahrt mit einem jungen Wiener Freund ſchlug auf der Höhe des Sees beim Ruderwechſeln ihr Boot zu unſerem Entſetzen um. Doch wußten ſich beide als ſichere Schwimmer zu helfen und ſtanden bald heil und munter am Ufer.

Derſelbe junge Wiener, Dr. Julius von Roſchmann, erzeigte mir ſpäter einen Dienſt, für den ich ihm noch heute verbunden bleibe. Als Neffe des allen Schubertverehrern als hilfreicher Schubertfreund bekannten Freiherrn Joſef von Spaun, ließ er mir die von dieſem aufgezeichneten eingehenden Erinnerungen an den Liederfürſten abſchriftlich

zugehen, die — bis dahin nur bruchſtückweiſe benützt — die weſentlichſte Grundlage der biographiſchen Schubertforſchung bilden. Mit Erlaubnis der Witwe Spauns durfte ich das wertvolle Dokument zuerſt ſeinem vollen Inhalte nach veröffentlichen und habe dies zunächſt in der „Neuen Muſikzeitung" (Februar 1890), des weiteren in meinem Buch „Klaſſiſches und Romantiſches aus der Tonwelt" (Breitkopf und Härtel 1892) getan.

* * *

Bald nach unſerer Heimkehr nach Leipzig trat mein Bruder Hermann vom Rektorat der Nikolaiſchule zurück, um ein Ordinariat als Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität zu übernehmen, nachdem er ſich bisher neben ſeinem Schulamt als Extraordinarius betätigt hatte. Seiner Antrittsvorleſung über die attiſche Demokratie wohnte ich mit den übrigen Familiengliedern am 24. Oktober in der Aula bei.

Den erſten Größen unſerer Univerſität gefiel es in dieſem Winter, die Schätze ihres Wiſſens in Vorleſungen über weite Kreiſe auszuſtreuen. Da hörten wir von Wundt, Zarncke, Baur, Binding, Noorden, Zirkel, Thierſch, Windſcheid, Delitſch, Leskien, Springer viel Geiſtvolles, und auch aus dem Kunſtverein und der Geographiſchen Geſellſchaft, in der Virchow über das Verhältnis des foſſilen Menſchen zum Tier und dem Affen insbeſondere ſprach und uns über die nahe Verwandtſchaft von Affen- und Menſchenſchädel nicht eben Erhebendes ſagte, trugen wir viel mit nach Hauſe.

Bei unſern Freunden Holſteins war inzwiſchen eine neue Oper: „Die Hochländer" auf die Welt gekommen. Sie beſchritt am 23. Oktober erſtmals unſere Leipziger Bühne, bedeutete jedoch für ihren Schöpfer wie für die Zuhörer eine Enttäuſchung. Dem durchaus lyriſch gearteten Naturell des Dichterkomponiſten verſagte der tiefe Atemzug der Lei-

denſchaft. Ihn den Geſtalten ſeiner Stuart-Oper einzuhauchen vermochte er nicht. Dem, ſeinem eigenen Bekenntnis zufolge, „in ihm ſteckenden Zug zum Innig-Genrehaften, der ſich in liedartigen Formen äußern muß", taten ſeine zwei erſten Opern Genüge, der diesmal gewählte hiſtoriſche Stoff ging darüber hinaus. Fremde Einflüſſe, hier Marſchners, dort Meyerbeers, machten ſich bemerkbar, und die als Gipfelpunkt gedachte Schlaftrunkſzene im dritten Akt, die an eine verwandte Situation in den „Hugenotten" erinnert, erwies ſich als zu zahm, um die erwartete ſtarke Wirkung auszuüben. Ich ſchlich mich aus der Probe heraus, an Frau von Holſtein vorbei, weil ich ihr nicht rückhaltloſe Freude auszuſprechen vermochte, und die Aufführung, wiewohl man den Autor dreimal vor die Rampen rief, beſtärkte mich in meinem erſten Eindruck. Das Ausbleiben des Erfolgs, auf den Franz von Holſtein bei aller ihm eigenen Anſpruchsloſigkeit gehofft hatte, wurde, in Verbindung mit dem geringen Wohlwollen der Kritik, der Nagel zu ſeinem Sarge. Ohnehin leidend, ſenſitiv, wie er war, fiel er mehr und mehr der Krankheit zur Beute, die ihn einige Monate ſpäter, uns allen zum Leide, hinwegraffte. —

1878

Von ſeltenen klaſſiſchen Darbietungen unſeres muſikaliſchen Winters gereichten mir — wie früher Cherubinis „Medea" und „Waſſerträger" — beſonders Glucks „Armida" und Méhuls „Joſef in Ägypten", die eine in ihrer erhabenen Dämonik, die andere in ihrer bibliſchen Schlichtheit zum Genuſſe. Der Bachverein weckte Händels „Acis und Galatea" auf; Haydns „Jahreszeiten", Mozarts und Cherubinis Totenmeſſen, Bachs Johannes- und Matthäuspaſſion erſchienen wieder, und Riedel, der uns mit Beethovens letzten Quartetten die kaum je zu hörende rieſige

Doppelfuge Op. 133 ſpendete, beglückte uns durch eine ſeiner gewaltigen Aufführungen der Miſſa ſolemnis.

Von Neuheiten hohen Ranges zogen das ſonnige „Siegfrieds-Idyll" und Brahms' zweite Symphonie im Gewandhaus ein. Neben dem tragiſchen Pathos der erſten Symphonie, ſtellte ſich dieſe als deren leibhaftiger Gegenſatz, von ſchlanker Geſtalt und — bis auf den grübleriſchen Mittelſatz — von freundlich heiterem Angeſicht dar. Da die Rede ging, daß ſie die erſtgeborene von beiden ſei, fragte ich gelegentlich bei Brahms' Freunde Kirchner an, der mich mittlerweile beſucht und mir des öfteren ſeine Kompoſitionen und Bearbeitungen vorgeſpielt hatte. Seine Antwort lautete:

Leipzig, d. 11. Juni 1878.

„Hochgeehrtes Fräulein,

Daß Brahms ſeine erſte Symphonie viele Jahre mit ſich herumgetragen, weiß ich beſtimmt, habe auch ſchon vor 14—15 Jahren mit Frau Schumann darüber geſprochen, die einzelne Fragmente daraus mir zeigte. Von der zweiten hat wohl kaum jemand viel gewußt ehe ſie fertig war, und ich habe allen Grund zu glauben, daß er ſie erſt nach Beendigung der erſten und zwar hauptſächlich vorigen Sommer fertig gemacht hat. Der Prozeß des Schaffens iſt ja oft ein eigentümlicher und rätſelhafter, und wir können ja auch hier kaum annehmen, daß Brahms ſich eines ſchönen Morgens hingeſetzt und die zweite angefangen hat, nachdem die erſte ziemlich paſſabel zappelte und unter den Dummköpfen ſich durchſchlug.

Daß die erſte größer angelegt, iſt kein Beweis dafür, daß die zweite früher komponiert ſein müſſe — im Gegenteil! Dann hätte Beethoven ſeine vierte auch nicht nach der dritten, die ſechſte nicht nach der fünften und die achte nicht nach der ſiebenten machen dürfen. Leuten wie Emil Naumann könnte allerdings ein authentiſcher Barbier von Beethoven heute noch weiß machen, daß die neunte eigentlich

vor der erſten komponiert ſei. Er würde daraus philoſophiſch nachweiſen, daß dies der naturgemäße Weg von — durch Nacht zum Licht ſei. — Kurz und gut — ich kann Ihnen nicht ganz Beſtimmtes mitteilen, da es nie in Brahms' Naturell lag, über derartige Dinge ſich viel zu äußern — aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der feſten Anſicht bin, daß die C-moll vor der D-dur geſchrieben worden iſt.

Dies leider noch im halben Fieber, da ich verſchiedene Tage recht unwohl war und noch mit mehr Mühe als gewöhnlich meinen Feind, die Feder, beherrſche. Ich freue mich auf neues von Ihnen und grüße Sie hochachtungsvoll

Ihr Theodor Kirchner."

Noch vor Ende des vergangenen Jahres hatte ſich auch Liſzt wieder brieflich meiner erinnert:

„Verehrte Gönnerin,

Abermals muß ich Sie ſehr um Entſchuldigung bitten. Seit ein paar Monaten ſtecke ich ſo tief in meinem unnützen Notengekritzel, daß mir zum Briefſchreiben keine Tagesſtunde übrig bleibt, und Abends gehe ich, zumeiſt ſehr ermüdet, zeitlich zu Bett.

Von der Vortrefflichkeit Ihrer Überſetzung des Vorwortes zu „Taſſos Trauertriumph" überzeugt, habe ich Ihnen darüber keine Bemerkung zu machen, wohl aber verbindlichſt zu danken, was nun endlich heute von Herzen geſchieht.

Ende dieſer Woche gehe ich direkt von hier nach Budapeſt zurück, ohne Wien zu paſſieren. Wollen Sie ſo freundlich ſein, Herrn Silbernagl zu ſagen, daß ich ihn anfangs April beſuchen werde, und wenn er dann noch disponiert iſt meinen alten Kopf zu modellieren, dieſer ihm angehört.

Verehrungsvoll und dankend ergebenſt

11. Nov. 77, Rom. F. Liſzt."

Mit Baronin Wehli ſtand ich fortgeſetzt in eifrigem Briefwechſel. Im Frühjahr wünſchte ſie mich bei ſich zu haben. Ich fragte bei Liſzt an, wann er nach Wien komme, und wurde hierauf berichtet:

„Verehrte Freundin,

Seit mehreren Jahren beſuche ich meinen Couſin Eduard Liſzt in der erſten Woche Aprils und verbleibe bei ihm einige Tage vor meiner Rückkehr nach Weimar. Diesmal wird es mich beſonders freuen, Sie in Wien zu begrüßen. Dort treffen Sie vom 2. bis 8. April

Ihren verehrungsvoll und herzlich ergebenen

F. Liſzt.

10. März 78 — Budapeſt.“

Doch es kam zu keiner Begegnung daſelbſt, überhaupt zunächſt zu keiner Wiener Reiſe. Wehlis Tochter, Frau Hopfen, die den Winter mit Gatten und Kindern in Rom zugebracht hatte, erkrankte dort am Typhus, und ihre mit ihrem bewährten Arzt Dr. Draſche aus Wien herbeieilenden Eltern erreichten Rom nur noch rechtzeitig, um das junge Leben vor ihren Augen erlöſchen zu ſehen und ihre tote Tochter mit ſich nach Wien heimzubringen, wo ſie im nahen Heiligenſtadt beigeſetzt ward.

* * *

Das beginnende Jahr 1878 hatte der Welt nach langem Schweigen wieder ein Liederheft von Robert Franz: ſein herrliches Op. 48 beſchert. Mein warmer Dank für ſeine Gabe brachte mir dies Echo zurück:

„Indem ich für das Intereſſe, welches Sie an meinem Op. 48 nehmen, herzlich danke, verſichere ich zugleich, daß an mir die Schuld nicht liegen wird, wenn's etwa mit dem

Komponieren aufhören ſollte. In meinen Jahren und außerdem mit einem Leiden behaftet, das die Behandlung der Muſik nicht nur erſchwert, ſondern zum Teil geradezu unmöglich macht, läßt ſich eben für die Zukunft in keiner Weiſe einſtehen. Über dergleichen Dinge bin ich aber wenig in Sorgen, weil ich die Kunſt niemals handwerksmäßig betrieben habe und in Geduld den Moment abwartete, wo ſie ſich meiner bedienen wollte. Demzufolge konnte ſelbſtverſtändlich nicht ſo maſſenhaft produziert werden, wie es ſonſt wohl üblich geworden iſt — doch lebe ich des Glaubens, daß in Kunſtdingen die Qualität und nicht die Quantität zu entſcheiden hat. Von einem derartigen Unterſchiede will man freilich heutzutage nichts wiſſen — es genügt vollkommen, eine „Novität" in die Welt geſetzt zu haben, und wird gar nicht weiter darnach gefragt, ob ſie Kunſtwürdiges repräſentiert, oder ſich als purer Schund darſtellt. Die Wut der Kritik richtet ſich nur gegen die Vergangenheit, bedenkt aber nicht, daß Schopenhauer ſchon vor Jahren geſagt hat: ‚Könnte ich doch dieſer Jetztzeit in einem Zauberſpiegel zeigen, wie ſie in den Augen der Nachwelt ſich ausnehmen wird! Sie nennt inzwiſchen die Vergangenheit die Zopfzeit. Aber an jenen Zöpfen ſaßen Köpfe; jetzt hingegen ſcheint mit dem Stengel auch die Frucht verloren zu ſein!'

Das iſt nun ein bißchen derb, aber ſehr wahr; denn es hat von jeher als ein Zeichen tiefen Verfalls gegolten, wenn ſich's die Gegenwart herausnahm, die Vergangenheit rückſichtslos zu verachten. An meinen neuen Liedern werden Sie bemerken können, daß ich zu dieſen Verächtern nicht gehöre, ſondern die Vorfahren hoch in Ehren halte, es ruhig darauf ankommen laſſend, ob man mich den Reaktionären oder den Fortſchrittlern beizählt."

So ſchrieb mir Franz am 15. Februar und Ende März war ich bereits wieder im Beſitz einer ausführlichen Entgegnung auf einige, zu gunſten einer vierten Auflage mei-

nes dritten Studienbandes an ihn gerichteten Fragen. Ich teile hier nur, ein paar Monate vorausgreifend, die vom 4. September desſelben Jahres datierten Zeilen mit:

„Für die gütige Überſendung der Muſikaliſchen Studienköpfe ſage ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank. Der mich betreffende Aufſatz hat infolge der erweiterten Notizen über die Bearbeitungsfrage ſehr gewonnen, und wollen wir wünſchen, daß ſich nun die Intereſſenten für dieſe Angelegenheit recht mehren. Leider bietet die Indolenz der Herren Kollegen vorläufig nur geringe Ausſicht dazu. Glauben Sie meiner Verſicherung: die Kunſt muß ſich durch Vermittlung der alten Meiſter regenerieren, wenn ſie nicht am wildeſten Subjektivismus zu Grunde gehen ſoll. Was den hervorragenden Perſönlichkeiten der Gegenwart erlaubt iſt, dürfen ſich Geiſter niederen Ranges nun und nimmermehr geſtatten.“

Bei Bülow hatte ich angefragt, ob er die Vertagung der Aufnahme der ihn betreffenden Skizze auch auf die gegenwärtig von mir vorbereitete vierte Auflage meines Buchs ausgedehnt zu ſehen wünſche. Ich erhielt zur Antwort:

„Hannover, 18. März 1878.

Verehrteſte Frau,

Das Münchner Exemplar Ihres vortrefflichen Buches, mit deſſen Zueignung Sie mich beehrt haben, habe ich nicht empfangen; dagegen wurde mir eines von Herrn Klauſer (Farmington-Connecticut) im November 75 verehrt und ich bitte Sie nachträglich den Ausdruck meines beifälligſten Dankes zu genehmigen.

Bezüglich der Vertagung kommen Sie meinem innigſten Wunſche entgegen. Wie Kaſpar zu Samiel flehe ich um neue Friſt.

Mit der Bitte die notgedrungen flüchtige Erwiderung

entſchuldigen zu wollen, habe ich die Ehre mich zu nennen, gnädige Frau, Ihren hochachtungsvollſt ergebenen Diener

Hans von Bülow."

Auch mit Adolf Henſelt mußte ich zum Beſten der neuen Auflage den Briefwechſel wieder aufnehmen. Er ſchrieb mir:

„Mein verehrtes Fräulein!

ich bin Ihrer ſo vielen Güte und Aufmerkſamkeit nicht wert; haben Sie meinen Dank dafür. Die Zeit, wo man ſich vielleicht für mich intereſſieren können wird, fängt erſt nach meinem Ableben an, und zwar erſt dann, wenn bloß die Notenköpfe für oder gegen ſich ſprechen und wenn alle anderen Intereſſen und Bekanntſchaften und Verbindungen längſt aufgehört haben. Hoffentlich werden Sie noch eine lange Reihe von Jahren zu leben haben, und da werden Sie ſich vielleicht dieſer meiner Worte erinnern.

Ich habe Ihnen die gewünſchten Fragen ſo gut ich konnte beantwortet, obwohl ich der Überzeugung bin, daß Sie ſich über meinen Artikel nicht mehr mühten, denn ſo viel iſt gewiß, daß es mehr gibt, die ſich darüber ärgern als freuen (obwohl mir auch manche mit Genugtuung ſagten: „Sie waren bei dieſer Lektüre leibhaftig vor mir"). Alles, was von mir erſchienen, iſt höchſt unintereſſant. Für die Bearbeitungen aber braucht es Zeit, denn man iſt gewohnt, daß ſich daran meiſt Fingerhelden gemacht, und das hat zu gerechtem Mißtrauen Veranlaſſung gegeben, welches erſt dann überwunden wird, wenn eben alle anderen Intereſſen als die der Sache verſchwunden ſein werden.

Ach wenn Sie ſich nicht mal entſchließen nach Warmbrunn zu kommen, ſo fürcht ich werden wir uns gar nicht kennen lernen; denn ich werde immer ſcheuer. Ja wenn ich nach Leipzig kommen könnte und Sie beſuchen, und nichts im Gefolge wäre, hätte ich's längſt getan. Aber wie viele würden ſich beleidigt fühlen, z. B. Liſzt, etc. etc. . . Sie wiſſen vielleicht, daß ich meinen einzigen Sohn im 39. Lebensjahre

verloren!? Unter dieſem Eindruck haben Sie hoffentlich gütige Nachſicht mit Ihrem gehorſamen und dankbar ergebenen

Ad. Henſelt.

P. S. Nehmen Sie bei Hofmeiſter Hummel 1. Satz des H-moll-Konzertes für Piano allein von Henſelt. [Haute école du Piano,] Hoffentlich werden Sie es noch viele Jahre nach mir erleben, ich bin eigentlich nur da, wo ein pädagogiſcher Zweck vorliegt, in meinem Fahrwaſſer."

★ ★
★

Das Leipziger Theater zeitigte dazumal große Taten. Angelo Neumann, der mit Dr. Auguſt Förſter unſern dramatiſchen Kunſttempel leitete und die Oper unter ſeinen Flügeln hatte, erkannte — obwohl nichts weniger als ein Idealiſt — mit glücklichem Inſtinkt, daß dem Werk Wagners die Zukunft gehöre. Sein kühner Unternehmungsgeiſt ſtellte ſich an die Spitze der mutig Vorangehenden und ermöglichte, alle Schwierigkeiten beſiegend, am 28. und 29. April 1878 die erſten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre." Er erlaubte mir, die ſich brennend dafür intereſſierte, nicht nur den Beſuch der Generalproben, ſondern auch der vorhergehenden. Bei den Aufführungsabenden lauſchte ich mit den mir Nächſtſtehenden in einer Loge atemlos der erſten Hälfte des mir in Bayreuth offenbar gewordenen Wunderwerks. Stand die Wiedergabe auch, bis auf die vorzügliche Sieglinde der Sucher, weſentlich hinter der Bayreuther zurück, ſie fand doch außerordentlichen Anklang.

Am anderen Tag ſah ich mir hinter den Kuliſſen die Maſchinerie für die Rheinſzene an. Die Rheintöchter wurden damals auf Rollſtühlen, über deren niedere, mit Schilf verkleidete Lehnen herab, ſie mit den Armen ihre Schwimmbewegungen ausführten, durch die Rheinfluten hin- und hergezogen. Wer ahnte zu jener Zeit die heutigen Triumphe

der Technik, die den Wasserschwestern im Bayreuther Festspielhaus volle Bewegungsfreiheit innerhalb Höhe und Tiefe der Bühne gestatten?

Zur zweiten Aufführung kam Liszt von Weimar herüber und sprach sich höchst befriedigt aus. Ich besuchte ihn im Hotel de Prusse, wo man ihm ein Orchesterständchen brachte, und fand Gräfin Schleinitz, Baronin Meyendorff, Lassen, Riedel und andere bei ihm. Er war überaus herzlich, erzählte daß Silbernagl in seiner Porträtbüste eine „glänzende Arbeit" geliefert habe, und kam auf Rubinsteins „Makkabäer" und Hermann Götz' „Francesca da Rimini" zu sprechen, die beide keine Opernstoffe seien. „Was in dem Riministoffe Tragisches liegt", sagte er, „hat Dante in wenig Zeilen unnachahmlich ausgesprochen und erschöpft. Ich wünschte Rubinstein einmal einen wirklichen Opernerfolg, den er so heiß erstrebt; denn alle anderen Erfolge verwunden ihn eher, da ihm der eine ersehnte vorenthalten bleibt." War Rubinstein aber aufrichtig, wenn er von der so unablässig von ihm umworbenen Oper als von einer „untergeordneten Gattung der Musik" spricht?

Unser gütiger Meister wußte, daß er seine Gäste nie mehr beglücken konnte, als wenn er ihnen sein zauberisches Spiel zu hören gab, und kaum jemals war ich bei ihm, ohne mit diesem unvergleichlichen Genusse beschenkt zu werden. „Ich komme jetzt gar nicht mehr aus Elegien heraus. Wollen Sie eine hören?" fragte er, an den Flügel tretend. „Interessieren Sie sich für Elegien?" wandte er sich an mich, „dann kann ich Ihnen gleich ein halb Dutzend schreiben." Statt zu erwidern, ich wäre schon für eine dankbar, entgegnete ich blöde: „Ich bin keine elegische Natur, lieber Meister, aber mich beglückt alles, was Sie uns geben." Und so spielte er seine zweite, dann Lina Ramann gewidmete Elegie. Beim Scheiden lud er mich für nächsten Sonntag zu Matinee und Mittagessen in die Hofgärtnerei ein.

Das war wieder ein echter Weimarer Sonntag! Der Meister ließ uns mit Demunck, dem Soloviolloncellisten der

Hofkapelle, eine Suite von Saint-Saëns hören, aus deſſen Oper „Samſon und Dalila" darnach Ferenczy, der Weimarer Heldentenor, eine Szene ſang. Dann begleitete Liſzt Fräulein Margarete Remmert, der Schweſter ſeiner Schülerin Martha Remmert, ſein Melodram „König Helge" und ſpielte mit Konzertmeiſter Kömpel „Volkers Abſchied" von Raff. Milde gab die neuen Lieder von Franz zum Beſten.

Dazwiſchen trat eine fremdartige Künſtlererſcheinung, die Violine in der Hand, auf. Ein kleiner, ſchmächtiger Mann ſüdlichen Anſehens, mit anſcheinend alten, tiefgegrabenen Geſichtszügen, die zuweilen doch wieder ein Schimmer von Jugend überflog, ſo daß man nicht wußte, war er alt oder jung. Sein ſchwarzes Haar durchzogen weiße Fäden. Er war ganz Nerv; alles an ihm vibrierte, als er den Bogen anſetzte, und exzentriſch bewegte er ſich unaufhörlich hin und her, ein ſeltſamer Kontraſt zu der klaſſiſchen Muſik — eine Fuge von Bach — die er mit Laſſen ſchön, ob auch in ſüdliche Beleuchtung gerückt, vortrug. Er wurde als Conſolo Bey vorgeſtellt und kam aus Rom, wo er hohe Protektion genoß. Als Italiener geboren, Sohn eines bedeutenden Gelehrten israelitiſcher Konfeſſion, hatte er, von Vieuxtemps ausgebildet, ſeit früher Jugend viel in Konſtantinopel gelebt, ſich daſelbſt die Gunſt des Sultans erworben und war Muſelman geworden. Noch am ſelben Abend ſollte ich genauere Bekanntſchaft mit ihm machen.

Zu den andächtigſten Zuhörern zählte ſtets der Großherzog, der mich immer ſehr gnädig in Weimar bewillkommnete. Überhaupt begegneten mir alle mit großer Freundlichkeit.

Hofkapellmeiſter Müller-Hartung und Frau und Juſtizrat Gille aus Jena, Liſzts alter Freund, waren mit mir die Mittagsgäſte der Hofgärtnerei, nachdem wir nach beendeter Matinee einen Spaziergang durch den Garten gemacht. Beim Kaffee ſpielte mir der Meiſter, während ich ihm die Notenblätter umwandte, „Taſſos Trauer-Triumph" vor und de-

dizierte mir ein Exemplar. Als ich hinter ihm ſtand, ſah ich ein paar ſeiner ſchönen weißen Haare auf ſeinem Rockkragen liegen. Leiſe nahm ich ſie an mich, um ſie in dem von der Fürſtin empfangenen römiſchen Medaillon zu bergen. Danach bekannte ich ihm meinen Diebſtahl. Da präſentierte er mir eine große Papierſchere von ſeinem Schreibtiſch und ſagte: „Nehmen Sie ſich ſo viel Sie wollen von der Ware. Schneiden Sie nur zu!“ Doch ich zähmte meine Begehrlichkeit, daß ſie den edlen Schnee dieſes Hauptes unangetaſtet ließ.

Da auf die Biographie Lina Ramanns die Rede kam, fragte ich ihn, ob ſie vorwärts ſchreite. „Ich glaube, ſie wird gut werden“, war die Erwiderung. „Alles Muſikaliſche habe ich ihr gegeben. Die biographiſchen Daten langweilen mich. Ich kann mich ihrer nicht mehr entſinnen. Frau Fürſtin weiß ſie beſſer als ich; darum habe ich Fräulein Ramann an ſie gewieſen und ſie hat ihr allerlei gegeben, gibt ihr aber jetzt nichts mehr.“

Am Abend fand ich mich mit Liſzt, Baronin Meyendorff und Conſolo im Theater zuſammen. „Fidelio“ mit der Fichtner-Spohr in der Titelrolle, einer feinen Sängerin, wurde gegeben. „Beethoven“, ſagte Liſzt, uns bald auf dieſes, bald auf jenes hinweiſend, „erfand ſeinerzeit ganz neue Inſtrumentalwirkungen und charakteriſtiſche Klangfarben, ähnlich wie heute Wagner. So die Hörner in der Leonoren-Arie, die Solooboe in der Floreſtans, das Kontrafagott im Grabduett, das jetzt meiſt durch Baßklarinette erſetzt wird.“

Frau Baronin Meyendorff war ſo gütig, Conſolo und mich mit Liſzt zum Tee zu laden. Auf der Hotelſtiege verletzte ich mir hinterdrein durch einen Fehltritt den Fuß und brachte ihn, nach einem Umweg über Jena, lahm und verſchwollen mit nach Leipzig. Ich glaubte ihn vertreten zu haben, und zufolge der Geſchwulſt erkannte der Arzt nicht, was ſich ſpäter herausſtellte, daß ich den Knöchel gebrochen hatte. Ein mir angelegter Gipsverband zwang mich längere Zeit aufs Sofa.

Mein erster Ausgang war zum Begräbnis Franz von Holsteins. Am 22. Mai hatte ihn von langem schweren Leiden ein sanfter Tod erlöst. Wie Frau von Holstein dieses Schwerste ertrug, was ihr im Leben auferlegt werden konnte, war bewunderungswürdig. Ich habe stets für sie eine besondere Verehrung gehegt, denn von dem Allerweltsfehler des Egoismus dünkte sie mich freier zu sein denn irgend jemand, der mir begegnet ist. Sie schien kein Ich, nur ein Du zu kennen. Vom subtilsten Pflichtgefühl gegen ihre Mitmenschen beseelt, war sie unablässig bemüht, ohne Rücksicht auf eigene Opfer an Zeit, Geld und Bequemlichkeit, anderen zu nützen, zu helfen, wo sie konnte — ein Vorbild der Menschenliebe und nieversagender Dienstfertigkeit für uns alle. Wie sie aber den Verlust des Liebsten, was sie besaß, in stiller Seele durchkämpfte, nur dankbar des Glückes gedenkend, das ihr in ihm gegeben war, ja selbst die schwere Leidenszeit, die sie mit ihm durchlitten hatte, demütig als einen Segen des Himmels empfindend, das hat mir die seltene Frau doppelt teuer und verehrenswert gemacht.

Am 24. Mai wurde Franz von Holstein bestattet. Professor Kahnis und Max Jordan, Direktor des Berliner Nationalmuseums, sprachen bei der Trauerfeier im Hause, der Bachverein sang. Frau von Holstein gab mir die letzten Gedichte ihres Mannes — seinen ergreifenden Abschied vom Leben. Auf dem von Waldbäumen überschatteten Erbbegräbnis auf dem neuen Johannisfriedhof brachten Pauliner, Theaterchor und Gewandhausorchester dem Entschlafenen die letzten tönenden Grüße.

* * *

Am 2. Juni verursachte ein in Berlin an unserem allverehrten Kaiser Wilhelm verübtes Attentat allgemeine Aufregung und Entrüstung. Tags darauf wurde in den Kirchen für seine Errettung gedankt und für seine Genesung gebetet. —

Der 25. Juni fand mich in Erfurt, um dem mir intereſſanteſten Teil der diesjährigen Tonkünſtlerverſammlung daſelbſt beizuwohnen. Ausdrücklich hatte ich mir beim Wohnungskomitee in dem Hotel, wo Liſzt abgeſtiegen war, Quartier beſtellt. Statt deſſen empfingen mich am Bahnhof Herren des Komitees mit der Bitte, als Gaſt eines Erfurter Patriziers, Herrn Walther, die für mich bereitſtehende Wohnung anzunehmen. Sie war erſt Liſzt, dann Bülow zugedacht geweſen; doch hatten beide ein Unterkommen im Hotel vorgezogen. Nun ſollte ich an deren Stelle treten und kehrte denn wohl oder übel bei dem mich liebenswürdigſt empfangenden Hausherrn in ſeinem und ſeiner Väter ſtilvoll erhaltenem und ausgeſtatteten Hauſe am Fiſchmarkt ein.

Unmittelbar darauf erwartete mich Liſzt zum Feſtmahl in der Reſſource, um mich zu dem mir neben ihm vorbehaltenen Platz, in deſſen Nähe ich Bronſarts und Pohl fand, zu führen. Er kam von der Pariſer Ausſtellung, wo er, von ſeinen Landsleuten in die muſikaliſche Abteilung der Jury gewählt, neben Hanslick friedlich ſeines Amtes gewaltet und bei Erards gewohnt hatte, deren Freundſchaft ihn, wie die Flügel der berühmten Firma, ſeit ſeiner Jugend durchs Leben begleitete. Wurden die Pariſer doch auch einſt nicht müde, ſich — wie er mir ſagte — das Märchen zu erzählen, daß er Madame d'Agoult in einem Erardſchen piano à queue entführt habe. Auf ſeine Virtuoſenzeit kommend, erzählte er mir, wie ihn auf Bahn- oder Poſtſtationen häufig weißgekleidete Mädchen empfangen und zu einem bekränzten Klavier geführt hätten, das für ihn aufgeſtellt worden war.

Vom Speiſen ging es zu einem muſikaliſchen Kaffee bei Frau von Tettau, der Gattin eines in Erfurt ſtationierten hohen Militärs. Dort führte mir mein Schwager Pohl ſofort Hans von Bülow zu, der, zur Zeit hannoveraniſcher Hofkapellmeiſter, neben Liſzt der Held des Tages war. Er verblüffte mich durch die ſeltſame Anrede: „Gnädige, was haben Sie für wunderbare Augen!“ — „Um das zu ent-

decken, muß man Hans von Bülow ſein", entgegnete ich beluſtigt; „denn bisher hat noch niemand an meinen Augen etwas beſonderes geſehen." Doch unbeirrt fuhr er fort: „Die Augen muß ich haben. Pohl, haſt du kein Bild von deiner Schwägerin?" — Da trat plötzlich ringsum Stille ein, alles hielt den Atem an, denn Liſzt näherte ſich dem Flügel. Er ſpielte eins ſeiner Lieblingsſtücke: Schuberts Divertiſſement à la hongroiſe, entzückend und mit allerlei pikanten ungariſchen Raffinements. Auch Fräulein Klauwell begleitete er.

Bald ſchlug ſchon die Konzertſtunde. Mein Wirt ſandte mir ſeinen Wagen, und ich fuhr mit Liſzt, Baronin Meyendorff und Frau von Wöhrmann — der in Naumburg lebenden Schweſter des ruſſiſchen Malers Joukowsky — ins Theater. Als mich Bülow in gewohnter Ritterlichkeit die Treppe herabführte, trat Pohl, ihn anſprechend, auf ihn zu. Doch mit erhobener Hand ſeine Abwehr noch verſtärkend, ſchritt der Angeredete mit dem Ausruf an ihm vorüber: „Noli me tangere!"

Ob es wohl je einen von Witz überſprudelnderen Geiſt gegeben hat, als den dieſes fabelhaften, von ſeinem Witz freilich auch tyranniſierten Mannes? Dem Sprühfeuer ſeiner Wortſpiele, ſeiner Namensbezeichnungen, ſeiner Sarkasmen zu folgen, war, wenn man ihn bei Stimmung traf, das Beluſtigendſte von der Welt. Seinen Freund Hans von Bronſart taufte er, unter Anſpielung auf ſeine Herrſchaft über das Kuliſſenreich, „Kuliſſes", deſſen Frau, ob ihrer nicht allzu originellen kompoſitoriſchen Einfälle, „Mauſikaa". Frau Ingeborgs Singſpiel „Jery und Bätely" perſiflierte er als „Schererei und Bettelei." Einer ihm wenig ſympathiſchen Dame gab er den Namen „das Eklig-Weibliche." Man kennt ſeine Umdeutung der Redensart nolens volens in Nohlens, Pohlens. Nachdem er die Lesart „Zirkus Hülſen" für die Berliner Hofoper erfunden hatte, beehrte er die Anhänger oder Angeſtellten des Intendanten Graf Botho Hülſen mit dem Namen der „Bothokuden", die

ſeines Nachfolgers Graf Bolko Hochberg mit dem der „Bolkokuden". Mich nannte er gern die „Gräfin Bio", das ſollte heißen die „Biogräfin" (Biographin).

Als von einem Hofkonzert die Rede war, ſagte er: „Ich ziehe die Muſik auf dem Hofe der bei Hofe vor."

Bei Gelegenheit einer Preisausſchreibung ſpottete er: „Je preiſer ein Werk gekrönt wird, deſto durcher fällt es." Einem Klavierſpieler ſpendete er die Anerkennung: „Er iſt wirklich Pianiſt, nicht nur Fortiſt."

An ſeine Türe ſchrieb er: „Früh nicht zu ſprechen, nachmittags nicht zu Hauſe." Um die Erlaubnis gebeten, daß man eine Zigarre nach ihm benennen dürfe, erteilte er ſeine Zuſtimmung unter der Bedingung, daß dieſe „echt und nie ſchief gewickelt ſei, nie kohle noch qualme." Bei einer Berliner Opernpremière ſah man ihn mit Verwunderung, eine Zitrone in der Hand tragen. Auf die Frage, was dies bedeute, erhielt man zur Antwort: „Das iſt Sitte bei Begräbniſſen erſter Klaſſe."

Ein reizendes Bonmot erzählt Adelheid von Schorn in ihrem Buch „Zwei Menſchenalter". Er beſuchte eine ihm nicht ſympathiſche Dame. Als ſie ihn im Laufe des Geſprächs neckte, ſagte er: „Ich bin wie meine Uhr, wenn man mich aufzieht, gehe ich." Nahm ſeinen Hut und verſchwand.

Aber auch in Tönen war ſein Witz beredt. Als der Tenoriſt Lorenzo Rieſe ſich bei einem niederrheiniſchen Muſikfeſt zu unſchönen ſtimmlichen Kraftanſtrengungen hinreißen ließ, leitete Bülow ſeinen darauffolgenden Klaviervortrag durch das berühmte Rezitativ aus dem Schlußſatz der neunten Symphonie ein: „O Freunde, nicht dieſe Töne, ſondern laßt uns angenehmere anſtimmen und freudenvollere!" Viel belacht beſonders wurde ſeine geiſtreiche Herausforderung des Grafen Hochberg. Nachdem dieſer ihn, zufolge ſeiner Bezeichnung der Berliner Hofoper als „Zirkus Hülſen", aus einer Vorſtellung des ihm unterſtellten Opernhauſes hatte ausweiſen laſſen, präludierte der nie um eine Antwort Verlegene, wenige Tage ſpäter an einem ſeiner

Klavierabende einem Beethovenſchen Stück mit dem Thema aus „Figaro"; „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen, er ſoll's nur ſagen, ich ſpiel ihm auf!" Als ihm aber eben zufolge des verhängnisvollen „Zirkus Hülſen" der Titel eines königlich preußiſchen Hofpianiſten entzogen wurde, nannte er ſich auf ſeiner Viſitenkarte „Kapellmeiſter Sr. M. des deutſchen Volkes".

In den Erfurter Tagen war er köſtlich bei Witz und Laune und von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Er ſpielte ſo wundervoll, wie ich ihn nie gehört zu haben glaubte, und Bronſart durfte ihm und dem dabei den Taktſtock führenden Liſzt für den großen Erfolg ſeines ſchönen Fis-moll-Konzerts dankbar ſein. Erdmannsdörfer, der Sondershäuſer Hofkapellmeiſter und Gatte von Pauline Fichtner, dirigierte Liſzts noch heute äußerſt ſelten auf einem Programm erſcheinenden „Epiſoden zu Lenaus Fauſt": den myſtiſch-viſionären „Nächtlichen Zug" und den dämoniſch-bacchantiſchen „Mephiſtowalzer". Liſzt ſelbſt leitete, unendlichen Jubel erregend, ſeine „Hungaria". Blumen und Lorbeeren flogen ihm zu.

Ich ſaß mit ihm und Bülow, ſo weit ſie nicht im Orcheſter beſchäftigt waren, in einer Proſzeniumsloge. Der Großherzog Carl Alexander erwies mir die Ehre, mich während meines Alleinſeins zu beſuchen und des längeren zu verweilen. Nach dem Konzert vereinigten wir uns alle in der Reſſource. Ich fand Stern, Adelheid von Schorn und viele Bekannte. Draeſeke, der jetzt zahmere Bahnen ging und deſſen „tragiſche Symphonie" tags zuvor eingeſchlagen hatte, ſtellte ſich mir gleich vielen andern Muſikern vor. Ich habe mich für ſeine Muſe nicht begeiſtern können. In ſeiner revolutionären Zeit war ſie mir zu brutal; ſpäter, als er ſich von den Neudeutſchen abgekehrt hatte, war ſie mir zu trocken, zu reflektiert. Zu wenig dem Innerſten entſtrömtes Gottesgnadentum ſprach mich darin an. Als ich Jahrzehnte darnach ſeinen Aufſatz über „Die Konfuſion in der Muſik" las, fragte ich mich gleich manchem anderen, ob

gerade Draeſeke, der nicht nur, laut Bülows Ausſpruch, „die Palme der Erfolgloſigkeit ſchwang", ſondern einſt auch die roteſte der roten Fahnen entfaltete, zu ſolcher Auslaſſung berechtigt war? —

Mitternacht war vorüber, als ich meine Behauſung aufſuchte. Kaum hatte ich das auf mich harrende Stubenmädchen entlaſſen, ſo vernahm ich in der Gaskrone über meinem Bett ein leiſes Summen. Es verſtummte, nachdem ich an der Schraube gedreht; aber hatte ich, mit Gasmanipulationen nicht vertraut, ſie nicht vielleicht auf- ſtatt zugedreht? Die Situation war ungemütlich. Die Leute im fremden Hauſe in tiefer Nacht aus dem Schlafe herauszuläuten, aber konnte ich mich nicht entſchließen, ſo ſehr mich der überhandnehmende Gasgeruch ängſtete. So öffnete ich wenigſtens die Fenſter und ließ die Luft der lauen Juninacht ungehindert in mein geräumiges Zimmer eindringen, bevor ich mich niederlegte. Und das war meine Rettung.

Beim Erwachen war mir totenübel zu mute. Mit brennendem Kopfe ſchleppte ich mich ans Fenſter, friſche Luft zu atmen. Als der Hausherr anfragen ließ, ob er mich zum Frühſtück erwarten dürfe, oder ob ich vorzöge, es in meinem Zimmer zu nehmen, ging ich aus Höflichkeit zur Familie hinüber. In Abweſenheit der eine Badekur gebrauchenden Hausfrau, fand ich die Söhne und den Hauskaplan um Herrn Walther verſammelt; doch trieb mein übler Zuſtand mich ſchnell wieder in mein Zimmer zurück. Ich hatte, zum Schrecken des Hausherrn, eine richtige Gasvergiftung in den Gliedern; durfte aber von Glück ſagen, daß meine Natur ſich bald half und eine mehrſtündige Spazierfahrt ins Freie mich wieder ſo weit herſtellte, daß ich, wie verſprochen, gegen Mittag bei Liſzt vorſprechen konnte. Vor ſeiner Tür warteten Bülow und Pohl auf mich. Bülow konnte mir nicht genug des Freundlichen über meine Arbeiten ſagen und ich durfte mir eine ſeiner neueſten Photographien ausſuchen. Als ich von meinem Gasunfall erzählte, rief er aus: „Der Anſchlag war mir natürlich zugedacht.

Es ist nicht empfehlenswert, meine Erbschaft anzutreten!" Beide Herren hatten eine Mission für mich. Ich sollte in einer ihnen wichtigen Angelegenheit die Fürsprecherin beim Meister sein, der derselben nicht geneigt war. Und es gelang mir; ich konnte beiden des Gütigsten Zustimmung bringen.

Am Nachmittag fuhr ich mit Liszt, Bülow und Richard nach Weimar, um nach einer Aufführung in der Orchesterschule, Berlioz' „Faust" im Theater zu hören und mit Bülow im Klavierauszug nachzulesen. Faust und Mephisto wurden von Ferenczy und Milde, Gretchen von Frau Fichtner-Spohr gesungen. In mein Tagebuch schrieb ich darüber: „Ein überaus geniales Werk, voll origineller Schönheiten neben Bizarrem und ironischem Humor. Alles darin ist kühn wie seine Rhythmen und Akzente. Berlioz' Landsleuten gilt es als der charakteristischste Ausdruck seines Genies. Uns Deutschen ist es zu realistisch."

Die letzten Abendstunden verbrachten wir im „Russischen Hof." Besondere Freude hatte ich an dem Bekanntwerden mit Heinrich Porges und seinem edlen Idealismus.

* * *

Vier Wochen später wartete meiner an unserem See eine Enttäuschung. Ein verabredetes Wiedersehen mit Wehlis scheiterte an einem vertretenen Fuß meiner Freundin, der ihr das Reisen verbot. Meines Bleibens dort aber war diesmal kürzer denn sonst. Meine Geschwister brauchten eine Badekur in Tarasp und planten hierauf eine Fahrt durch das Oberengadin nach den italienischen Seen, an der zu beteiligen mich's lüstete. Als Vereinigungspunkt ward das malerische Finstermünz gewählt; hier begegnen wir uns über der alten Talfeste. Da ich Tarasp nicht ungesehen lassen will, kehren die Meinen mit mir noch einmal dahin zurück. Ich statte dem am Inn isoliert gelegenen Kurhaus

Tarasp und ſeinen erfriſchenden Bädern einen Beſuch ab, ſehe das aus der Höhe uns zu ſich heraufwinkende Vulpera, das damals halb zerfallene Schloß Tarasp und beſteige, von prächtigem Rundblick belohnt, den Kreuzberg.

Ein flotter Zweiſpänner trägt uns weiter aufwärts nach Reſchenſcheideck. Im melancholiſchen Reſchenſee ſpiegelt ſich, indes der Vollmond heraufſteigt, bei verglimmender Abendröte der königliche Ortler, dem wir zuſteuern. Schon nimmt uns das Vintſchgau auf. In Mals nächtigen wir; doch bereits halb 5 Uhr harrt unſer Wagen vor der Tür, denn eine anſtrengende Tagesaufgabe liegt vor uns. Von der Meraner Straße zweigen wir ab gen Trafoi. Da ſteht er vor uns in blendender Majeſtät, der gewaltigſte der Tyroler Berge. In Franzenshöhe ſchauen wir ihm gerade ins Angeſicht. Es iſt eins der großartigſten Hochgebirgsbilder, die mein Auge ſah. Doch meinen Bruder lockt der Fernblick auf den nahen Piz Umbrail. Eine kleine Strecke noch fahren wir die Stilfſer Jochſtraße bergan, wir überſchreiten die italieniſche Grenze. Bei Santa Maria ſteigen wir aus; ein Führer iſt zur Hand. Zum erſtenmal erſteige ich einen Dolomiten. Da gibt's nur Schutthalden, Geröll; kein Grashalm wächſt, der dem Auge einen Ruhepunkt gewährte. Und ich gehe heute nicht leicht wie ſonſt; meinem kaum geheilten Fuß iſt das Klettern beſchwerlich. Wohl könnten mir die Flügel wachſen im Anblick deſſen, was ſich vor mir ausbreitet: die Ortlergruppe, die Ötztalferner, die Engadiner Berge, das Münſtertal, das Tal von Bormio; als es gleichwohl eine Felſenſchneide mit Händen und Füßen zu überklimmen gilt, verſagen meine Lebensgeiſter. Ein mir bisher fremdes Schwindelgefühl packt mich. Ich bleibe zurück, auf einem Felsblock die Rückkehr meiner Geſchwiſter vom Gipfel erwartend. Eine größere Beſteigung habe ich mir ſeitdem nicht mehr zugetraut und den Glauben an meine Herrſchaft über mich ſelbſt verloren.

Hinab geht nun die Fahrt auf endloſen Wegwindungen, durch Schluchten, in Kalkwände getriebene Galerien, über

kühne Brücken, an den römiſchen Bädern des alten Bormio vorbei, nach dem ſich in weitem Tale ſonnenden neuen Bade Bormio.

Vor uns öffnet ſich andern Tags das rebenreiche Veltlin. Uns aber treibt es noch einmal nordwärts, den Eisregionen zu. Im Hintergrund von Le Preſe und ſeinem See taucht die Bernina ſtrahlend auf. An ihren Eishörnern und Gletſchern vorüberfahrend, erreichen wir das anheimelnde Pontreſina. Der Piz Languard verregnet uns zwar; doch tröſten wir uns mit einer Tour auf den Roſeggletſcher. In St. Moritz verſchafft uns ein nächtliches Gewitter die Überraſchung einer Schneelandſchaft.

Auffällig gleicht ſich der Naturcharakter der Nachbarorte St. Moritz, Silvaplana und Sils: lichtgrüne Seen, umrahmt von waldigen Bergen, über die hinaus bronzene Gipfel und Gletſcher ragen. Er iſt ernſt, dieſer Charakter, ohne doch, dank den leichtgrünen Seeſpiegeln, der Freundlichkeit zu entbehren. Wundervoll belebend iſt die ſtarke Höhenluft: Sie entſchwindet uns nur, ſobald wir in unaufhaltſamem Niedergang den Malojapaß im Rücken haben; ſehen wir doch ſchon hinter Chiavenna bald den Comerſee blauen.

Wer, der ihn kennt, möchte ihn nicht mit mir als den wonnigſten unter ſeinen Geſchwiſtern preiſen? Es iſt ſeine Anmut und Harmonie, das ihn umblühende Gartenleben, das ſeine poeſievolle Eigenart beſtimmt. Haben nicht auch die Dichter von je mit Vorliebe an ſeinen Geſtaden geweilt? Und wem würde beim Eintritt in die Villa Carlotta nicht Goethes Mignonlied lebendig: „Kennſt du das Haus?“ Iſt es nicht, als ſei es an der Stätte empfangen, die Canovas Amor und Pſyche und Thorwaldſens Alexanderzug als koſtbare Schätze hütet?

Wir wohnen gegenüber in Bellagio, dem bevorzugteſten Ort am See. Roſen und Geranien blühen hier in üppigen Büſcheln bis ins Waſſer hinab, deſſen Farbenſpiel von einer Mannigfaltigkeit iſt, wie ich ſie ähnlich und geſteigert nur noch im mittelländiſchen Meere beobachtete.

Zutritt zu den Gärten ſteht uns auf den wappengeſchmückten weißen Marmorſtiegen, die von den Villen herab zum See führen, überall offen. Miteinander gemein haben ſie alle die ſüdliche Vegetation: die bläulichen Koniferen, immergrünen Eichen, Gingkobilien, Mimoſen, wie das zarte Geranke der roſenduftigen Bankſia. Dabei hat jeder Park ſeine Beſonderheit. Villa Melzi rühmt ſich der vornehmen Zierrat Canovaſcher und Thorwaldſenſcher Marmorporträtbüſten. Zu Füßen von Comollis Gruppe: die auf der Weltkugel ſtehende Beatrice zieht den zu ihr aufblickenden Dante zu ſich empor, las Liſzt mit der Gräfin d'Agoult einſt die „Göttliche Komödie".

Als ſchönſte der Villen am See gilt Villa Serbelloni, die, hochgelegen, alle drei Arme des Sees beherrſcht. Unvergleichlich ſtimmungsvoll deucht mich die ihr nahe Villa Giulia mit ihrer in breiten Terraſſen aufſteigenden Zypreſſenallee, ihren Roſenhecken und der halbverfallenen Kirche.

Sonnen- und Mondeszauber ergoſſen ſich über uns in dieſen geſegneten Tagen. Sie ließen uns auch Mailand und das Spitzenwerk ſeines Doms in verklärendem Glanze ſehen. Nur am Lago maggiore blieben ſie aus, ſo daß die vielgeprieſene Iſola bella mit ihren ſtereotypen Obeliskenterraſſen und dem überladenen Geſchnörkel eines längſt veralteten Geſchmacks es vollends zu keinem Eindruck auf uns brachte.

Das Dampfſchiff entführt uns und läßt uns die ferne Eisgeſtalt des Monte Roſa noch einmal grüßen. Es entläßt uns in Locarno auf helvetiſchem Boden. Von Biasca bis Airolo durchfahren wir das fruchtreiche Teſſin im offenen Wagen. Von dort — wo eine ganze Arbeiterkolonie am Durchſtich des Gotthardtunnels geſchäftig iſt, — führt unſer Weg aufwärts in die Felſenöde des Gotthard, dann, am Urner Loch und den zwei Teufelsbrücken vorbei, die Straße der Schrecken hinab nach Göſchenen und Fluelen. In Luzern erwartet uns Richard Pohl am Dampfſchiff, und in nächſter Morgenfrühe dampfe ich der Heimat zu, — denn

die Proben zu „Siegfried" und „Götterdämmerung" laſſen mir in der Ferne keine Ruhe mehr.

★ ★
★

Sofort nach meiner Ankunft wollte ich in die „Siegfried"-Probe. Meine Mutter war ſprachlos. „Nach 26ſtündiger Fahrt! Biſt du bei Sinnen? Fragſt du ſo wenig nach deiner Geſundheit, ſo muß ich um ſo mehr darnach fragen und dich feſthalten", entſchied ſie.

Während meiner Abweſenheit war ein Brief der Fürſtin Wittgenſtein in Begleitung eines Buches für mich angelangt. Ich las:

„27. Juli 78, Rom.

Liebe verehrte Frau,

Sie wiſſen wie ſehr mich Ihre ſchriftſtelleriſche Tätigkeit immer intereſſiert hat, an und für ſich, da ſie die muſikaliſche Literatur ſo ſchön bereichert, und ſodann, weil ſie zeigt, wie es uns Frauen möglich iſt, auf dem ernſten Gebiet der Geſchichte und der Äſthetik eine edle Wirkſamkeit zu entfalten. Ich danke alſo mit vieler Freude für das neue Buch, das Sie mir ſchickten*). Man ſieht ſogleich, wie ſehr Ihr Fleiß es vermehrt hat.

Iſt es wahr, daß Sie, liebe Frau, die Überſetzung von Liſzts Chopin übernommen haben? Es würde mich ſo freuen! Ihre gewandte Feder und mehr noch Ihr fein muſikaliſches Gefühl wird gewiß beſſer, oder wie kein anderer, die Halbtinten finden, die ſchillernden Farben, die da nötig ſind. Es liegt beinahe ein zweites Werk in dem Band zwiſchen den Zeilen. Das wird Ihr Frauengemüt, Ihr Herzensohr den Worten ablauſchen . . .

Gewiß werden Sie das Buch von Härtel bekommen, ſo-

*) Die 4. Auflage des II. Studienbandes.

bald es gedruckt iſt. Wollen Sie mir Ihren Eindruck darüber ſagen? — ganz frei und ganz objektiv. Ich werde Ihnen dafür recht dankbar ſein und bitte Sie, dieſe Zeilen als einen Beweis meiner aufrichtigſten und wärmſten Sympathie anzuſehen.

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein.

P. S. Sie haben mir, verehrte Frau, ſo viele ſchöne Bücher zugeſchickt, daß ich es Ihnen wirklich ſchuldig bin, Ihnen auch etwas vorzulegen. Nehmen Sie fürlieb mit dieſer Kleinigkeit, die keinen Anſpruch an Ihre Zeit macht. Ich weiß, wer ſchreibt, kann wenig leſen. Nehmen Sie es nur als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit an. Zudem hat jede Seltenheit ihren kleinen Reiz — und ich verſchenke ſonſt nie meine Bücher, wenigſtens die nicht, die im Handel ſind."

Es war das Buch „Religion et Monde" (Paris, Plon 1875), das einen Teil der „Entretiens pratiques à l'uſage des femmes du monde" bildete und nachmals durch Henri Laſſerre in eine überſichtlichere Form gebracht wurde, als ſie der Autorin, trotz aller Souveränität des Geiſtes, zu gebote ſtand. In dieſer Geſtalt erlebte es eine Reihe von Auflagen und wurde in die deutſche, engliſche und ſpaniſche Sprache überſetzt.

Bezüglich des „Chopin" konnte ich nicht umhin, der Fürſtin auf ihre Frage ehrlich zu bekennen, daß ich der urſprünglichen Faſſung, als der ungleich harmoniſcheren, vor der neuen Auflage den Vorzug gebe. In der dritten, von mir bearbeiteten deutſchen Auflage erhielt das Werk im weſentlichen ſeine erſte Geſtalt zurück.

Nun kam die Probe zur „Götterdämmerung." Neben mir in einer Loge nahm Profeſſor Alexander Winterberger Platz, ein Schüler Liſzts aus deſſen erſter Weimarer Zeit, der lange Jahre in Rußland gelebt und ſich, nun vorzugsweiſe als Komponiſt tätig, nach Leipzig gewandt, nähere Beziehungen zum Meiſter aber längſt nicht mehr gepflegt

hatte. Er ſchien meinem muſikaliſchen Verſtändnis zu mißtrauen und geneigt, mich einer Art von Examen zu unterwerfen. „Können Sie dem zu Hörenden in ſeine Einzelheiten folgen?" fragte er mich. „So ziemlich", lautete meine Entgegnung. — „In welcher Tonart ſind wir z. B. ſoeben?" „In Es-moll." — Er fragte nicht weiter.

Durch Angelo Neumann war Marie Wilt neuerdings Leipzig gewonnen worden. Ihre glänzende Kraft kam den beiden letzten, uns bisher noch nicht dargebotenen Teilen des Nibelungenrings zugute. Gerade dieſe gewaltige Aufgabe hatte ſie hierher gelockt. Sie ſang die Brünnhilde, ſang ſie wunderſchön, wenn auch zuvörderſt „noch nicht wagneriſiert genug", wie es in meinem Tagebuch heißt. Sie mußte ſich in dieſe neue Welt erſt völlig einleben. Am 25. und 26. September 1878 kamen beide, mich wieder elektriſierende Werke zur erſten Aufführung.

In dieſen Tagen beſuchte mich die große Sängerin, ohne mich daheim zu treffen. Am Achenſee hatte Dr. von Roſchmann mich gebeten, ſie an mich empfehlen zu dürfen. „Ich mache kein Haus und kann ihr nichts bieten", hatte ich erwidert. „Deſſen bedarf ſie nicht. Sie iſt eine unglückliche Frau, und Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie ſich ihrer annehmen. Ich bitte Sie innig darum." „Alſo ſchicken Sie ſie mir."

Bald darauf ſah ich ſie an Kaiſers Geburtstag, während der Regatta am Landungsplatz des Fürſtenhauſes mit ihrem Lehrer Dr. Gänsbacher auftauchen. Nicht ahnend, daß ſie um meinetwillen komme, beſtieg ich, von ihrer Erſcheinung wenig angezogen, mein Boot und hörte zurückkehrend, daß ſie vergebens nach mir gefragt habe.

Nun ſie in Leipzig ihren Beſuch wiederholt hatte, erwiderte ich ihn alsbald. Es war die wunderlichſte erſte Begegnung meines Lebens. Kaum ſagte ich ein Wort über ihre Brünnhild, als ſie ſich in Tränen auflöſen wollte. Nichts ſei ihre Kunſt, nichts ſei ihr der Ruhm. Sie habe keine Freude am Leben, nur Verachtung für Welt und

Menſchen. Ihre Schwermut ergriff, ihr Peſſimismus entſetzte mich. Welch ungebändigte, vehemente Natur! Sie bat mich, ihr zu helfen zu leben.

Die Urſache ihres Kummers offenbarte ſie mir ſchon in den nächſten Tagen, als ſie mich, wie ſeitdem oftmals, in dem hübſchen Einſpänner, den ſie ſich hielt, zu einer Waldſpazierfahrt abholte, an die ſich dann ein längerer Spaziergang anſchloß. Seit ihrem neunzehnten Jahre verheiratet, in wenig glücklicher Ehe lebend, hatte ſie in Rußland einen Arzt kennen gelernt, um deſſenwillen ſie um jeden Preis frei zu werden begehrte. Der Preis, den ihr Gatte forderte, war hoch. Sie mußte nicht nur ihre glänzende Stellung an der Wiener Hofoper aufgeben, ſondern auf jedes öffentliche Auftreten in Wien, ihrer Vaterſtadt, fernerhin Verzicht leiſten und die Summe von 100000 Gulden gerichtlich hinterlegen, um die Einhaltung dieſer von ihr zugeſtandenen Bedingung zu gewährleiſten. Das ungeheuere Opfer aber war vergeblich geweſen. Der Mann, dem ſie es gebracht hatte, zog ſich von ihr zurück.

So kam ſie nach Leipzig. Das Herz auf der Zunge tragend, erſchloß ſie mir, da ich ihr Teilnahme zeigte, ihr ganzes Leben, in dem das Schickſal, das ſie mit dem koſtbaren Schatz ihrer Stimme geſegnet, im übrigen mit Glück haushälteriſch verfahren war. Sie kam immer häufiger zu mir, zuletzt faſt täglich und trat, ein aufregender Gaſt, oft ſchon ſchluchzend zur Türe herein. Ich mußte manchem Verzweiflungsausbruch ſtand halten. Als ich einmal Zyankali in ihrem Beſitze fand, nahm ich ihr das verführeriſche Gift aus der Hand, um es fortan in ſicherem Gewahrſam zu halten.

Da ſie ſich ſelbſt die ſchlimmſte Geſellſchaft war, führte ich ſie mehreren mir befreundeten Häuſern zu, die ſich der bewunderten Künſtlerin gern öffneten. Viel muſizierten wir zuſammen. Bald ſpielten wir vierhändig — ſie war eine vorzügliche Klavierſpielerin —, bald begleitete ich ihren Geſang, mir eine Wonne! Immer hatte ich neue, oder doch

ihr unbekannte Lieder für ſie bereit, vor allen Liſztſche, die ſie vollendet vom Blatt ſang und dann unbeſchreiblich ſchön und mit Vorliebe vortrug. Mit Similde ſang ſie Rubinſteinſche und andere Duette.

Zwei bis dreimal wöchentlich trat ſie in der Oper auf; ruhte doch das reichhaltige Repertoire vornehmlich auf ihren Schultern. Auf ihre Bitte hörte ich ſie faſt jedesmal. Bei den dreizehn Wiederholungen des vollſtändigen „Nibelungenrings" in dieſer Saiſon, deren keine ich verſäumte, verſtand es ſich von ſelbſt; doch auch ihre ſämtlichen anderen Rollen lernte ich kennen. Sie nannte mich „ihren Fixſtern, für den ſie ſinge, auf den ſie ihre Gedanken richte. Das gebe ihr den geiſtigen Schwung, deſſen ſie bedürfe." Da ſie, ein einziges Mal ausgenommen, nie daran dachte, mir ein Billett zu ſchicken, habe ich ihr zu Liebe in der Zeit ihres Hierſeins einen Theaterluxus getrieben, wie nie wieder in meinem Leben, und Angelo Neumann ſagte mir damals ſelber, ich ſei „ſein beſter Opernkunde." So hörte ich die Wilt, außer ihrer dreifachen Brünnhild, als Eliſabeth (Tannhäuſer) und Ortrud, als Eglantine und Rezia, als Fidelio, Konſtanze, (Entführung), Gräfin (Figaro), Donna Anna, Königin der Nacht, als Iſabella und Alice (Robert der Teufel), Valentine (Hugenotten), Bertha (Prophet), als Jüdin, Norma, Lucrezia, Leonore (Troubadour) und Aida. Von all dieſen Partien war Fidelio, den ſie nur ein einziges Mal gab, die mindeſt gelungene Leiſtung, ſo daß ſie mich fragte, ob ich ſie denn noch lieb haben könne? Sie ſang ſelbſtverſtändlich die ideale Rolle — von einer unbedeutenden Irrung abgeſehen — meiſterlich. Nur an ihrer Erſcheinung ſcheiterte die Wirkung, inſofern ihrer Verkleidung das Glaubhafte fehlte. Ohnehin verſtand ſie ſich wenig auf Koſtümierungskunſt und überhaupt auf die Art ſich ins rechte Licht zu ſetzen, ſich namentlich vorteilhaft zu ſchminken.

Für ihr Leben gern hätte ſie die Elſa geſungen, die ihr, wie ſie behauptete, viel beſſer liege als „die racheſchnaubenden Weiber" Ortrud und Eglantine. Es bedurfte meiner

ganzen Beredſamkeit, um ſie vor dieſem Fehlgriff zu bewahren.

Nach jedem Auftreten, insbeſondere nach jeder neuen Rolle, mußte ich ihre Leiſtung in allen Einzelheiten mit ihr durchſprechen und, wenn ſie mir nicht am folgenden Morgen den empfangenen Eindruck perſönlich abfragte, wartete ſie darauf, daß ich ihr „ihre Zenſur“ ſchriftlich erteilte. Oft ſtaunte ſie, wenn ich fragte, warum ſie das und jenes diesmal anders als ſonſt gemacht? Sie wiſſe es ſelbſt nicht, war ihre Antwort, und folge in Einzelheiten der unmittelbaren Eingebung. Wie Bedeutendes ſie auch im oratoriſchen oder Kirchengeſang leiſtete, bewies ſie bei einer Aufführung von Verdis Requiem und mehr noch, als ich ſie in Wien in der Miſſa ſolemnis bewunderte. „Ihr Name“, ſchrieb Speidel im Wiener „Fremdenblatt“ noch 1892, „bleibt mit dem Sopranſolo der Miſſa unvergänglich verknüpft. Für ihre Kunſt gab es keine Schranken.“

Die Kritik, die Frau Wilt bei ihrem früheren Gaſtſpiel nach Verdienſt gewürdigt hatte, verhielt ſich, ſeit ſie die Unſere geworden war, vielfach reſerviert und mehr als das. Da ich von den Herren niemals für mich ſelbſt etwas wollte und erbat, durfte ich umſo eher hier und da ein gutes Wort für ſie einlegen. Fritzſch, der erwähnte vortreffliche Redakteur des „Muſikaliſchen Wochenblattes“, der es zweifellos ehrlich mit ſeinem Beruf meinte, äußerte einmal zu mir, er könne nicht an die Echtheit ihrer Empfindung bei Darſtellung Wagnerſcher Geſtalten, insbeſondere der Brünnhild, glauben — und doch ging ihre ganze Seele auf in Wiedergabe dieſer Partie, die ihr wie keine andere ans Herz gewachſen war. „Mein unglückſeliges Geſicht trägt daran Schuld“, meinte ſie; „wäre ich ſchön; ſie würden alle von der Echtheit meines Empfindens überzeugt ſein.“ Gewiß hatten andere zu jener Zeit — wie Amalie Materna, Thereſe Vogl, Hedwig Reicher-Kindermann, Lilli Lehmann — den Vorzug der Jugend und Schönheit, erſtere auch ein detaillierteres, leidenſchaftlicheres Spiel vor Marie Wilt

voraus, deren Leiſtungen als Schauſpielerin hinter die der Sängerin zurücktraten. Geſanglich jedoch löſte keine ihre Aufgabe ſo ſiegreich und walkürenhaft, mit ſo bis zum letzten Ton unverminderter Gewalt und Wohllautsfülle. Man mußte die grandioſe Schlußſzene der „Götterdämmerung" von ihr hören. Wo die Kraft der anderen ermattete, da wuchs die ihre nur noch mehr.

Auch das Leipziger Publikum, dem die Wärme und Empfänglichkeit der Wiener abgeht, zeigte ſich der großen Künſtlerin anfangs nicht freigebig mit ſeiner Sympathie. Wie mir Marianne Brandt ſpäter ſagte: „In dem kühlen Leipzig wäre ich niemals die geworden, die ich bin", ſo gab mir auch die Wilt zum Angehör: „Ihr ſitzt in Leipzig auf den Händen!" Erſt nach und nach lernte man ſich für ſie erwärmen und begeiſtern, als bereits die Zeit nahte, da man ſie verlor.

★ ★
★

Neben der Großtat der erſten Geſamtaufführung der Nibelungentetralogie nach Bayreuth und München und dem, dank Marie Wilts Tätigkeit, erhöhten Opernleben dieſer Zeit, blieb die Leipziger Muſikſaiſon 1878—79 auch im übrigen nicht ereignislos. Am 24. Oktober feierte Clara Schumann im Gewandhaus ihr goldenes Künſtlerjubiläum. Feſtlich geſchmückt ſtand der Saal, ſelbſt der Konzertzettel trug ein Feſtgewand, und ein begeiſterter Jubelruf der ſich von den Plätzen erhebenden Zuhörerſchaft, ein Blumenregen begrüßte die edle Künſtlerin, die, obendrein ein Leipziger Kind, ihr Leben lang zu den ausgeſprochenen Lieblingen unſeres Konzertpublikums zählte. Vom Orcheſter wurde ihr durch Reinecke ein goldener Lorbeerkranz überreicht. Sie ſpielte, eine ſichtliche Ergriffenheit bewältigend, das Konzert und Soloſtücke ihres Gatten; Frau Schultzen von Aſten ſang Lieder von ihm, auch eins von Clara. Die „Genoveva"-

Ouverture und die C-dur-Symphonie bildeten Anfang und Schluß des erinnerungsreichen Abends. Mit allzeit bereiter Liebenswürdigkeit ließen Raimund Härtels es ſich nicht nehmen, in ihrem Hauſe eine Nachfeier zu veranſtalten. Am 26. Oktober verſammelten ſie um die Jubilarin deren Kinder und nächſte Verwandte, ſowie, was Leipzig an Muſikern und Muſikfreunden beſaß. Die Schumann ſpielte, ebenſo das Gewandhausquartett, und gemiſchte Quartette wurden geſungen. Die Wilt war anweſend, aber ſpröde und ließ ſich nicht herbei zu ſingen.

Im Dezember kam Rubinſtein nach Leipzig. Ich traf ihn während des Zwiſchenaktes einer „Siegfried"-Aufführung im Foyer und erfuhr von ihm, daß er mit der Direktion wegen ſeines „Nero" unterhandle. Ein paar herrliche Roſen, die ich in der Hand hielt, erregten ſein Wohlgefallen. „Wollen Sie ſie haben?" fragte ich. „O nein, danke, ich trage niemals Blumen, ſie paſſen nicht für mich", und dabei ſchaute er ſo melancholiſch drein, daß man es ihm glauben konnte. Auf meine Frage, was er zu „Siegfried" ſage, vernahm ich: „Mit übernatürlichen Menſchen, Göttern und Halbgöttern kann ich nicht fühlen. Mir iſt alles unverſtändlich", und er bat mich, ihm den Text zu erklären. Ich erſtaunte, daß er es nicht der Mühe wert erachtet hatte, ſich zuvor mit dem Inhalt vertraut zu machen, wollte aber nicht die Mitſchuld an ſeinem „Unverſtändnis" auf mich nehmen und willfahrte ſeinem Wunſch, ſetzte dies auch am nächſten „Götterdämmerungs"-Abend auf ſeine Bitte fort. Über die Muſik ließ er faſt nichts verlauten, und ich hütete mich, etwas mir mutmaßlich Ärgerliches zu provozieren. Er rühmte die Aufführung, vorzugsweiſe die Leiſtung der Wilt, die er als „einfach großartig" bezeichnete.

Für eine Theater-Matinee am 15. Dezember, zum Beſten der nicht penſionsberechtigten Orcheſtermitglieder, hatte er ſeine Mitwirkung zugeſagt und lud mich zur Probe ein. Die Wilt ſang die Entführungs-Arie, Marie Geiſtinger, die, von der Wiener Operette zum Schauſpiel übergegangen, zu

der Zeit unſrer Bühne angehörte, rezitierte. Auf einem alten Theaterpianino ſpielte Rubinſtein ſeine Orcheſterphantaſie Op. 84 in der Probe fabelhaft. In der Pauſe kam er zur Wilt und mir, die wir mit Anna Mehlig und der Konzertſängerin Thekla Friedländer zuſammen ſaßen, und wir durften uns jede eine Solonummer ausbitten. Ich bat um den „Erlkönig", Anna Mehlig um Haydns F-moll-Variationen, die Friedländer um „Vogel als Prophet". Dazu nahm er noch Schumanns „Warum?", „In der Nacht" und „Abends" ſamt Chopins Fis-dur-Nocturne und As-dur-Polonaiſe in ſein Programm auf, auch dirigierte er die Ballettmuſik aus „Feramors" und „Dämon". Es war ein ungeheurer Erfolg. Dem Erblinden nahe, aber war er beim Betreten des Orcheſterpodiums gefallen und hatte ſich verletzt.

Bei Härtels gab es wieder eine Soiree ihm zu Ehren. Herrlich ſpielte er Beethovens C-dur-Sonate Op. 53 neben Eigenem. Auf Bitten Senffs, ſchrieb ich ihm einen „Signale"-Aufſatz und wurde dafür durch eine impoſante Sendung Rubinſteinſcher Werke und eines mir vom Künſtler dedizierten Bildniſſes als Weihnachtsbeſcherung überraſcht.

In dieſen Tagen blühte mir noch eine beſondere Freude. In der „Gartenlaube" hatte ich zu Franz Schuberts 50. Todestag einen Artikel veröffentlicht, den ich dem ſich einſt ſo werktätig ſeiner annehmenden Jugendfreund des Liedermeiſters, Franz von Schober in Dresden, ſandte. Er trug mir die Reproduktion eines Originalbildes von Schubert und die ſie begleitenden Zeilen ein:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Empfangen Sie meinen innigſten Dank für die große Güte und Aufmerkſamkeit, mit der Sie mir Ihren ſchönen geiſtreichen, tiefgefühlten und wahren Aufſatz zu Franz Schuberts 50jährigem Todestage zuſchickten; entſchuldigen Sie aber, daß ich ihn ſo ſpät ausſpreche. Ich ſchreibe eigentlich gar nicht mehr und ſelbſt meine intimſten Freunde bekommen keine Briefe mehr von mir und ſchreiben mir nur

aus Liebe, weil ſie wiſſen, daß ſie mir eine unendliche Freude damit machen, obſchon ſie wiſſen, daß ſie keine Antwort bekommen. Sie entſchuldigen das mit meinen 83 Jahren und den vielen Hinderniſſen, die ſich meinem Schreiben entgegenſtellen. Überſehen auch Sie gütig die ſchlechte Schrift und Verfaſſung dieſer Zeilen, die ſo verwegen ſind, ſich einer ſo berühmten und beliebten Schriftſtellerin zu präſentieren.

Ihre gütige Sendung war mir wahrhaft rührend, da ſie mir die Überzeugung gab, daß es noch edle und wohlunterrichtete Menſchen gibt, die die Innigkeit und Wirkſamkeit meines Verhältniſſes zu Schubert zu würdigen wiſſen.

Erlauben Sie mir, daß ich als Gegengruß Ihres ſchönen Aufſatzes Ihnen einen Abdruck des beſten Porträts Franz Schuberts überſende, welches von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Profeſſor Kupelwieſer an der Akademie der bildenden Künſte in Wien, im Jahre 1821 gemalt iſt und ſich in meinem Beſitz befindet. Ich hoffe es wird Ihnen, als einer ſo aufrichtigen Verehrerin Schuberts, Freude machen.

Indem ich Ihnen nochmals meinen gefühlten Dank ausſpreche, empfehle ich mich in Ihre freundliche Erinnerung.

Ergebenſt Franz von Schober.

Dresden, den 11. Dezember 1878."

Den Sylveſterabend verbrachte Frau Wilt in unſerem nur durch Similde erweiterten Familienkreiſe. Es gab allerlei Anſpielungen auf die Nibelungen, als das künſtleriſche Leipziger Hauptereignis des ſcheidenden Jahres. Ich präſentierte Freias goldene Äpfel, dazu Silbernüſſe, die mit Nibelungenverſen — teils Zitaten, teils von mir fabrizierten — gefüllt waren und die ich denen zuſchmuggelte, für die ich ſie gedacht hatte. Meine Mutter erfreute ſich beiſpielsweiſe zum Gelächter aller als Hausfrau des Verſes: „Sauf allein deinen Sudel!" — —

Wien, meine zweite Heimat

1879–1896

1879

Das Neujahrskonzert 1879 empfing sein vornehmstes Gepräge durch Joachims Vortrag des ihm gewidmeten neuen Brahmsschen Geigenkonzertes, das zwar, zufolge seiner mehr innerlichen als äußeren Wirkung bei großer technischer Schwierigkeit, als Konzert nicht für, sondern gegen die Violine bezeichnet ward, aber in der Neuzeit nicht seines gleichen hat. Als „Star" gesellte sich ihm Marcella Sembrich mit der Entführungs-Arie. An Stimmreiz und Größe, an Plastik der Ausführung stand sie weit hinter der Wilt zurück, die uns dasselbe Bravourstück erst unlängst vorgeführt hatte.

Köstlich in seiner Art verlief ein am 10. Januar gegebenes Patti-Konzert. Die Persönlichkeit Adelinas ist so reizend wie ihr Singen, beides steht im vollen Einklang. Wie der Vogel singt, weil er nicht anders kann, so entströmt ihren lächelnden Lippen Gesang, so leicht und natürlich, als wäre es nicht höchste Virtuosität, sondern einfach Natur, wodurch sie uns bestrickt. Blieb sie doch die letzte, die die Traditionen des Rossinischen Gesangstils verkörpert. Sie ist keine Sängerin großen Stils, das Tragische liegt ihr nicht. Was von der Sontag galt: „ihr Genre ist klein, doch ist sie groß in ihrem Genre", das gilt auch von ihr. Ihr schalkisch-graziöses Wesen schon zeigt es; ihr Reich ist das Anmutige, Heitere, was dennoch nicht ausschließt, daß sie auch Gounods „Ave Maria" (nach Bachs C-dur-Präludium) zu bezwingender Wiedergabe brachte.

Eine enthusiastische Verehrerin hatte die Patti in der Wilt, die die gutmütigste aller Kolleginnen war und von kleinlicher Rivalität nichts wußte. Sie sang einige Wochen

darauf im Gewandhaus unter außerordentlichem Applaus die Wahnſinnsſzene aus „Hamlet“ von Thomas und Schuberts „Allmacht“, dazu noch Lieder von Jenſen und Franz.

Um dieſe Zeit kam Frau Anna Schimon-Regan nach Leipzig und ich lernte ſie, mit der ich mich ſpäter näher befreundete, bei einem Mittageſſen bei Frau Dr. Seeburg kennen, wie mir auch die intereſſante Bekanntſchaft Marie Seebachs, die mich als Künſtlerin ſchon längſt entzückt hatte, in einer Geſellſchaft bei Geheimrat Schmidts zuteil wurde. Bei den Meiningern, die dieſen Winter hier gaſtierten und durch die Pflege des Enſembles, die Lebendigkeit ihrer Maſſenſzenen — wie ſie beſonders in Shakeſpeares „Julius Cäſar“ erſtaunlich wirkte — und die hiſtoriſche Treue der ſzeniſchen Ausſtattung wie allerwärts allgemeines Aufſehen erregten, holte ich mir viel Anregung.

Von Klavierſpielern hörte ich den feinen Saint-Saëns, die etwas nüchterne Mary Krebs, die kapriziös-pikante Annette Eſſipoff und ſchöpfte aus Bülows Vortrag der letzten fünf Sonaten Beethovens — eine Rieſenaufgabe für ihn und den Hörer, wie ſie vor ihm keiner gewagt hat — hohen Genuß und tiefe Belehrung.

Als außermuſikaliſches Vorkommnis habe ich nachzutragen, daß am 15. Januar ſämtliche Vorſtandsmitglieder unſerer Kinderbewahr- und Dienſtbotenlehranſtalt entboten wurden, die Königin Carola, die unſere Anſtalten durch ihren Beſuch auszeichnen wollte, zu empfangen. Wir erſchienen vollzählig, die Dekorierten unter uns im Ordensſchmuck. Majeſtät war überaus gnädig und unterhielt ſich mit einer jeden, am längſten mit Similde, die ihre beſondere Gunſt beſaß.

Zum Geburtstag ihres verſtorbenen Gatten lud Frau von Holſtein am 16. Februar zur Einweihung ihres Holſtein-Stiftes ein. Ein letzter Wunſch des Heimgegangenen war es geweſen, daß ſie in ihrem Garten ein Künſtlerhaus erbaue, das jungen unbemittelten Muſikern während ihrer

Studienzeit auf dem Leipziger Konſervatorium eine Freiſtatt biete: Den Kampf um den Beruf, den er ſelbſt einſt ſchwer durchkämpft hatte, wollte er andern nach Möglichkeit erleichtern. Noch war kein Jahr ſeit ſeinem Tode vergangen, da ſtand das Haus im Garten fertig und ward nun eingeweiht. Sieben junge Künſtler finden darin Unterkunft; auch Heizung, Beleuchtung und Frühſtück wird ihnen gewährt, und, dank einer neueren Einrichtung, genießen die Stiftlinge obendrein Freiſtellen im Konſervatorium. Mütterlich nahm ſich die edle Gründerin, die auch eine „Salomon-Stiftung", für verſchämte Arme namentlich beſtimmt, kurz zuvor ins Leben gerufen hatte, ihrer „ſieben Raben", wie ſie ſie ſcherzend nannte, an. Sie wachte über ihrem geiſtigen und leiblichen Wohl, verfolgte, auch nachdem ſie ihr Haus verlaſſen hatten, ihr künſtleriſches Fortſchreiten und gab ihnen Gelegenheit, dasſelbe einem ausgebreiteten Kreiſe vorzuführen. Namentlich Franz von Holſteins Geburtstag ging nie vorüber, ohne die große Zahl ihrer Freunde zu einer muſikaliſchen Gedenkfeier zu verſammeln, bei der ſich der eine oder andere „Rabe" — unter ihnen die jetzigen bedeutenden Dirigenten Max Fiedler und Georg Schumann — produzierte. Dieſe pietätvolle Gewohnheit überlebte ſelbſt Frau von Holſtein und wurde von ihrer Schwägerin Helene von Holſtein bis zu deren Ende aufrecht erhalten.

* * *

Seit Anfang des Jahres war ich mit einer fünften Auflage des erſten Bandes der „Studienköpfe" beſchäftigt. Zu dieſem Zweck hatte ich mir von Liſzt neueſte Daten zu erbitten, indem ich ihm zugleich meine Teilnahme am Ableben ſeines Vetters, des mir in Weimar bekannt gewordenen Generalprokurators Eduard von Liſzt in Wien, ausſprach. Er entgegnete mir:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre lieben Beileidszeilen. Der Verluſt meines Couſins und intimſten Freundes Eduard von Liſzt iſt mir ein tiefer Schmerz.

Sie verlangen Budapeſter und Wiener Konzert-Daten; dafür mußte ich meinen vortrefflichen Freund Kornel Ábrányi um Aushilfe erſuchen. Er weiß ſolche Dinge und andere viel beſſer als ich; während zehn Jahren redigierte er die ungariſche Muſikzeitung und fungiert jetzt als Generalſekretär und Profeſſor an der königlichen Muſik-Akademie in Budapeſt, deren Direktor Franz Erkel und Präſident meine Wenigkeit iſt.

Anbei kopierte ich Ihnen das Reſultat der Nachſuchungen Ábrányis, woraus erſichtlich wird, daß ich in den letzten vierzehn Jahren meine Hände weder in den Schoß gelegt, noch für meine Taſche benützt habe.

Nebenbei ſei dem lobens- und liebenswürdigen Autor der „Muſikaliſchen Studienköpfe" La Mara bemerkt: Seit Ende 47 habe ich keinen Heller mit Klavierſpielen, Unterrichten und Dirigieren verdient. Alles dieſes koſtete mir Zeit und Geld.

Öffentlich ſpielte ich ſeit Anno 47 nur: zweimal in Rom — 63 und 64 — auf gnädigſten Befehl des Papſtes Pius IX.; ſpäter oftmals in Budapeſt, zweimal in Wien, einmal in Preßburg und Ödenburg (meiner Vaterſtadt) als Landeskind. Nirgend anderswo. Möge nun endlich meine leidige Pianiſterei zu Ende ſein! Längſt ward ſie mir zur Tierquälerei. Alſo — Amen! —

Anläßlich der Landesfeier der ſilbernen Hochzeit Ihrer Majeſtäten, werde ich die Ehre haben, die „Graner Meſſe" am 8. April (Chardienstag) in Wien, zufolge der Einladung der „Geſellſchaft der Muſikfreunde", zu dirigieren. Aufführungen derſelben Meſſe (nach der erſten in Gran 56) fanden ſtatt in Peſt, Prag, Wien, ſpäter Leipzig, Amſterdam, 66 in Paris und wiederholt in Amſterdam, 77 in Weimar

und Düſſeldorf, letztere unter Leitung von Ratzenberger. Auch in Amerika wurde dieſe Meſſe gehört.

Schließlich noch folgende Notizen für La Mara: Ohne ſchriftliche Verpflichtung, wohl aber ſehr moraliſche, verbleibe ich mehrere Monate jeden Winter ſeit 71 in Budapeſt; vom April bis Juli in Weimar; dann die Herbſtmonate und länger zumeiſt in der Villa d'Eſte (bei Rom), wo mir Seine Eminenz, der Kardinal Hohenlohe gütigſte Aufnahme gewährt. Dort ſchrieb ich den „Weihnachtsbaum", die „Via Crucis", die „Reſponſorien zu den ſieben Sakramenten" etc. Dieſe drei Werke ſind ganz fertig und ſogar ſchön kopiert, ſowie der „Cantico del Sole" des wunderbaren heiligen Franziskus von Aſſiſi. Sie zu veröffentlichen bekümmert mich wenig, denn ſie paſſen nicht zu dem gewöhnlichen Muſikgebrauch und -Betrieb . . . Warum damit markten?

Das Oratorium „Stanislaus" habe ich nur fragmentariſch ſkizziert, wünſche es aber zu vollenden, was wenigſtens ein Jahr Zeit verlangt.

Meine „techniſchen Klavierübungen" — unrichtig als „Klavierſchule" in den Blättern angezeigt — bedürfen noch ein paar Monate der Reviſion und Einrichtung mit Fingerſätzen uſw., könnten aber nächſtes Jahre erſcheinen, wenn mir nicht Verhinderungen zuſtoßen.

Genehmigen Sie, verehrte Freundin, meine aufrichtig dankbare Ergebenheit.

F. Liſzt.

Budapeſt, 2. März 79.
Mitte April bin ich wieder in Weimar."

Diesmal ſollte ich den Meiſter weder in Weimar noch in Leipzig ſehen. Eine Einladung von Baronin Wehli rief mich nach Wien. Sie war im Januar ſchwer an den Maſern erkrankt und nach anfänglicher Gefahr zu wochenlanger Abſperrung verurteilt geweſen. Um ſie in der ihr aufgezwungenen Iſolierung ein wenig zu zerſtreuen, hatte ich ihr häufig, einige Zeit hindurch täglich geſchrieben und durch

dieſe kleine freundſchaftliche Aufmerkſamkeit vollends ihr Herz gewonnen. Nun ihr lange ſchwankender Geſundheitszuſtand einigermaßen geſichert ſchien, bat ſie mich aufs liebevollſte, die anläßlich der Silberhochzeit des Kaiſerpaares bevorſtehenden Feſttage bei ihr zuzubringen. Freudig ſagte ich zu. Die Wilt erſchwerte mir's freilich. Zwiſchen ihr und der Theaterdirektion war es, da dieſe die kontraktlich feſtgeſetzten Bedingungen unerfüllt ließ, zum Bruch gekommen. Anträge trafen von allen Seiten ein. Paris, Mailand, Petersburg, London, amerikaniſche Bühnen bewarben ſich um die große Künſtlerin. Doch ſchwer ſchlüſſiger Natur, wie ſie war, fortwährend des Rates bedürftig, empfand ſie meine nahe Abreiſe wie ein Unglück, und ich fühlte mich erleichtert, als ſie ſich endlich entſchied, ſich nach ihrem Leipziger Abſchied im Mai vorerſt nach Wien zu wenden.

Meine Abfahrt war bereits für Oſterdienstag feſtgeſetzt, als Frau Legationsrat Gerhard Charfreitag ungeahnt aus dem Leben ging. Tag und Nacht blieb ich nun bei Similde, bis ihre gute Mutter in die Erde gebettet worden war. Eine Couſine traf zu längerem Aufenthalte bei der nun einſam Gewordenen ein. Dennoch trennte ich mich acht Tage ſpäter ſchweren Herzens von ihr.

* * *

Und ſo kam ich denn wieder nach Wien! In einem prächtigen Palais, das Wehlis ſich in der Eliſabethſtraße, der Oper gegenüber, vor wenigen Jahren erbaut hatten und deſſen erſtes Stockwerk ſie bewohnten, fand ich mich am Ziele. Man kann nicht herzlicher empfangen werden, als Baronin Wehli und ihr Gatte, der „Exzellenzherr", wie man in Wien ſagt, mich aufnahmen. Sie ſah, nach eben erſt überſtandener Krankheit, bleich und leidend, aber ſchöner und ätheriſcher aus als vor zwei Jahren. Ihre echt wieneriſche Liebenswürdigkeit, ihr ſprudelnder Geiſt, ihr ſüd-

Baronin Leopoldine Wehli.

liches Temperament waren dieſelben geblieben; ſie umſpannen mich nach wie vor und ließen mich raſch heimiſch bei ihr werden. Unter endloſem Geplauder ſaßen wir zuſammen in ihrem Boudoir, das ſie ſelbſt zu einem vielbewunderten Kunſtwerk geſtaltet hatte. Von den Ebenholzkaſſetten des Plafonds ſchauten, durch zarte Putten perſonifiziert, die Tages- und Jahreszeiten, von Charlemont nach Makarts Entwürfen gemalt, herab. Goldfarbiger alter Atlasſtoff mit reichen ornamentalen Stickereien aus der Renaiſſancezeit, hing an den Fenſtern herab, umkleidete die Florentiner Intarſiamöbel und, zwiſchen Ebenholzrahmen geſpannt, die Wände. Venetianiſche Spiegel, Kron- und Wandleuchter trugen Lichtfülle, ein ſchwarzer Marmorkamin Wärme in den bezaubernden Raum, den koſtbare Antiquitäten und Nippes gleichzeitig künſtleriſch wertvoll und traulich machten.

Am anderen Morgen führte uns eine Ausfahrt durch die ſchon im Feſtſchmuck prangende Stadt. Ein anderes Wien als jenes, das ich vor fünfzehn Jahren verlaſſen hatte, blickt mich jetzt an. Getilgt ſind die letzten kargen Reſte der maleriſchen Baſteien. Wo ſonſt Glacis' ſich breiteten, umſchließt, von ſechsfacher Platanenreihe durchzogen, die Ringſtraße, mit ihren öffentlichen und privaten Prachtbauten, als impoſanter Schmuckgürtel die innere Stadt. Freie, denkmalverzierte Plätze ergeben wirkſame architektoniſche Perſpektiven, und köſtliche grüne Anlagen, wie der Stadtpark, bilden lebendige Gegenſätze zu all der ſteinernen Herrlichkeit. Und alles das zeigt ſich mir jetzt im ſtrahlenden Feſtgewand. Am Burgtor, vor den beiden neuerſtandenen Hofmuſeen, iſt der eigentliche Feſtplatz. Hier erhebt ſich, von Kolonnaden und Pavillons flankiert, das Purpurzelt, in dem das Kaiſerpaar die Huldigungen des von Makart entworfenen Feſtzugs in Empfang nehmen wird. Auf der großen ſchönſten Tribüne, dort, dem Kaiſerzelt gegenüber, im Zentrum der Bewegung alſo, ſoll ich, dank der Fürſorge meiner Freunde, meinen Platz finden. Noch ſind

hunderte von Händen an Vollendung der Dekorationen der Häuser und zahlreicher Tribünen geschäftig; noch gilt es, Blumen- und Stoffgewinde an allen Orten und Enden anzubringen. Dazwischen flattern Fahnen lustig im Winde, Kränze, Wappenschilder, Embleme aller Art schmücken Balkone und Mauerwerk. Fliegende Händler bieten mit gellender Stimme Medaillen, Bilder, Broschüren feil. Durch all dies laute Gewoge drängt sich der bunte Menschenstrom Schaulustiger. Elegante Residenzler und naives Landvolk in allen Trachten der verschiedenen Völkerschaften der Monarchie machen sich gegenseitig den Weg streitig, so daß ein Ringspaziergang nahezu zum Ringkampf wird. Dazu endlose Züge von Equipagen, Fiakers, Komfortabels und Pferdebahnwagen — genug, mein liebes, schönes, lebensfrohes Wien zeigt sich mir im Superlativ der Bewegung und Lebensfreude! Ein Festrausch geht in diesen Tagen durch die herrliche Stadt und ich lasse mich leichten Herzens mit von ihm berauschen.

Hehren Klanges läuten am Morgen des 24. April die Glocken der Votivkirche ein prunkvolles Feiergepränge ein. Vollendet in edler Gotik steht das Gotteshaus, dessen Bau von Erzherzog Ferdinand Max — dem nachmaligen unglücklichen Kaiser von Mexiko — zum Gedächtnis an die Errettung seines kaiserlichen Bruders bei einem im Jahre 1853 an ihm verübten Attentat, angeregt und gefördert worden war und dessen Werden ich, täglich daran vorüberschreitend, bei meinem ersten Wiener Aufenthalt voll Interesse beobachtet hatte. Heute soll es seine Weihe empfangen und gleichzeitig der Jubelhochzeit des Kaiserpaares die kirchliche Weihe geben. Wer zu diesem feierlichen Akt eine Einladung empfing, durfte von Glück sagen. Hatte sich doch kein geringerer als Erzherzog Karl Ludwig, der Protektor der Votivkirche, selbst die Verteilung vorbehalten, und konnten doch von den anwesenden achttausend Deputierten und zu berücksichtigenden Festgästen nur zweitausend des Einlasses teilhaftig werden. So durfte ich mein Glück wohl

preisen, das mich, noch dazu in allernächster Nähe der Majestäten, mit Eindrücken beschenkte, wie sie selbst der bilderreiche Ritus der römischen Kirche nur bei auserlesenen Gelegenheiten gewinnen läßt. Und nun nahten die hohen Gefeierten. Am Hauptportal, unter Zusammenklang von Glockengeläut, Kanonendonner und der Volkshymne, von sämtlichen Erzherzogen, Erzherzoginnen, den verwandten oder in Wien lebenden Herzogsfamilien von Bayern, Lumberland, Nassau und Württemberg, den Würdenträgern des Reichs und der Kirche, samt den nie fehlenden weißgekleideten Jungfrauen begrüßt, durchschreiten sie die heiligen Hallen und senken auf dem Betschemel vor dem Hochaltar die Knie zum Gebet, indes der Priester ungezählte Menge, an ihrer Spitze der Fürsterzbischof von Wien, der greise Kardinal Kutschker, das Hochamt pontifiziert. Der Kaiser trägt die weiß und rote Marschallsuniform, seine Gemahlin ein silbergraues Seidenkleid. Ein weißer, goldgestickter Umhang umhüllt ihre Elfengestalt, ein duftiges Gewebe weiß und schwarzer Spitzen mit gelben Rosen rahmt als Hut ihr schönes Antlitz ein. Wie wunderschön sie ist in ihrer zarten mädchenhaften Anmut! Sie ist die Poesie in Menschengestalt, eine Muse, eine Grazie, die nicht zu schreiten, die zu schweben scheint. Ihr nahe dort kniet ihre Tochter Gisela mit dem ihr wenige Tage zuvor angetrauten Gatten, dem bayerischen Prinzen Leopold. Der schlanke junge Kavalier daneben mit dem blonden Backenbart ist Kronprinz Rudolf. Da sind die kaiserlichen Brüder: die Erzherzoge Karl Ludwig mit seiner schönen Gemahlin Maria Therese und Ludwig Viktor, dessen hohe elastische Figur seine Nachbarn überragt. Den Senior des Kaiserhauses, Erzherzog Albrecht, erkenne ich an seiner seltsam wulstigen Unterlippe. Der fein gebaute, kaum mittelgroße Herr in Generalsuniform mit den vielen Orden ist der erste Obersthofmeister Prinz Hohenlohe; in seiner schönen Gemahlin finde ich die Prinzessin Marie Wittgenstein der Weimarer Altenburg wieder. Drüben, aus einer Gruppe hoher Mili-

tärs heraus, grüßt mich mein liebenswürdiger Tyroler Tischnachbar Exzellenz Philippovich. Zwei Augen genügen kaum, das alles zu umfassen. Es ist ein Bild von unglaublichem Farbenreichtum. Die Kirchenfürsten in ihren schweren goldstrotzenden Gewändern — man zählt neben Kardinälen und Erzbischöfen allein sechzig Bischöfe und Prälaten —, die Hofchargen und die fast alle Länder Europas repräsentierenden Offiziere mit ihrem reichen Uniformen- und Ordensschmuck, die ungarischen und polnischen Magnaten in ihrer phantastisch-malerischen Tracht, die Damen in strahlender Toilette, und über dem allen die von Weihrauchduft und Lichterglanz erfüllte, sinnbestrickende Luft.

Das Tedeum verklang; der Segen war durch den Fürsterzbischof erteilt. Die glänzende Versammlung zerstreute sich. Jeder harrte seines Wagens, der ihn unter strömendem Regen heimführen sollte. Da war es eine Szene echt wienerischer Gemütlichkeit, wie Fürst Adolf Auersperg, vor kurzem noch Ministerpräsident, in eigener Person die Rolle des Wagenausrufers übernahm, jedem zu raschem Fortkommen verhelfend. Das kann man wohl nur in Wien erleben. Beim Herausgehen durch die Sakristei kamen Baronin Wehli und ich am Kardinal Kutschker vorüber. Als wir uns verneigten, rief er uns ein gütiges „Der Herr segne euch!“ zu und wir trugen seinen Segen mit uns fort.

Einen Anblick von strahlender Pracht gewährte nicht minder das abendliche Théâtre paré. Das Parterre voll Uniformenglanz, in den Logen, nach Rang und Würden verteilt, das Ewig-Weibliche in prunkendem Schmuck- und Toilettenreichtum, die Diplomatie, die Deputationen, kurz alle Ränge des weiträumigen Opernhauses bis zu den letzten Reihen des vierten Stocks zeigten sich dicht gefüllt. Das Schönste, was sich dem Auge darbot, war wieder die von ihrer unnachahmlichen Anmut lichter als von ihren blendenden Diamanten umstrahlte Kaiserin. Ihr, die zur Seite des kaiserlichen Gemahls, mit ihren Kindern in der großen Hofloge saß, während alle übrigen Mitglieder des Erzhauses

ſamt den fremden Fürſtlichkeiten die Hoflogen im Proſzenium inne hatten, wandten ſich aller Blicke zu. Heute mußte ſie ihnen die Stirn bieten, ſo wenig dies auch ihrer Neigung zur Zurückgezogenheit entſprechen mochte.

Ein einaktiges Feſtſpiel von Ferdinand von Saar: „An der Donau" eröffnete die Feier — ein Gelegenheitswerk wie andere, doch von erſten Kräften des Burgtheaters: der Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, Baumeiſter, den Ehepaaren Gabillon und Hartmann dargeſtellt. Ihm folgte ein flott arrangiertes Quodlibet von Muſik, Tänzen, Pantomimen und Bildern, das, „Aus der Heimat" benannt, das Volksleben der verſchiedenen Nationalitäten der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie veranſchaulichte. Oberöſterreicher, Steirer, Tyroler, Dalmatiner, Ungarn, Polen, Böhmen, Serben, Zigeuner, alle ſingen und tanzen ihre eigenen Weiſen, laſſen uns echte Originalgeſtalten ſchauen. Wie bei der abſchließenden Darbietung des Abends, der Schlußſzene der „Meiſterſinger", die uns über die anſpruchsloſen Formen nationaler Kunſt hinaus zur hohen univerſalen Kunſt führte, durften wir hier an den Größen der Hofoper Materna, Lucia, Walter, Scaria, Beck, Müller unſere Freude haben.

Das nicht zum wenigſten Originelle des glänzenden Abends war das Nachſpiel, das ſich nach beendeter Vorſtellung auf den Treppen und im Veſtibül des Hauſes entwickelte, wo ſich das Feſtpublikum wider Willen gefangen ſah. Währte es doch ſtundenlang, bis das unbeſchreibliche Durcheinander der Tauſende von Wagen, die auf dem in einen See verwandelten Opernplatz und den umliegenden Straßen ihrer Beſitzer harrten, ſich entwirrte und jeglicher vor der niedergehenden Sintflut glücklich in ſeinem Gefährt geborgen war. Obwohl kaum fünf Minuten von unſerer Wohnung entfernt, mußten wir volle einunddreiviertel Stunden auf Wartepoſten ſtehen. Doch gab es ſo viel zu ſehen und zu hören, ſo ergötzliche Szenen ſpielten ſich ringsum ab, ſo unterhaltend war das Schauſpiel, das ſich die Feſtgäſte untereinander bereiteten, daß mir die Zeit wie im

Fluge verrann. Derlei Kurzweil kann man wohl auch nur in Wien erleben.

Auserleſen unfreundlich, wie ſich das Wetter dieſem erſten Feſttag erwieſen hatte, blieb es auch während der nächſten Tage. Der alle Gemüter beſchäftigende berühmte Feſtzug, mit dem die Stadt Wien ihrem Kaiſer am 25. April die Huldigung darbringen wollte, ward erſt am 27. Ereignis. „Ein ſeltenes und großartiges Schauſpiel" nannte es Kaiſer Franz Joſef ſelber mit Recht, und wer es erlebte, dem bleibt es lebendig. Impoſant ſchon durch ſeine Ausdehnung — denn Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Gewerbe und alle Gewerkſchaften beteiligten ſich daran — wirkte es ſelbſtredend am unwiderſtehlichſten durch die koſtümierte Abteilung. Was Makart, der geiſtige Urheber des Ganzen, da, bei aller hiſtoriſchen Treue, an Farbenharmonie und -poeſie, geleiſtet, war eine des erſten Koloriſten der Zeit würdige Großtat. Erſchienen die Schiffahrt, die Eiſenbahnen, der Bergbau, die bildenden Künſte mit den ſchönſten Frauen Wiens beſonders effektvoll repräſentiert — unter den Vertretern der Kunſt ward Makart auf prächtigem Schimmel im Rubenskoſtüm enthuſiaſtiſch begrüßt —, als das Kunſtwerk im Kunſtwerk ward einſtimmig die unvergleichliche hiſtoriſche Jagdgruppe geprieſen. Sie hatte ein kaum minder reizvolles Gegenſtück in dem Hochgebirgsjagdzug der öſterreichiſchen Alpenländer, dem die Signale und Märſche der Waldhörner und Querpfeifen das charakteriſtiſche Geleit gaben.

Als eine hübſche Huldigung für den Kronprinzen, ließ der Wagen der Buchhändler und Buchdrucker gerade auf dem Feſtplatz aus der in Tätigkeit befindlichen Preſſe ein Blatt hervorgehen, das den Titel eines unlängſt von ihm veröffentlichten Jagdwerks: „Fünfzehn Tage auf der Donau" trug.

Mit der aus 1500 Sängerkehlen vor dem Kaiſerzelt ertönenden Volkshymne, mit aus der Ferne verhallenden Kanonenſalven und Glockengeläut klangen, wie ſie begon-

nen, die feſtlichen Kaiſertage aus. Sie fanden einen Widerhall in der Thronrede, mit der Kaiſer Franz Joſef am 17. Mai im Zeremonienſaal ſeiner Hofburg den Schluß des Reichsrats beſiegelte. Ich wohnte mit meiner Freundin der intereſſanten Zeremonie bei. „Seidenes Kleid, ohne Hut" iſt für die Damen befohlen. Die feierliche Auffahrt erfolgt im Schweizerhof. Palmen dekorieren die Treppen, auf denen wir zu den mit Gobelins behangenen Zimmern emporſteigen, die in den prächtigen, von Marmorſäulen getragenen Saal führen. Wir nehmen in einer der Seitentribünen Platz. Neben uns das diplomatiſche Korps.

Auf der Eſtrade der dem Haupteingang gegenüberliegenden Schmalſeite des Saals erhebt ſich der reich mit Gold verzierte Thron, auf dem der Kaiſer, die Thronrede verleſend, bedeckten Hauptes ſitzt. Die oberſten Hofchargen: der Oberſthofmeiſter Prinz Hohenlohe mit dem Stab, der Oberſthofmarſchall Graf Lariſch mit dem Staatsſchwerte, der Oberſtkämmerer Graf Trauttmansdorff mit der Thronrede vor deren Verleſung, umgeben den Thron zunächſt. Zur Rechten des Kaiſers ſtehen auf der Eſtrade die Erzherzoge, unterhalb derſelben zur Linken die Miniſter. Die Mitglieder des Herrenhauſes haben dem Thron gegenüber unten die rechte, die des Abgeordnetenhauſes die linke Seite inne. Die verſchiedenen Leibgarden, zumal die maleriſch uniformierte ungariſche mit ihren prachtvollen Pantherfellen, geben dem Bild ſtrahlende Farbe.

Zuvor ſchon hatte ich auch eine Sitzung des Herrenhauſes — damals noch im alten Landhaus in der Herrengaſſe — unter Präſidentſchaft des Fürſten Carlos Auersperg, ebenſo eine ſolche des Abgeordnetenhauſes im alten hölzernen Interimsbau vor dem Schottentor beſucht. Unerſchöpflich, wie meine Sehbegierde, war die Bereitwilligkeit meiner Freunde, mir überallhin den Weg zu bahnen. Baronin Wehli arbeitete ein förmliches Vergnügungsprogramm für mich aus, denn ich ſollte ihre geliebte Vaterſtadt, deren echtes Kind ſie war, von Grund aus kennen lernen. Sie

ſelber vermochte mich leider nur ſelten zu geleiten. Noch immer konnte ſie die Nachwehen der ſchweren Maſernerkrankung nicht überwinden. Sie kränkelte viel und wurde ſchließlich noch durch einen ſchmerzhaften Gelenkrheumatismus längere Zeit ans Bett gefeſſelt. Schickte ſie mich nicht auf Unternehmungen aus, ſo leiſtete ich ihr natürlich Geſellſchaft, las ihr vor oder ſprach ſie mit leiſer Stimme in den ihr wohltätigen Schlummer. Fühlte ſie ſich wohler, ſo fuhr ſie mit dem Gatten und mir ins Freie oder ins Theater, empfing zahlreiche Beſuche, ſpielte gern mit mir vierhändig oder ſang mir dann und wann eins der von ihr komponierten Lieder vor. Nur mußte ſie leider faſt jede unſerer näheren oder weiteren Ausfahrten mit erneuter Gefangenſchaft büßen.

Für meine morgendlichen Entdeckungswanderungen oder -fahrten in Kirchen, Muſeen, Galerien, Ausſtellungen machte ſie ſtets eine Gefährtin ausfindig, ſei es ihre Schweſter, die geiſt- und gütevolle, mit viel Witz und einem ſeltnen Nachahmungstalent begabte Frau Generalin Eliſe von Dobner, die ſich mir bald innig befreundete, ſei es Frau von Körber, die Mutter des nachmaligen Miniſterpräſidenten, oder deren Schweſter und Nichte Baronin und Baroneſſe Jacobs, ſei es Fräulein Finka von Seyfried, die Enkelin des Herausgebers der „Studien Beethovens“ und ehemalige Erzieherin der verſtorbenen Tochter Frau von Wehlis. Immer wieder bat meine liebe Gaſtgeberin meine Mutter um verlängerten Urlaub für mich, und als Mutter ihr die beſorgte Frage entgegenſtellte, ob ihr nicht Ruhe und Alleinſein zuträglicher ſei als die unruhige Geſellſchaft ihrer Tochter, erwiderte ſie: „Marie beruhigt, beglückt und tröſtet mich wie niemand auf der Welt.“ Zur Beruhigung gereichte meine Gegenwart meiner nervöſen Freundin in der Tat inſofern, als ſie bei ſteter Sorge um ihren etwas ſchwerhörenden Gatten, dieſen, wenn ſie krank war, auf ſeinen täglichen Spaziergängen durch mich begleitet wußte und ich auch nach der abendlichen Spielpartie des Haus-

herrn die Hausfrau auf ihren Wunsch beim Nachtmahl vertrat. So verging Woche um Woche. Einen Brief der Wilt hatte mir der 2. Mai gebracht, des Inhalts:

„Meine liebe Marie!

Heute bekam ich Ihren lieben Brief. Vielen Dank dafür meine Liebste. Sie sind wohl recht glücklich in meinem schönen Wien? Was für ein Sinn für alles Schöne schmückt doch Ihr Leben!

Was mit mir wird, wissen die Götter. Ich habe als Donna Anna unendlich in Dresden gefallen. Ich wurde zehnmal im Verlaufe des Abends gerufen und hätte Samstag gleich wieder hinfahren sollen, die Norma zu singen. Vielleicht kann ich es nächsten Winter dahin bringen, daß ich einige Rollen in Dresden und andere in Leipzig singe.

Mein Kopf ist ein Mühlenrad. ‚Schwer drückt mich der Sorgen Wucht.‘ O wie elend ist das Menschenherz! Wie sehne ich mich nach einem ruhigen Abschluß der Gedanken.

Das Theater [in Dresden] ist wunderschön. Aber meine Oper in Wien, nicht wahr? O Marie, jetzt wird Ihnen erst klar geworden sein, wie ich lieben konnte, alles lächelnd hinwarf, um frei zu werden in der Hoffnung, ich könnte noch einmal glücklich werden. Was aber unmöglich ist, kann ich nicht zwingen. Ich betäube mich fortwährend, indem ich nicht eine Sekunde ruhig im Zimmer bin. Immer jagend, nie allein, nicht wissend, warum ich lebe, so vergehen meine Tage.

Ich grüße und küsse Sie Marie tausendmal. Genießen Sie Ihre schöne Zeit. Ich freue mich unendlich, Sie wiederzusehen. Von meiner Tochter bekam ich einen Brief mit Anspielungen, daß ich in Wien singen könne. Sie sprach mit Minister Hofmann. Vielleicht können Sie mit ihm sprechen? Ihre

Marie W.“

Mit vollen Zügen genoß ich Kunst in jeder Gestalt. Eine neue Bekanntschaft in der Oper war mir die Lucca als

Madeleine im „Postillon von Lonjumeau" und als Carmen — zwei Rollen, in denen das Pikante, das gewollt Nonchalante, Naturalistische ihres Spiels, in ersterer auch ihr kecker Humor zu charakteristischem Ausdruck kam. Desirée Artôt sagte mir später einmal, der Carmen der Lucca fehle die Grandezza, die Noblesse, die auch die Spanierin aus dem Volke nie verleugne. Mir erschien dagegen die Gattin Padillas in dieser Partie nie so echt in ihrer Koketterie, nie so diabolisch im Spiel mit den Herzen ihrer Anbeter als die originelle kleine Pauline. Neu auch war mir Bianca Bianchi als „Sonnambula". Ihre bis zum dreigestrichenen e aufsteigende Stimme durfte sich einer runden ausgeglichenen Koloratur, zumal eines vortrefflichen Staccato, rühmen. Verve und Leidenschaft waren ihr nicht gegeben. Sie sang nicht von innen heraus.

Graziös-geistreiche französische Komik unterhielt mich in Delibes' Oper „Der König hat's gesagt"; auch desselben Meisters Ballett „Coppélia", in dem die beliebte Cerale als Beinvirtuosin glänzte, war voll feiner Musik. In der „Walküre" packte mich, neben dem wundervollen, von Hans Richter geleiteten Orchester, Amalie Materna, die Bayreuther Brünnhild, wieder mächtig. Scaria verlebendigte herrlich den Göttervater. Das Geschwisterpaar Labatt und Frau Kupfer jedoch war mir wenig zu danke; im Bayreuther Feuer war es nicht getauft.

Das liebe alte verwinkelte Burgtheater, das damals noch auf seiner Höhe stand und für die deutsche Bühne das gleiche bedeutete; wie das Théâtre français für die französische, ließ mich, wie darnach Jahr um Jahr, viel Schönes sehen. So unter anderem „Don Carlos" — mit der Wolter als Eboli, Lewinsky als Philipp, Robert als Posa, Kraftel als Carlos. Auch „Clavigo" — Hartmann als Titelheld, Wessely als Marie, Lewinsky als Carlos —; „Ernani" von Victor Hugo — ein französisch romantisches bombastisches Stück. Vor allen bewunderte ich wiederholt, als eine der glänzendsten Regietaten Dingelstedts, die Prachtvorstellung

des „Götz von Berlichingen", darin Baumeister — den Coquelin neben Frau Hartmann als größten Künstler an der Burg bezeichnete — den Götz, Robert den Weislingen, die junge Stella Hohenfels den Georg, Charlotte Wolter, in einem von Makart entworfenen, unvergleichlich stilvollen Kostüm, die Adelheid spielte. Allen Künstlern voran entzückte mich, so oft ich sie sah, die Wolter, die größte Tragödin deutscher Zunge. Ihresgleichen an Stilgröße, Schönheit der Züge, Plastik der Bewegungen, Edelklang des Organs überschreitet nicht mehr die deutsche Bühne.

Beliebte Komiker, wie Matras, Blasel, Tewele, lockten mich auch zur Abwechslung einmal in ein possenartiges Lustspiel „Der Gatte der Debutantin" in das Karl-Theater der Leopoldstadt. Ins Ringtheater führten mich die Darbietungen einer italienischen Schauspielgesellschaft mit Ernesto Rossi als „Star". Ich sah ihn als Kean im gleichnamigen Drama Dumas' und in „La morte civile", einem minderwertigen Stück, dessen Autor ich nicht mehr zu nennen weiß. Rossi war ein mehr mit breitem Pinsel malender denn ein feiner Künstler, als welch letzterer sein Landsmann Salvini sich ihm überlegen zeigte. Zu Übertreibungen neigend, konnte er sich in „La morte civile" in der Realistik seines Sterbens nicht genug tun.

Zu den sonntägigen Messen in der wenig geräumigen Burgkapelle verschaffte mir, wenn ich nicht unter Wehlis Schutz in der Geheimenrats-Empore Platz fand, Hofkapellmeister Hellmesbergers Einladung auf dem Sängerchore Zutritt. Da hörte ich Beethovens C-dur-, Schuberts Es-dur-, Liszts Krönungsmesse und vieles andere Interessante.

Von Konzerten bekam ich, da die Saison vorüber war, außer den beliebten Straußschen Nachmittagen im „Volksgarten" nur noch einige Nachzügler zu hören. Unter ihnen ein großes Konzert zum Besten des Schriftstellervereins „Concordia." Da sah ich den damals als Komponist noch viel umstrittenen Anton Bruckner mit dem scharfprofilierten Imperatorenkopf auf dem kleinen dicken Körper, zum ersten

Male und hörte den Orgelgewaltigen eine Phantaſie auf der Königin der Inſtrumente improviſieren. Hellmesberger dirigierte, Rafael Joſeffy, aus Liſzts und Tauſigs Schule kommend, — ein vollendeter Techniker und erleſener Anſchlagskünſtler — und Maurice Dengremont, das dreizehnjährige Violinwunder, ſpielten, die Bianchi, die d'Angeri und Guſtav Walter ſangen, Mottl und der Celliſt Hummer begleiteten. Damit war dem verſchiedenſten Geſchmack Rechnung getragen. Dr. Gänsbacher, der mich in Leipzig beſucht hatte, bat mich, zu Schülervorträgen in ſeinem Hauſe, ſowie zu einem Geſangvereinskonzert im Volksgarten zu kommen, wo ſich einer ſeiner Pfleglinge günſtig produzierte. Ich erſchien in Begleitung der Wilt, ſeiner einſtigen großen Schülerin, die, ihres Leipziger Engagements nun ledig, nach dort empfangenen begeiſterten Abſchiedshuldigungen, zeitweiſe in ihre Heimat zurückgekehrt war. Wir freuten uns des Wiederſehens und Wiederhörens. Ich machte ſie mit Wehlis bekannt, und ſie ſchenkte uns wundervolle Liederabende. Bei jenem Volksgartenabend wurde ich zuerſt mit Profeſſor Epſtein, dem ausgezeichneten Mozartſpieler, und ſeiner Gattin, auch mit Graf Albert Amadei, dem Vertoner ſeiner Lieder, der in Begleitung ſeiner muſikaliſchen Mutter in allen Wiener Konzerten geſehen ward, bekannt. Einem Konſervatoriumskonzert, in dem Ferdinand Löwe, der nachmals als Dirigent zu großem Ruf gelangte, Liſzts Es-dur-Konzert ſpielte, wohnte ich auf Einladung von Exzellenz Bezecny und Dr. Standthartner bei, die ich beide als Freunde des Wehliſchen Hauſes häufig ſah. Der eine, eine Wiener Finanzgröße — Direktor der Bodenkreditanſtalt — dabei ein Pianiſt künſtleriſcher Ausbildung, ward einige Jahre ſpäter Generalintendant der Hoftheater. Dr. Standthartner, Primararzt am Krankenhauſe, war einer der angeſehenſten und vornehmſten Äskulape der Kaiſerſtadt. Sein Name iſt als naher Freund Richard Wagners weithin bekannt. Von Muſik hallte ſeine Wohnung in der Alſerſtraße wider. Seine anmutige Tochter Mathilde wußte das Kla-

vier trefflich zu meistern. Von seinen zwei Stiefsöhnen folgte insbesondere der eine, Dr. Gustav Schönaich, dem Vater in der treuen Ergebenheit für Wagner nach. Der andere, Franz, den ich gleichfalls öfters bei Wehlis sah, diente seinem Vaterland nachmals als Feldzeugmeister und Kriegs- und Landesverteidigungsminister.

Vorangegangen den genannten künstlerischen Veranstaltungen war noch im Anschluß an die Kaiserfeier ein nur zum Teil musikalisches Wohltätigkeitsfest für das überschwemmte Szegedin, das, von Damen des österreichischen Hochadels arrangiert, sich am 2. Mai, unter Teilnahme des Kaisers und des Hofes, im fürstlich Schwarzenbergschen Garten abspielte. Auf den verschiedenen Terrassen vergnügte sich ein vielköpfiges elegantes Publikum an dem von Fürstinnen und Gräfinnen bedienten Blumenbazar, Glückshafen und Buffet, während es bald Vorträge der kostümierten Jagdmusik aus dem Kaiserfestzug, bald des Wiener akademischen Gesangvereins, bald der Militärkapellen oder einer Pester Zigeunerbanda an sich vorüberziehen ließ. Den Schlußeffekt bildete eine elektrische Beleuchtung des Palais und des den weiten Vorplatz schmückenden Hochstrahlbrunnens.

Auch die berühmte Praterfahrt am 1. Mai sollte nicht ohne mich vor sich gehen. Sie war, da rechte Frühlingspracht und Sonnenschimmer ausblieben, nicht so luststrahlend, als ich sie mir geträumt; doch stellten sich die Erzherzoge und viele Hofkarossen ein und eine ununterbrochene Wagenreihe zog sich von der Ringstraße bis in die Praterallee.

Selbstverständlich blieb mein Genießen auch den bildenden Künsten nicht fern. Immer wieder, wie vor Jahren, lockten mich die Schätze des Belvedere. Nicht oft genug konnte ich namentlich vor meinen Lieblingen: Van Dycks gekreuzigtem Christus, Tizians Ehebrecherin, Murillos Johannes stehen. In der Liechtenstein-Galerie fesselten mich hauptsächlich die Rembrandts, Van Dycks, Rubens', in der

Harrachſchen die grandioſen Velasquez', in der Czerninſchen vor allen Murillos ergreifender Chriſtus am Kreuze in ſeiner myſtiſchen Nachtſtimmung, auch Rembrandts muſizierende Familie und Bildniſſe, ſowie ein Amor Van Dycks. Ich beſuchte die Akademie der bildenden Künſte. Im Künſtlerhaus ſah ich Defreggers neuen Andreas Hofer und zahlreiche Büſten des mehr zierlich und elegant als groß und charakteriſtiſch geſtaltenden Tilgner; im Kunſtverein unter den Tuchlauben prächtige Bilder und Kartons von dem 1878 in Paris verſtorbenen Czermak, italieniſche Landſchaften von Zimmermann. In der Albertina vertiefte ich mich in Rafaelſche und Dürerſche Handzeichnungen.

Auch die Ambraſer Sammlung ſuchte ich wieder auf und freute mich in dem mir noch neuen Gewerbemuſeum am Stubentor des reichen Inhalts an Skulpturen, Waffen, Gefäßen, Stoffen. Im neuen Parlamentsgebäude führte deſſen Erbauer, Oberbaurat Hanſen, Wehlis und mich herum. Als eine der ſenſationellſten Wiener Sehenswürdigkeiten, mußte ich natürlich mit den Freunden Makarts, mit dem ganzen Kunſtgeſchmack und Raffinement ſeines Beſitzers ausgeſtattetes Atelier, in dem jetzt niedergeriſſenen Gußhaus bewundern. Ein hoher, ſchon ob ſeiner gewaltigen Dimenſionen impoſanter Saal nimmt uns auf. Galerien ſind ihm eingebaut, zu denen offene Treppen emporführen. Daneben öffnen ſich Zimmer. Gobelins umkleiden die Wände, koſtbare alte Stoffe ſind über Baluſtraden, Ruhebetten, Seſſel geworfen; orientaliſche Teppiche in leuchtendem Farbenſpiel bilden hier lauſchige Ecken und Winkel, breiten ſich dort neben prachtvollen Fellen über den Fußboden. Königliche Phönixpalmen ſtrecken neben ſogenannten Makartbouquets ihre Wedel aus. Dazwiſchen herrliche alte Möbel, Venetianerſpiegel, auserleſene Gefäße, kunſtvolle Schnitzereien, alles, ſcheinbar wie vom Ungefähr an ſeinen Platz geſtellt, das Werk eines Dekorationsgenies. Und inmitten deſſen — blendende Farbenwunder — ſchauen von Wänden und Staffeleien da ein Kampf zwiſchen Zentauren und

Nymphen, drüben Fauſt und Gretchen, hier ein Satyr, mir gegenüber eine Reihe verführeriſcher Porträts herab. Mich hält das der Gräfin Dönhoff, jetzt Fürſtin Bülow, am Klavier, gefangen und ich meine die Töne zu vernehmen, denen ſie als Meiſterin gebietet.

Makarts künſtleriſcher Perſönlichkeit eignet etwas Rubensſches, ein unwiderſtehlicher Zug zum Üppigen, Sinnlichen. Ob er jedoch ſo lang lebendig bleiben wird in ſeinen Werken als der unſterbliche Niederländer? In ſeinem Künſtlerheim ließ er ſich leider an jenem Nachmittag vermiſſen. Nur ſeine beiden ſchönen Kinder Hans und Grete belebten mit ein paar feinraſſigen Hunden den einzigartigen Raum. Doch wer weiß, ob der kleine große Mann, wenn auch anweſend, zu einem Geſpräch mit uns geneigt geweſen wäre. Iſt er doch ein großer Schweiger. Man kennt die charakteriſtiſche Anekdote, wie die geniale Joſefine Gallmeyer, ſeine, während der Dauer eines Diners von ihm ſtandhaft angeſchwiegene Nachbarin, beim Deſſert laut zu ihm ſagte: „Sprechen wir nun von etwas anderem, Herr Makart!“

Einem minder luxuriöſen Künſtleratelier: dem des mir befreundeten Bildhauers Silbernagl, noch ſtattete ich einen Beſuch ab. Im Prater, in einem der von der Ausſtellung 1873 her noch verbliebenen Pavillons des amateurs, waren ihm ſowie einigen ſeiner Kollegen mehrere der hohen ſchönen Räume überlaſſen worden, und er hatte ſich behaglich darin eingerichtet. Es gab allerlei Intereſſantes zu ſehen: die vier Elemente, überlebensgroße Geſtalten, für die kleinen Kuppeln des naturhiſtoriſchen Hofmuſeums beſtimmt; ein Modell zum Maria Thereſia-Denkmal, vor dem das wenig geglückte Zumbuſchs den Vorzug erhielt; die Skizze zu einem Monument für Walter von der Vogelweide, einige Bilder und Porträtbüſten. Vor allem zog mich die Büſte an, zu der Liſzt dem Künſtler auf meine Bitte im vergangenen Jahre geſeſſen hatte. Sie iſt Liſztiſcher als die große Zahl derer, die ich kenne (der Meiſter ſelber, wie Hans von Bülow teil-

ten dieſe meine Anſicht) — es wäre denn die Apollohafte des jungen Liſzt von Bartolini. Den Mann auf der Lebenshöhe in ſeiner ſieghaften Größe und Genialität gibt keine in annähernder Monumentalität wieder. Auch keineswegs die von Klinger. Sie iſt ein geiſtreiches Phantaſiebild des vom Dämon beſeſſenen Schöpfers des Infernoſatzes der Dante-Symphonie, doch kein Porträt des großen, von wahrhaft himmliſcher Güte beſeelten Menſchen und Künſtlers.

Nach Einem noch trug ich Verlangen, nach etwas Beſonderem, das bei meiner gütigen, alles für mich vorbereitenden Freundin ausnahmsweiſe keine Unterſtützung fand. Ich wollte in das unterirdiſche Wien, in die Katakomben der Stephanskirche hinabſteigen, auf die ich durch einen Zeitungsartikel aufmerkſam geworden war. Es bedurfte zu dieſem Zweck einer Anmeldung in der Kanzlei. Dann erhielt man einen von zwei Fackelträgern begleiteten Führer und zahlte dafür meines Erinnerns zehn Gulden. Ich lud mir Baroneſſe Jacobs dazu ein, und eines ſchönen Maienmorgens entſchwanden wir hinter dem mit einem Eiſengitter abgeſchloſſenen Tor gegenüber dem erzbiſchöflichen Palaſt aus der Oberwelt. Endloſe Stufen führen in die Tiefe; lange, dank unſrer Fackeln nur ſpärlich durch phantaſtiſche Streiflichter erhellte Gänge unter dem Kirchenſchiff durchmeſſen wir, dann geht es weiter unterhalb der Schuler- und Singerſtraße; denn vormals führte der Eingang zu dieſer Gräberſtätte vom Deutſchen Ordenshauſe aus. Bei der Kreuzung leiten zwei Aufgänge, der zur Rechten zum Erzbiſchof, der linksſeitige zum Domkapitel empor. Die erzbiſchöflichen Gräber dort ſind dreihundert, andere zweihundert Jahre alt.

Wir durchſchreiten rieſige Beinhäuſer, darin die Knochen holzſtoßartig aufgeſchichtet liegen; dazwiſchen ſtieren uns Reihen von Totenköpfen an. Geſchloſſene Särge ſind in primitiver Weiſe mit Blumen oder Arabesken bemalt, obenauf der gekreuzigte Heiland. In offenen Särgen liegen Gerippe, zum Teil vollſtändig erhalten. Andere ſtehen an die

Wand gelehnt; mumienhaft, wie mit faltigem Leder, umgibt sie noch die Haut, das Gesicht ist wenig kenntlich. Manche halten den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen. Man zeigt uns die „Pestgrube." Durch eine schräge Öffnung oben wurden die Leichen hinabgeschoben. War ein Schacht gefüllt, so wurde er zugemauert. Bis 1873 war alles hier unten ein Chaos von Särgen und Sargfragmenten, von Schädeln, Gebeinen und Gewänderfetzen. Erst seit dieser Zeit wurde Ordnung in die Wirrnis gebracht, erst neuerdings der Eintritt gestattet.

Ich habe seitdem die Katakomben zu Rom, Palermo und Syrakus gesehen. Wer diese kennt, darf an den Wiener, so interessant sie sind, vorübergehen.

Meiner nervösen Gastfreundin verhehlte ich meine Extratour; doch wollte es ein seltsamer Zufall, daß sie ihr verraten ward. Am selben Morgen erzählte ihr ein sie besuchender Herr, er habe ihre Freundin soeben mit einer anderen Dame und zwei Fackelträgern zu den Katakomben hinabgehen sehen. Doch wurde mir für meine gutgemeinte Verheimlichung Absolution erteilt.

* * *

Mit all dem Herrlichen, das die Natur über Wien, ihr Lieblingskind, ausgestreut hat, war ich selbstverständlich neben allem Kunstgenießen nun mehr denn bei meinem ersten Aufenthalt vertraut geworden. Köstlich waren die Streifereien mit den Freunden im Frühlingserwachen durch die grüne Praterpracht, nicht in den Alleen und breiten Wegen, wo der Menschenstrom treibt und die Wagen rollen, sondern hinten, ganz hinten, wo der Donaukanal die Ufer umrauscht, die duftendsten Veilchen sprießen und im dichten Buschwerk, neben vielverschlungenen Pfaden, die Vögel ihre süßesten Lieder singen. Wie viele Wiener suchen wohl diese einsame Stille? Kaum je kreuzt dort einer unsere Straße.

Auch in Schönbrunn zieht es uns in den lauschigen Gartenteil zum Jäger nach Maxing, oder zur Felsengrotte des Nymphenbrunnens, wo das klare Wasser quillt, das Schönbrunn den Namen gab und das zum Brot, das uns auf Begehr verabreicht wird, prächtig mundet. Wir fahren in den Augarten, nach Dornbach, nach Baden, Beethovens Lieblingsort, nach Heiligenstadt, wo Wehlis ein Landhaus mit großem schönen Garten besitzen.

Wiederholt fahre ich, mich von den Freunden emanzipierend, nach Döbling zu Arthabers; denn wir haben die vor Jahren geschlossene Freundschaft brieflich weiter gepflegt. Ihnen danke ich einen vergnügten gemeinsamen Ausflug nach dem Semmering. Ohne Beschwerde ersteigen wir über blumige Wiesen und Wald den Sonnenwendstein, der uns durch eine weite Aussicht über Hochschwab, Oetzscher, Raxalp, Schneeberg und andere hohe Herren lohnt. Dann geht's über reichlichen Schnee auf steilem Weg nach Mariaschutz hinab und am Abend mit Wagen über Schottwien nach Gloggnitz und nach Hause. Duftende, farbenstrahlende Kinder der alpinen Frühlingsflora bringe ich mit mir heim. Mit ihrem freundlichen, uns begleitenden Spender, Hauptmann August Niemann — damals Herausgeber des Gothaer Almanachs, später ein gern gelesener Romanschriftsteller — hat mich das Leben nicht wieder zusammengeführt.

Zu dieser Zeit bewohnten Arthabers noch die trauliche Villa von ehedem. Die daneben gelegene stolzere, durch ein hohes Gittertor geheimnisvoll abgeschlossene, die Arthabers Eltern einst inne hatten, war in das Eigentum Herrn von Wertheimsteins, eines begüterten Finanzmanns und echten Gentlemans, übergegangen, dessen Gattin Josefine geb. Gomperz den schönsten, sympathischsten und bedeutendsten Frauen Wiens beigezählt ward. Als Freundin Frau von Wehlis, kam ich bald mit ihr und ihrer kaum weniger bevorzugten Tochter Franzi in Berührung und war oft der Gast dieses eine hohe Geisteskultur und edle Geselligkeit pflegenden Salons.

Einem noch weiteren, noch mannigfaltigere Elemente umschließenden Kreise öffnete sich Wehlis Haus. Zu dessen Intimen gehörte das deutsch liberale, sogenannte verfassungstreue Ministerium des jovialen, über einen echt wienerischen Witz gebietenden Fürsten Adolf Auersperg. Die Exzellenzen stellten sich mit Vorliebe an den Sonntagabenden ein, wo ein oder mehrere Spieltische für das bevorzugte, jetzt durch Bridge ersetzte Layenne bereit standen. Es ging sehr ernst und schweigsam dabei zu, wenn die Gemüter nicht durch einen „verschenkten Tric" in Aufregung gerieten. Da sitzen sie einander gegenüber: Karl von Stremayr, der Unterrichtsminister, ein blonder freundlicher Herr; Wohlwollen liegt in seinem Gesicht, seine Sprechweise ist bedächtig. Neben ihm Baron Pretis, elegant von Statur, kaum mittelgroß, einnehmenden Wesens; seine Beweglichkeit und Lebhaftigkeit verraten die italienische Abkunft. Baron Wehlis Partner, die stattliche Gestalt mit dem von dunklem Backenbart umrahmten gelblichen Antlitz und der Brille ist der Mähren entstammende Handelsminister Johann Freiherr von Chlumecky, als Parlamentarier zu einer führenden Rolle berufen. Österreichs zwei größte Juristen, Julius Glaser und der ihm innig befreundete Josef Unger, der eine Justiz-, der andere Sprechminister, die glänzendsten Geister des Kabinetts — dessen Chef sich am Fenster dort mit Baron Hofmann, dem Reichsfinanzminister, unterredet, der sein Portefeuille demnächst mit der ihm homogeneren Generalintendantur der Hoftheater vertauscht — haben, sich dem Spiele fernhaltend, vor dem Kamin im Nebenzimmer mit der Hausfrau Platz genommen. Die Konversation mit den beiden ideal gerichteten Männern von umfassender, auch schönliterarischer Bildung sprüht. Glaser, der intime Freund Hebbels, dessen Äußerem mit dem spärlichen rotblonden Haar und den wenig ausdrucksvollen Gesichtszügen man die innere Bedeutung kaum ansieht, wird fesselnd, sobald er die Lippen öffnet. Unger, von dem man sagt, daß es ohne ihn die heutige österreichische Rechtswissenschaft

nicht geben würde, ist der äußeren Erscheinung nach anziehender und distinguierter. Nebenbei ein Meister des Klavierspiels, gebietet er über einen so unwiderstehlichen Witz, wie er mir ähnlich nur bei Hans von Bülow vorgekommen. Unzählige geflügelte Worte werden von ihm kolportiert. „Er hat eine schöne Zukunft hinter sich", lautet eins seiner Bonmots über einen jungen Politiker, der sich seine Karriere verbaut zu haben schien. „Geschichtsabschreiber" betitelte er einen Historiker, der seine Werke reichlichst mit Zitaten aus archivalischem Material füllte. „N.s sind die opferfreudigsten Menschen!" Mit diesem Ausruf über eine uns bekannte Familie verblüffte er gelegentlich einige seiner Freunde und fügte auf deren fragende Blicke lächelnd hinzu: „Nun ja, sie freuen sich über jedes Opfer, das ihnen gebracht wird." Als ihn die Witwe eines seiner Bekannten fragte, was für einen Stein sie ihrem Manne setzen solle, lautete sein Rat: „Setzen Sie ihm den, der Ihnen bei seinem Tode vom Herzen gefallen ist!" „Von vielen Menschen erfährt man erst durch die Todesanzeige, daß sie gelebt haben", meinte er. „Es ist keine Kunst alt zu werden, aber es ist eine Kunst alt zu sein." Er selbst bewährte sich in dieser Kunst.

Dort nähert sich eben der Gruppe des Fürsten Auersperg ein Herr mit breiten Koteletten; man könnte ihn nach Haltung und Aussehen für einen Militär halten. Das ist Anton von Schmerling. Seine Ministertätigkeit hat er bereits hinter sich; er wirkt als Präsident des Obersten Gerichtshofes. Er lebt mit seiner Tochter, Frau Silvia von Rohonczy, zusammen und gilt für einen ritterlichen Verehrer von Frauenschönheit. Ich wurde ihm bei einer Gratulationscour gelegentlich seines Jubiläums vorgestellt und sah mit Wehlis die Ausstellung der von ihm empfangenen Geschenke an, unter denen er mit besonderem Wohlgefallen einen ihm von seinem ehemaligen Schüler, König Alfonso XII. von Spanien, gespendeten Dolch zeigte.

Als treuesten der Treuen bei den Sonntagsabenden wie

bei anderen Einladungen im Wehlischen Hause sehen wir drüben am zweiten Spieltisch mit Exzellenz Arneth — dem Direktor des Staatsarchivs und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, einem weltkundigen Gelehrten — und dessen Schwager Baron Schäfer, Generalkonsul in Kairo, Leopold von Hasner, eine geistig vornehme, wahrhaft imposante Persönlichkeit von exklusiver Haltung. Nicht nach außen. Der hochgewachsene hagere Mann trägt das Haupt gebeugt, die Stirn ist gefurcht, unter der der Seherblick zweier unverblendbarer Augen auf Zeit und Welt, Menschen und Geschehnisse schaut. Sein überlegenes Urteil gibt er mit der Ruhe des Philosophen ab. Vom Ministersessel ist er schon seit Jahren herabgestiegen, nicht ohne sein Regiment durch eine große Tat: die von ihm geschaffenen Volksschulgesetze, besiegelt zu haben. Aber auch in der Zurückgezogenheit erhält er sich im Zusammenhang mit den Strömungen und literarischen Erzeugnissen des Tages. Das Herrenhaus ehrt in ihm einen seiner glänzendsten Sprecher und jede seiner fein ziselierten Reden ist ein Ereignis. Stets beherrscht, nie leidenschaftlich, bleibt er ein glühender Verfechter der deutschen Sache in Österreich. Alles geht bei ihm in die Tiefe, auch die gesellige Unterhaltung. Darum bin ich stolz, wenn er mich zur Nachbarin begehrt. Dann läßt er auch gelegentlich seinen feinen Humor spielen, oder ein Paradoxon hören, wie einmal die Behauptung: „Glück in der Liebe hat jeder. Wer den Besitz der Auserwählten erreicht, hat's von vornherein. Wer ihn nicht erreicht, hat's erst recht — denn ihm bleibt Enttäuschung erspart." Ähnlich sagte Unger: „Nur die unglückliche Liebe ist eine glückliche."

Jetzt tritt ein Herr mit glänzend schwarzem Haar, mit großgeschnittenen Zügen und seltsam weit ausgreifenden Schritten ein — sympathisch dünkt er mich nicht — Graf Taaffe, der nachmals, als lange „fortwurstelnder" Ministerpräsident, die „Versöhnung" der Nationalitäten der Mon-

archie auf ſein Programm ſetzte und deren unverſöhnbaren Hader herbeiführte.

Das ſind die kaiſerlichen Berater, auf deren Schultern das Wohl Öſterreichs lag und liegt. Geſpannt lauſche ich ihren Erörterungen, denn ich halte es mit Goethes Leonore: „Ich höre gern, wenn kluge Männer reden.“

Auch an Vertretern der Diplomatie fehlt es Wehlis Kreiſe nicht. Der bayeriſche Geſandte, Graf Bray — ein ritterlicher alter, etwas ſchwerhöriger Herr —, der württembergiſche, Baron Baur — ein impulſiver Süddeutſcher —, der portugieſiſche, Vicomte Valmor — ein von der Sonne Südamerikas gebräunter unterhaltender Nabob —, der nachmalige öſterreichiſche Botſchafter in Rom, Baron Paſſetti — jeder Zoll ein Diplomat — ſind häufig da zu finden. Gleich ihnen die Militärattachés, insbeſondere der preußiſche, Graf Wedel — der ſpätere gefürſtete Statthalter im Elſaß, deſſen norddeutſche Steifheit in ſinnfälligen Gegenſatz zur Natürlichkeit der Öſterreicher tritt. Ebenſo Herren der Generalität, wie der, ſeiner originellen Gattin zur Folie dienende, trocken ſchweizeriſche Herr von Hurter, oder Graf Gottfried Auersperg, der ſo anziehend von Dalmatien und ſeiner Bevölkerung zu erzählen weiß; Baron Wimpffen, Oberſthofmeiſter des Erzherzogs Ludwig Viktor. Im Salon der Baronin zeigt ſich auch öfters der ſarkaſtiſche Altgraf Salm.

Neben dieſen vorwiegend politiſchen, ſozuſagen offiziellen Perſönlichkeiten ſehe ich mich im Heim der Freunde, ſei es an der mittägigen oder abendlichen Tafelrunde, ſei es in kurzer Plauderſtunde, auch anderen bedeutenden Erſcheinungen gegenüber. So dem gelehrten Profeſſor Zſchokke, dem jetzigen Weihbiſchof von St. Stephan; dem Hiſtoriker Theodor von Sickel, Sempers Schwiegerſohn, nachmals Direktor des öſterreichiſchen hiſtoriſchen Inſtituts in Rom, Max von Gomperz, dem geiſtſprühenden Finanzmann, Baron Härdtl und ſeinem Schwiegerſohn Dr. von Feiſtmantel, die zu Wiens erſten Rechtsanwälten zählen, Baron Fritz

Leitenberger, einem der vornehmſten Großinduſtriellen der Monarchie. Seine Hand iſt immer offen, ſeine Bereitwilligkeit, menſchenfreundliche und künſtleriſche Zwecke zu fördern, nahezu unbegrenzt. Dafür ſegnet ihn Gott nicht nur durch irdiſche Schätze, ſondern auch durch ein heiteres Gemüt. Selbſt witzig, zum Scherz aufgelegt, liebt er, fröhliche Geſellſchaft um ſich zu ſehen, und eine beſondere Freude gewährt es ihm, ſich auf Reiſen nach Jeruſalem und dem Nordkap Zelebritäten des Burgtheaters, wie Hartmanns, Gabillons, Thimig, und andere Künſtler, wie Zumbuſch, zum Mitgenießen einzuladen.

Zuweilen tauchte auch Dingelſtedt, derzeit Direktor der Hoftheater, der das Wort prägte, daß die Oper ein notwendiges, das Konzert ein überflüſſiges Übel ſei, in der Eliſabethſtraße auf — ein ſchöner Mann von ſtolzer Geſtalt, ſelbſtbewußtem weltmänniſchen Weſen und witziger, das Heterogenſte im Fluge ſtreifender Unterhaltungsgabe. Er iſt äußerſt amüſant. Minder ſchlagfertig und ſprudelnd iſt Ferdinand von Saar, der eigentliche Dichter Wiens, das er durch ſeine „Wiener Elegien" und viele Novellen verherrlicht hat. Hochſtämmig, breitſchulterig gebaut, ein aufrechter Mann mit einem bisweilen durchbrechenden burſchikoſen Anflug, verleugnet er nicht den ehemaligen Offizier. Er erfreut ſich allgemeiner Beliebtheit und im beſonderen der Gunſt vornehmer Frauen.

Ungleich näher als beiden Dichtern bin ich Bauernfeld, dem Neſtor der Wiener Poeten, gekommen. „Raunziander" ward er in ſeiner Jugend geheißen, und er „raunzt", wie der Wiener ſagt, das heißt krittelt, noch heute, was ſeiner gemütlichen Weiſe keinen Abbruch tut. Aus der Zeit Schuberts, Schwinds, Grillparzers, Lachners ragt der „Alte vom Berge" mit dem dünnen Weißhaar auf dem gebückten Haupt in unſere Tage hinein und hat, die Ideale ſeiner Jugend feſthaltend, zur Kunſtentwicklung der Neuzeit den Weg weder geſucht noch gefunden. Seine Oppoſition gegen die „Zukunftsmuſik" tut mir gleichwohl nicht weh — die

unfruchtbare Mohrenwäſche gab ich längſt ſchon auf — ich laſſe mir von dem alten Herrn lieber etwas von Schubert erzählen. Und nicht nur in Wien, ſondern auch in Iſchl.

Meine Wiener Wochen neigten ſich ja nun dem Ende zu. Frau von Wehlis Geſundung ließ leider noch immer auf ſich warten. Ihr vortrefflicher Hausarzt Dr. Draſche verordnete ihr Badekuren in Iſchl und Gaſtein und ſchließlich einen Aufenthalt in Meran. Als ſie mich bat, die erſte Station in Iſchl mit ihnen zu teilen, beſann ich mich nicht lang, mit einem Ja zu antworten. Ich gab den Achenſee für dies Jahr auf, da ich Similde durch ihre Lieblingsnichte Suschen begleitet wußte. Mit einem ſtrahlenden Schlußbild: der Feier des Fronleichnamsfeſtes, die ſich mit allem kirchlichen Pomp, einem beſtechenden Reichtum an Trachten, Ornaten, Uniformen, Fahnen, Standarten, Blumen, unter Beteiligung des Kaiſers in einem mit acht goldgeſchirrten Schimmeln beſpannten Galawagen und der Erzherzoge in ſechsſpännigen Staatskaroſſen vollzog, ging für mich die Wiener Sonne unter, aber ich wußte, daß ſie mir nun oftmals wieder aufgehen werde.

★ ★
★

Es ließ ſich wohl ſein im grünen Iſchl. Meine Freunde hatten den erſten Stock einer hübſchen Villa in der Eliſabethſtraße gemietet. Für jedes von uns ſtand ein nettes Zimmer bereit, den Vereinigungspunkt bildete ein Salon mit Balkon, zu dem die Kurmuſik vom nahen Kaſino herüberklang. Der Garten ſpendete erwünſchte Schattenplätze. Aus der vollſtändig eingerichteten Küche, wie die Wiener ſie in der Sommerfriſche vorzufinden lieben, wurden wir, wenn wir zu Hauſe ſpeiſten, durch die mitgenommenen dienſtbaren Geiſter verſorgt; doch nahmen wir, wenn Frau von Wehlis Befinden es erlaubte, unſer Mittagsmahl gern auswärts ein. Öffnete der Himmel nicht — was er leider nur

zu oft tat — seine Schleusen, so führten uns Ausflüge zu Wagen oder zu Fuß ins Weite. Da ließ sich unsere Leidende in einem der hier üblichen Sessel tragen und Gatte und Freundin wanderten neben ihr her.

Die landschaftlichen Reize im Tal der Traun und Ischl sind, wenn schon mehr anmutiger denn großartiger Natur, äußerst mannigfaltig. Nach allen Richtungen tun sich herrliche Wälder auf, so daß wir uns bei stundenlangem Ergehen des schützenden Schattens erfreuen können. Wo gäbe es anderswo so von ununterbrochenem Grün überwölbte Pfade wie den Laufener Weg oder den zyklamenreichen Waldweg nach der Rettenbachmühle, oder rings um den Jainzen, wo die schöne Kaiserin so gern schwebenden Schrittes wandelt?

Doch auch der offeneren Straßen viele laden uns ein. Da winkt uns traunabwärts Weißenbach, die Station für die Atterseefahrer. Durchs Tal der Ischl erreichen wir St. Wolfgang, dessen ehrwürdiges Architekturbild: Schloß, Kirche, Kreuzgang und Brunnen, dem klaren See unmittelbar zu entsteigen scheint. Lohnend ist eine Fahrt nach Ebensee und den abseits gelegenen Langbathseen und weiter nach Gmunden mit seinem herrlichen See.

Treibt's uns traunaufwärts zu schweifen, so bringt uns die Bahn im Fluge nach dem jetzt auch als Badeort beliebten Goisern oder ein Stück weiter nach Hallstatt, wo die niedlichen Häuslein, dicht aneinander geschmiegt, wie die Vogelnester am Gefels über dem Seegrund hängen und von wo sich der Zugang zu dem einsamen Gosausee öffnet, in dessen dunkelgrüner Flut sich das ewige Eis des Dachsteins spiegelt.

Bei der schönsten unserer Tagestouren, nach Altaussee leisteten uns Wehlis Schwiegersohn und Enkel Gesellschaft. Hans Hopfen und seine drei Kinder — zwei Knaben von 10 und 12 Jahren und eine 6jährige Tochter — hatten sich selbständig in Gries am Traunufer angesiedelt. Man sah sich täglich, und des anregenden Dichters Geist und Witz,

die liebenswürdige Natur ſeiner Kinder brachte unſerem kleinen Kreiſe Abwechslung. In Auſſee gab mir Hopfen das wundervolle Gedicht an ſeine tote Guſti, das, unmittelbar zuvor entſtanden, ſeinen „Geſchichten des Majors" als Widmung vorangeſtellt iſt. Es ergriff mich tief. Der ernſte See, das Tote Gebirge, dazu in der Ferne die blendende Dachſteingruppe ergeben ein Bild von Stimmungsreichtum und Größe. Als wir den See befuhren, kam Frau Dr. Seeburg, die hier eine Villa beſitzt, mit Ferdinand Gregorovius des Weges. Ich rief ihr übers Waſſer einen Gruß zu, den ſie mit einer Einladung erwiderte, der ich nicht zu folgen vermochte.

Zu Hopfen fanden ſich in Iſchl andere ſchöne Geiſter hinzu. Eines Tages ſtellte er uns im Kaſino zwei Spottvögel von der Donau und der Spree vor: Daniel Spitzer, den Autor der witzſprudelnden „Wiener Spaziergänge" in der „Neuen Freien Preſſe", und Paul Lindau, deſſen „Bayreuther Briefe" im Nibelungenjahr bei der überwältigenden Mehrheit der Wagnerfeinde einen weithin ſchallenden Lacherfolg davongetragen hatten. Das „Hojotohopferd", das verſpottete Wagalaweia waren in aller Munde. Dennoch vermochten all die Witzraketen dem großen Werk nicht den Garaus zu machen. Im Siegeszuge eroberte es ſich die Welt; wer aber denkt noch der Spottgeburt jener Briefe?

Oftmals ſtellte ſich Bauernfeld, ein Spötter alter Schule, bei uns ein. Als ſeine Luſtſpiele „Aus der Geſellſchaft" und „Bürgerlich und romantiſch" im Iſchler Theater gegeben wurden, bat er uns, ſie mit ihm anzuſehen, und ſo hörten wir die etwas verblichenen, doch flott dialogiſierten Stücke — zwei ſeiner beſten Treffer — in ſeinem Beiſein.

Wiens erſte chirurgiſche Größe, den Brahmsfreund Theodor Billroth, lernte ich am Wolfgangſee, wo er ſeinen Sommerſitz hatte, flüchtig kennen. Der Erzieher des Kronprinzen, Exzellenz General Latour, ſtellte ſich zuweilen bei Wehlis ein. Häufig kam Schmerling, von je ein Verehrer Frau von Wehlis und Bewunderer ihres bekannten politiſchen

Scharfblicks, um ſich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Einmal überraſchte ich ihn und ſeine Tochter durch einen ſonderbaren Willkommengruß. Mit Überſetzung von Liſzts „Chopin" beſchäftigt, warf ich, da er gemeldet wurde, haſtig aufſpringend, das Tintenfaß vom Schreibtiſch herab und bemühte mich zu meiner Beſchämung vergeblich, die ſchwarze Sintflut zu verbergen, die ich auf dem Fußboden angerichtet hatte, während ihm meine Verlegenheit Spaß machte.

Er neckte gern. „Fauſt und Gretchen!" rief er Baron Wehli und mir zu, als wir, indes er die Baronin am Arme führte, im Garten auf und abgingen. Natürlich dankte ich ihm mit einem raſchen „Mephiſto und Marte!"

★ ★
★

Mit dem Juli fand unſere Iſchler Station ihr Ende. Frau von Wehli, noch immer kränkelnd, wollte jedoch nichts von Trennung hören, und wie konnte ich ſie ihren melancholiſchen Stimmungen überlaſſen? Ich begleitete ſie weiter nach Gaſtein, einem alten Ziele meiner Wünſche. Es zu erreichen, war damals beſchwerlicher als heute, wo uns das Dampfroß von Lend, aus dem Tale der Salzach hinauf zum Wunderquell trägt. Lange bevor man den erſehnten Ort ſchaute, war das donnernde Getöſe ſeines Waſſerfalles dem Ohre vernehmbar. Eine plötzliche Wegwendung erſt zaubert uns unſer nahes Ziel vor die Augen: eine enge, von gletſcherüberhangenen Bergen umgebene Schlucht, in der die Häuſer terraſſenförmig an der Lehne hinabſteigen bis in den Grund, wo die Ache über Felstrümmer rauſcht und der weltberühmte Waſſerfall ſeine zu Schaum aufgelöſten Fluten mit Donnergebraus herabwirft. Welch eigenartig erhabenes Bild! Es ſtündlich vor mir zu haben, dieſe reine, belebende Luft atmen zu dürfen, deuchte mich Wonne. Mir ergehts nicht wie unſerer Leipziger Frau Salomon, die, eben in Gaſtein zu längerem Aufenthalt ankommend, entſetzt

über das Waſſergebrauſe, ihrem Poſtillon zurief: „Schwager, nehmen Sie mich nur gleich wieder mit!“

Wir waren beim Pfarrer Trauner gut aufgenommen im ſtillen behaglichen Haus, das neben uns nur die Wehlis befreundete ideale Frau von Wertheimſtein aus Wien mit ihrer Tochter Franzi als Fremde beherbergte. Um zu baden, brauchten wir nur aus einem Zimmer ins andere zu gehen. O dieſe köſtlichen Bäder! Ich kenne kein Waſſer, das die Glieder ſo weich, ſo ſchmeichelnd umfinge, in dem mir ſo wohlig, ſo meluſinenhaft zu mute wäre, als ſei es mein eigenſtes Element. Kehren ſie nicht auch alle wieder, die einmal kamen, verfällt nicht jeglicher dem Zauber der Sirene, die unſichtbar hier an der Quelle waltet? Äußere Lockungen wenigſtens ziehen keinen hierher, und er würde ſie vergeblich ſuchen.

Unſer Pfarrhaus iſt, wie nahezu jedes Haus hier, an den Felſen angebaut, ſo daß man aus dem erſten Stock unmittelbar ins Grüne gelangt. So ſind wir raſch auf der Hauptpromenade, dem für unſern Kaiſer Wilhelm, Gaſteins alljährlichen, auch jetzt anweſenden Gaſt, angelegten, einzig ebenen „Kaiſerweg“. Alle anderen Ziele wollen, ob auch mit geringer Mühe — wenn man ſie nicht, wie ich, aufs Anlauftal und Naßfeld ausdehnt — erſtiegen ſein.

Gaſteins Charakter als Weltbad — ſein kleiner Gottesacker nennt ſich ſtolz „Friedhof von Europa“ — bringt unerwartete und intereſſante Begegnungen mit ſich. Kaum angekommen, lief mir Freund Wenzel aus Leipzig in den Weg. Er hatte ſich nur für kurze Friſt von den Tauern hierher verſtiegen, beſuchte mich aber gleich, ſo daß ich meine Freunde mit dem originellen Mann bekannt machen konnte. Beim Mittagseſſen im Badeſchloß durfte ich Clara Schumann mit ihrer Tochter Marie, zunächſt in Geſellſchaft von Herzogenbergs, die vorübergehend hier waren, begrüßen. Wir wechſelten verfehlte Beſuche, ſprachen einander aber öfters beim Speiſen, auch nahm ſie einmal zu unſerer Freude an unſerem Tiſche Platz. Auf der Kaiſerpromenade trafen

wir Dingelſtedt und ſeine Töchter. Er klagte ſehr über ſeine Geſundheit, und ſein Ausſehen beſtätigte ſeine trübe Ausſage, wie er denn auch bald die Flucht ergriff. Dann kamen Standthartners, Profeſſor Zſchokke, Fürſt Lothar Metternich, ein wenig intereſſanter Sohn des berühmten Staatskanzlers. Durch Frau von Wertheimſtein lernte ich die anmutige Witwe des Dichters Moritz Hartmann, wie die noch im Alter ſchöne Gräfin Maxe Oriola, eine Tochter Bettinas von Arnim, kennen.

Eines Tages erſchien bei Wehlis ein kleiner alter Herr mit feinen klugen Geſichtszügen, zwinkernden kurzſichtigen Augen und unverfälſcht ſächſiſchem Dialekt — Graf Ferdinand Beuſt. Er war ſehr freundlich zu ſeiner Landsmännin, lud ſie auch mit ihren Gaſtfreunden auf ſein Gut Altenburg ein. Da er ſich als Komponiſt harmloſer Muſik betätigte, trug das Kurorcheſter ihm zu Ehren ein paar ſeiner Stücke vor. Über Wagner gerieten wir bald in ein Gefecht. Er behauptete, Beweiſe ſeines Undanks gegen den König von Sachſen in der Hand zu haben. Als jedoch ſeine Memoiren ſpäter ans Licht kamen, zeigte ſich, daß jene Beweiſe einen anderen Wagner als den großen Dichter-Komponiſten betrafen. Baronin Wehli ſagte mir, bei Beuſts Sturze habe ſich die große Mehrheit ſeiner bisherigen Freunde von ihm zurückgezogen. Daß ſie und ihr Mann, wenngleich ſie ſeine für Öſterreich wenig glückliche Politik von vornherein nicht billigten, ſich nicht auch von ihm abgekehrt hätten, wiſſe er ihnen Dank. Zu einem Beſuch in ſeinem Altenburg iſt es meinerſeits nie gekommen. Wiedergeſehen aber habe ich ihn öfters in Wien. In Gaſtein ſahen wir ihn damals nur kurze Zeit. Als ſein Nachfolger Andráſſy und unſer Bismarck, auf den er nicht gut zu ſprechen war, ſich jetzt nahten, hatte er das Feld geräumt. Auch die Ankunft ſeines Kaiſers wartete er nicht ab.

Franz Joſef kam am 9. Auguſt, Wilhelm I. vor beendeter Badekur zu begrüßen. Böllerſchüſſe, Glockenläuten, Muſik kündeten ſein Kommen; Gaſtein prangte im Feſtſchmuck.

Die Jagdgeſellſchaft, ein Verein von Kavalieren, bot ihm ſchon außerhalb des Ortes das erſte, Bergknappen, Schuljugend, Behörden das weitere Willkommen. In der Villa der Gräfin Meran — der ehrwürdigen Witwe des Erzherzogs Johann, des ehemaligen deutſchen Reichsverweſers, der ſie einſt als Poſtmeiſters Töchterlein gefreit — hatten ordengeſchmückte Herren, die Fürſten Schwarzenberg und Rohan voran, und Damen mit Sträußen in der Hand — ich als Wehlis Anhängſel unter ihnen — ſich zum Empfange verſammelt. Zuſchauer umdrängten von allen Seiten die Terraſſe, die hinaufführende Treppe flankierten junge hübſche Bäuerinnen in ihrer kleidſamen Tracht. Da erſchien er. Huldvoll dankend, nahm er einer jeden von uns die ihm dargereichte duftige Spende ab. Doch kaum hatte er ſich den Herren zugewandt, als ſchon der Deutſche Kaiſer, ſeinem Beſuche zuvorkommend, mit Gefolge vorfuhr. Herzlich umfingen ſich beide Majeſtäten am Fuß der Terraſſe, und die jüngere geleitete die ältere am Arm hinauf, wo uns knixenden Damen ein zweiter freundlicher Kaiſergruß zuteil ward.

Der Beſuch Kaiſer Wilhelms war ſo kurz als der ſofortige Gegenbeſuch des öſterreichiſchen Monarchen. Um 3 Uhr ſah man dieſen ſodann zur Tafel ins Badeſchloß fahren. Am Abend überraſchte uns eine feſtliche Illumination; der Waſſerfall erſtrahlte in buntfarbigem Licht, und auf den Bergen loderten Freudenfeuer.

Eine Kaiſermeſſe in der Frühe, ein morgendlicher Abſchiedsbeſuch unſeres greiſen Kaiſers bei ſeinem kaiſerlichen Anverwandten kurz vor deſſen Aufbruch, bei dem eine erneute Blumenhuldigung der geſtern erſchienenen Damen nicht fehlte — und vorüber war die denkwürdige Begegnung der beiden Souveräne.

Sie hatte ihr Nachſpiel in der ſich alsbald am ſelben Orte vollziehenden Zuſammenkunft Bismarcks und Andráſſys, aus der das deutſch-öſterreichiſche Bündnis hervorging. Zum erſten Male ſah ich damals die Reckengeſtalt des eiſernen Kanzlers, die ſchon von außen beſaß, was ihn zum

Schöpfer, Mehrer und Schützer des Reichs berufen erscheinen ließ, und gebannt folgten ihm meine Blicke so oft ich seiner gewahr wurde. Ein seltenes Glück ließ mich später näher an den Gewaltigen herankommen; aber für immer bleibt es mir ein erhebendes Gefühl, daß ich jene welthistorischen Tage an ihrer Geburtsstätte miterleben durfte.

Am 13. August nahm auch unser Kaiser Wilhelm mit gestärkter Gesundheit Abschied von seinem Gesundbrunnen. Mit einigen anderen deutschen Damen stand ich zu dieser Stunde im Badeschloß und reichte dem Scheidenden einen Kornblumenstrauß, durch einen freundlichen Blick und Druck seiner Hand dafür belohnt.

Vorbei war damit in Gastein die hohe Zeit, die Kaiserzeit. Einförmigere Tage lösten sie ab, Gewitter, Nebel, Regen durchzogen das Tal, bis wir ihm Ende August den Rücken kehrten.

Mit Unterbrechungen in Zell am See — ein Ritt auf die Schmittenhöhe eingeschlossen —, in Innsbruck, Brennerbad und Bozen legten wir die Fahrt nach Meran zurück und hatten uns eben in einer Villa in Obermais eingemietet, als Baron Wehli die dortige Temperatur nach der bisher geatmeten Frische so unerträglich fand, daß wir sofort Meran mit Vahrn bei Brixen vertauschten. Dort, unter dem breiten Laubdach von Edelkastanien, im Lärchenwald und im kühlen Schalderstal, wehten belebendere Lüfte. In Villa Mayr, einer Dependance des berühmten Brixner „Elephanten", vergingen uns noch zehn köstliche Septembertage. Dann begleitete ich die Freunde noch bis Salzburg. Es hatte mich bereits auf der Hinreise nach Gastein entzückt. Zu den da geschauten Mozartstätten und -Reliquien und vielen anderen Herrlichkeiten kamen nun noch eine Wanderung auf den Mönchsberg und Fahrten nach Maria Plein und Hellbrunn. Es waren schöne und doch wehmütige Tage, wie sie dem Abschied vorangehen. Dann schlug nach fünf Monaten tiefen Ineinandergelebtseins die Trennungsstunde. Sie kostete mich und meiner Freundin viele Tränen.

Selbſt Baron Wehli, dem gegenüber ich mich des Weinens ſchämte, ſagte ſehr lieb, ich brauchte mich gar nicht zu ſchämen, er weine ſelber mit.

Schon in Bahrn hatte mir Frau von Wehli geſagt, ſie habe ſich ſelber hundertmal gefragt, ob ſie mich nicht bitten ſolle, ihr ganz zu gehören; aber ſie dürfe nicht egoiſtiſch ſein, dürfe mich nicht meinem Berufe entziehen, mein ſtrebendes tätiges Leben nicht an ihr alterndes müdes binden. Sie wiſſe indes, daß wir beide alles voneinander fordern dürften und uns alles gewähren würden, was wir vermöchten; darum müſſe ich ihr verſprechen zu kommen, wenn ſie mich rufe. Das tat ich bewegten Herzens. Und ſo ſchieden wir!

* * *

In Leipzig ſetzte ich die ſchwierige Übertragung des Liſztſchen „Chopin" emſig fort. Die Verdeutſchung der „transatlantiſchen Kabelſätze" — wie Baronin Wehli die langatmigen Perioden mit ihren zahlreichen Epitheta nannte — machte mir viel Kopfzerbrechen und ſtündlich entbehrte ich die gewohnte Beratung mit meiner ohnehin auf Schritt und Tritt vermißten Wiener Freundin. Ein reger Briefwechſel, der auch ihren Gatten vielfach mit einbezog, ſorgte dafür, daß wir innerlich miteinander weiterlebten. Auch andere in Wien angeknüpfte Beziehungen, wie beſonders zu Frau von Wehlis Schweſter, Generalin von Dobner, wurden fortgeführt. So ſchrieb mir Bauernfeld, dem ich, zum Danke für ein paar mir von ihm geſpendete Stücke, meinen erſten, eben in fünfter Auflage ausgegebenen Studienband geſandt hatte:

„Geehrtes Fräulein!

Für Ihre freundliche Gabe dankend, bin ich ſo frei, Ihnen dafür ein Büchlein mit Schwänken: ‚Aus der Mappe des alten Fabuliſten' zu überſenden. Daß Ihr Werk in unſerer proſaiſchen Zeit bereits in fünfter Auflage erſchienen, darf

Sie mit Befriedigung erfüllen und ist zugleich ein erfreuliches Zeichen, daß es in Deutschland noch eine nicht gar zu kleine Gemeinde gibt, welche an unsern musikalischen Größen, deren Schöpfungen wie Schicksalen Anteil nimmt. Aber auch die alten Meister sind nicht völlig verklungen. Vor wenig Tagen hörten wir hier Mozarts ‚Idomeneus' nach sechzigjähriger Pause in vortrefflicher Darstellung. Das Werk, wenn auch teilweise in der Form veraltet (in keiner Kunst veralten die Formen rascher als in der Musik), weist doch Schönheiten ersten Ranges auf, der zweite und dritte Akt sind nahezu vollendet, und manches aus dem künftigen „Don Juan", „Figaro", „Zauberflöte" klingt da als Embryo voraus. Die Oper wird sich auf dem Repertoire erhalten, trotz ihrer (poetischen) Einfachheit.

Mit besten Grüßen und mit der Hoffnung, daß wir im nächsten Frühjahr wieder zusammentreffen werden

Ihr ergebenster

Bauernfeld.

Wien, 28./X. 79."

Nach meiner Danksagung hörte ich Ende November wieder von ihm:

„Ihre mehr als freundliche Kritik ist leider nicht die der übrigen Lesewelt. Mein Fabelbuch ist in den Brunnen gefallen . . .

Kommen Sie denn nicht zur Mozartwoche? Das wäre gewissermaßen Ihre Schuldigkeit: Der „Idomeneus" war übrigens bald abgeblitzt. Neben Ihrem R. Wagner mit seinen Orchester- und Ausstattungseffekten geht alle poetische Musik in die Brüche. — Was halten Sie denn von Brahms' Deutschem Requiem? So viel ich davon gehört (nur die zweite Abteilung) schien es mir höchst anständige Kapellmeisterarbeit. Die „Eroica" darauf hatte doppelt eingeschlagen."

Nicht allein die Wiener, auch die Leipziger durften alsbald an einem Mozart-Zyklus ihre Freude haben. Mit dem kaum noch auf der Bühne sichtbaren „Idomeneus", den ich überhaupt nur einmal, vor zehn Jahren gehört hatte, beginnend und mit dem schon ganz aus dem Rampenleben ausgeschiedenen „Titus" und einer Mozart-Apotheose abschließend, ließ er mit dem Siebengestirn der Hauptopern des großen Klassikers — also auch das mit Unrecht vernachlässigte „Così fan tutte" inbegriffen. — Mozarts gesamtes dramatisches Werk vor uns erstehen, dessen ideale Harmonie der Gereifte ungleich besser zu werten weiß, als es der sturm- und drangvollen Jugend gegeben ist. Den „Helios der Musik" nannte ihn ein schönes Wort des Slaven Rubinstein, dessen Erscheinen in unserer Stadt dem Mozart-Zyklus kurz vorausging.

Ein Klavierabend überschüttete uns mit einer Auslese von Bach, Mozart, Beethoven, Field, Schumann, Chopin, Thalberg, Henselt, Liszt, Rubinstein, von der mir die inspirierte Wiedergabe der Schumannschen Phantasie Op. 17 — eines meiner auserwählten Lieblinge — am unvergeßlichsten geblieben ist. Ein darauffolgender Kammermusikabend stellte den Komponisten Rubinstein mit einem Quartett Op. 17 und zwei Quintetten Op. 55 und 99 in den Vordergrund, bot jedoch, als erwünschten Anhang, noch einige Solostücke. Da hörte ich zu meiner besonderen Freude wieder den dämonischen „Erlkönig" locken und drohen.

Der übliche Härtelsche Rubinsteinabend verlief auch diesmal, unter Darbietung von Beethovens B-dur-Trio Op. 97, der Haydnschen F-moll-Variationen, Schumanns symphonischen Etuden und Rubinsteinschen Duetten (von den Damen Breidenstein und Keller gesungen), mit gewohntem Glanze.

Riedel hinwiederum, der sich, neben seiner wirksamen Tätigkeit für die alten Meister, stets die Verbreitung wertvoller Novitäten zur Pflicht machte, brachte uns in den von ihm veranstalteten Kammermusiken die einschlägigen Werke von Brahms nahe.

Ein neuartiger großer Bühneneindruck löſte die mannigfach von mir empfangenen muſikaliſchen Eindrücke ab. Ich ſah Adelaide Riſtori als Maria Stuarda. Eine alte Frau mit verblühter Schönheit, entzückte ſie mich durch die Poeſie der Wahrheit in ihrem Spiel. Stark betonte die Italienerin den katholiſchen Charakter der Rolle, und ihre Abſchiedsſzene, die Inbrunſt, mit der ſie, das Kruzifix umfaſſend, in den Tod ging, ergriff mich tief.

Der Weihnachtsabend hatte dies Jahr eine ganz beſondere Überraſchung für mich bereit. Silbernagl ſchickte mir einen Abguß ſeiner meiſterlichen Liſztbüſte, die, zu gleicher Zeit im Muſeum in Bronze ausgeſtellt, Aufſehen erregte und durch Dr. Fiedler angekauft wurde. Unter dem Chriſtbaum lag ein aus Wien gekommenes koſtbares Album, deſſen reiche Bilderfülle mir alle gemeinſam mit den Freunden beſuchte Stätten in die Erinnerung zurückrief.

.....

1880

Meine Chopin-Überſetzung hatte ich nach zweimaliger ſkrupulöſer Durcharbeitung Ende Februar 1880 beendet. Ein Kapitel daraus: „Chopins Individualität" erſchien auf Wunſch Breitkopf und Härtels als Sonderdruck in einer von ihnen herausgegebenen Sammlung muſikaliſcher Vorträge. Ich legte es Liſzt und der Fürſtin Wittgenſtein vor und faſt umgehend empfing ich aus Rom die vom 23. März datierten Zeilen:

„Liebe Frau Lipſius,

Ein neues Zeichen Ihres Gedenkens zu empfangen iſt mir ſtets überaus erfreulich. Sie wiſſen, wie hoch ich Ihren Geiſt und Ihre Charakterſtärke ſchätze, die unſerem Geſchlecht zur Ehre gereichen, indem Sie von einem Zweige der Literatur Beſitz ergriffen, der mehr zum Herzen als zur Phantaſie ſpricht, mehr die pſychologiſchen Vorgänge und Ent-

wicklungen als die trockene Aufzählung von Jahreszahlen und Begebenheiten in ſein Bereich zieht.

Aber wenig Frauen haben bisher den Mut und den nötigen Verſtand gezeigt, ſich ſo kühn und erfolgreich wie Sie dieſes ſchönen Zweiges zu bemächtigen, der ſo viel Blüten und Früchte zugleich zeitigt. Mehr als gewöhnlich hat mich Ihre diesmalige Sendung entzückt, die ich — wozu mir bei umfänglichen Bänden oft die Möglichkeit fehlt — ſogleich leſen konnte. Ich ſpreche Ihnen bezüglich dieſer mit wahrer Kunſt vollendeten Überſetzung meine aufrichtige Bewunderung aus.

Wohl gebe ich mir von der Schwierigkeit dieſer Übertragung Rechenſchaft, zumal für eine Frau, deren Feder, ſo fein ſie zugeſpitzt iſt, doch mehr gewohnt iſt, im belehrenden Stil zu reden, als Feuerwerke ſpielen zu laſſen, wo das Hineingeheimnißte überwiegt, wo man in Anſpielungen tief genug eindringen muß, um in einer anderen Sprache nicht nur die Worte, ſondern deren wahren Sinn wiederzugeben.

Bisher haben Sie den vollen Erfolg, den Sie verdienen, liebe Frau Lipſius. Ich beglückwünſche hierzu ſowohl den Autor als den Verleger und ich beglückwünſche mich ſelbſt zu der mir ſo willkommenen erneuten Gelegenheit, Ihnen den Ausdruck meiner herzlichen Zuneigung zu wiederholen.

Fürſtin Carolyne Wittgenſtein."

Am 5. Mai dirigierte Hans von Bülow im Leipziger Neuen Theater die neunte Symphonie, nachdem er zuvor die Wanderer-Phantaſie in Liſzts ſymphoniſcher Bearbeitung mit Orcheſter glanzvoll geſpielt, auch die „Cellini"-Ouverture und den Kaiſermarſch, letzteren in elektriſierender Siegesfeſtſtimmung vorgeführt hatte. Jeder Satz der Neunten — mit der wir Leipziger, dank alljährlicher Aufführung im Gewandhaus, die dem ausgezeichneten Orcheſter ſtets eine geſtiftete Extraſpende einträgt, ſehr vertraut ſind — zeigte natürlich ſeine beſonderen Feinheiten und Deu-

tungen, ſeine Bülowſchen Nuancen und hielt das Intereſſe angeſpannt. Das Adagio nahm er, gleich ſeinem Meiſter Liſzt, ſehr langſam. Im Schlußſatz bei „Ihr ſtürzt nieder, Millionen" ſagte mir Liſzt, neben dem ich ſaß, „er habe die Biegung nie ſchöner gehört."

Der Meiſter war eine Stunde vor dem Konzert ganz ungeahnt bei mir eingetreten. „Ihnen gilt mein erſter und einziger Beſuch heute", rief er mir entgegen. „Ich ſchulde Ihnen vielen Dank für Ihren Chopin. Prügeln Sie mich, daß ich ihn Ihnen erſt jetzt ausſpreche. Sie haben es prachtvoll gemacht — ich hab's ja voraus gewußt. Hat's Ihnen Frau Fürſtin nicht auch geſchrieben?" — „Ich tat, was ich vermochte, lieber Meiſter", entgegnete ich. „Wörtlich überſetzen ließ ſich dieſe geſteigerte Ausdrucksweiſe nicht — es wäre in deutſcher Sprache eine Karikatur geworden. Ich mußte das Ganze alſo frei nachſchaffen und bin glücklich, wenn Sie damit zufrieden ſind." — „Kurz und gut, die von Ihnen gewählte Weiſe iſt nicht nur die beſte, ſondern die einzig richtige", entſchied er.

Er fand Conſolo Bey, den exaltierten muſelmaniſchen Florentiner, bei mir, der eben in Weimar einige ſeiner Kompoſitionen, unter anderen eine Konzert-Ouverture „El Iſlam" über Verſe aus dem Koran, aufgeführt hatte. Als ich Liſzt darnach befragte, ſagte er, es ſei „viel Hübſches darin — doch nichts für Leipzig."

Des Meiſters Einladung, nach Weimar zu kommen, folgte ich anfangs Juni. Mich beſchäftigte ein vierter, die Klaſſiker behandelnder Band der „Studienköpfe", und alter Gewohnheit getreu, beſprach ich mich darüber mit meinem väterlichen Freund und Berater. Die ſonntägigen Matineen in der Hofgärtnerei hatte er aufgegeben. Es ſei Mißbrauch getrieben worden, erklärte er mir. Zu viele ungebetene Gäſte hätten ſich eingeſtellt, ſo daß er aufgehört habe, Herr in ſeinem Hauſe zu ſein. Nun hatten einige ſeiner Freundinnen, Frau Baronin Meyendorff, Frau Merian, Fräulein von Schorn, ihm ihr Haus dazu geöffnet. An

jenem Tag machte Frau Merian in ihrer anmutigen Weiſe die Honneurs, und auch den Großherzog, den ſteten Gaſt der Liſztſchen Matineen, durften wir begrüßen. Mit Kömpel ließ uns der Meiſter Raffs erſte Violinſonate und eine Serenade von Tſchaikowsky, mit dem ſechzehnjährigen Alfred Reiſenauer, ſeinem jüngſten Schüler, ſeine neue vierhändige Bearbeitung Schubertſcher Märſche, dann allein noch Variationen von Moszkowsky und Graf Zichys Adelenwalzer hören. Frau Merian führte in dem jungen Weimaraner Karl Scheidemantel einen vorzüglichen Bariton vor, an deſſen Schulung ſie Anteil hatte. Reiſenauers erſtaunlicher Vortrag der Bach-Fuge Liſzts beſchloß der Gaben bunte Fülle.

Das „dîner à-part" in der Hofgärtnerei, zu dem Liſzt mich eingeladen, hatte ſich in ein dîner à quatre bei Frau Merian umgewandelt, bei dem Adelheid von Schorn uns Geſellſchaft leiſtete. Es verlief äußerſt gemütlich. Liſzt, aufs beſte aufgelegt, erbot ſich, den Salat zu „fatigieren", und ich half ihm dabei.

Nach dem Kaffee hatte er ſeine Schüler zur Stunde zu ſich beſtellt und lud mich, als „zur Zunft gehörig" — denn andere wurden, wie er ſagte, nicht zugelaſſen — dazu ein. Fünfundzwanzig Männlein und Weiblein waren verſammelt, deren hervorragendſte er mir als „zukünftige Studienköpfe" vorſtellte. Unter ihnen Vera Timanoff und Adele Aus der Ohe, die ſich nachmals beſonders als Komponiſtin bekannt machte. An drei Nachmittagen wöchentlich erteilte der Unerreichte Unterricht und machte ſeinen Schülern damit ein unſchätzbares Geſchenk, ja er unterrichtete nicht nur unentgeltlich, er unterſtützte obendrein noch viele. Es kann nichts eigenartig Anziehenderes geben als dieſe Stunden; unterſchieden ſie ſich doch von denen anderer Lehrer gleicherweiſe, wie deren Geiſt und Art von Liſzts Genie. Fertige Technik ſetzte er bei denen, die ſich um die Ehre ſeines Unterrichts bewarben, als ſelbſtverſtändlich voraus. Wo er ſie nicht vorfand, wies er den Betreffenden bald unwillig,

bald ſarkaſtiſch an ein Konſervatorium, oder er wünſchte ihm „glückliche Reiſe", oder er gab einem jungen Mädchen den Rat, „lieber zu heiraten." Bülow, ungalanter, empfahl den „Klaviermamſellen", wie er ſie nannte, ſich lieber an die Nähmaſchine zu ſetzen. Gewohnt, kurzen Prozeß zu machen, führte er, da Liſzt, in ſeinen letzten Jahren allzu nachſichtig geworden, auch manche Unfähige um ſich duldete, eines Tages, als er für den erkrankten Meiſter die Stunde übernahm, die von ihm als unwürdig Erkannten, indem er ihnen den Arm bot, zur Türe hinaus. Gleichwohl war die „Säuberung" nur eine vorübergehende, — Liſzts unbegrenzte Güte war ſtärker und dauernder als ſie.

An jenem Juninachmittag, als ich mit dem Meiſter eintrat, warf er wie gewöhnlich einen Blick auf die auf dem Sophatiſch ausgebreiteten Noten und wählte aus dieſen von den Schülern vorbereiteten Muſikſtücken diejenigen aus, die er hören wollte. „Wer ſpielt den „Mephiſtowalzer?" fragte er. „Ich, Meiſter", antwortete Vera Timanoff und nahm Platz am Flügel. Er ging während des Spielens im Zimmer auf und ab, korrigierte dabei hier einen Fingerſatz, den ſein untrügliches Ohr ſofort, ohne hinzuſehen, bemerkte, dort einen Akzent, warf eine ſchwierige Paſſage, an deren richtiger Ausführung ſich der Vortragende die Finger zerbrach, ſpielend hin, erhellte durch ein blitzendes Wort eine dunkle Stelle, wußte in unnachahmlicher Weiſe den geiſtigen Gehalt jedes Muſikſtücks in der Wiedergabe des Jüngers plaſtiſch auszugeſtalten. Freigebig nach dem Geſetz ſeiner Natur, offenbarte er dieſem ſeine techniſchen Geheimniſſe, die ihm, dafern er ein Könner war, den Weg zur Größe wieſen. Vor allem forderte er Geſang im Ton, ein individuelles Spiel. Von häufiger Anwendung der Verſchiebung war er kein Freund. In dieſen Stunden, denen ich öfters beiwohnte, lernte man Liſzt von neuer Seite kennen und bewundern. Er war ein einziges Lehrgenie von Gottes Gnaden; aber nur für die Berufenen, die Auserwählten.

Kaum heimgekehrt, ſchrieb mir der verehrte Meiſter, dem

ich auf ſeinen Wunſch Mérimées Novelle „Carmen“ beſorgt hatte:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre beharrliche Gewogenheit. „Carmen“ iſt ſoeben gekommen, und ich bitte nun, eine andere Novelle von Mérimée, betitelt: „Les âmes du Purgatoire“, auszufinden und zu ſchicken. Dieſelbe erzählt die Begebniſſe des Don Juan de Marana, verunſterblicht durch Mozart und Lord Byron. Grabbe hat auch dieſem Taugenichts dichteriſche Aufmerkſamkeit geſchenkt und ihn zu Fauſt geſellt, was vielleicht Exzellenz von Goethe verblüffen dürfte.

Auf baldiges Wiederſehen in Leipzig oder Weimar! Stets dankend

ergebenſt

F. Liſzt.

10. Juni [1880] Weimar.

Morgen ſchreibe ich an Härtels, daß die Ausgabe meiner Schriften nicht beſſer anfangen könnte, als mit Ihrer günſtigen deutſchen Verſion des Chopin.“

Tags darauf verpflichtete mich der Meiſter zu erneutem Dank, indem er mir meinen ihm mitgeteilten Artikel „Die Pianiſtinnen der Gegenwart“, mit intereſſanten Ergänzungen und Randgloſſen verſehen, zurückſandte.

Zu jener Zeit kam Frau Wilt auf der Durchreiſe vom ſchleſiſchen Muſikfeſt, wo ſie mitgewirkt hatte, für ein paar Stunden nach Leipzig und ihre Freunde vereinigten ſich um ſie. Sie gab ſich um vieles heiterer als ich ſie hier und in Wien geſehen, und erzählte, daß ſie vor kurzem ihr Teſtament gemacht und den ſilbernen Lorbeerkranz, den Baroneſſe Eberſtein, Similde und ich ihr beim Abſchied von Leipzig geſtiftet hatten, mir vermacht habe. Gerührt dankte ich ihr dafür — habe ihn jedoch nie zu ſehen bekommen.

Dann machte mir Fräulein Lina Ramann, von Weimar kommend, einen Beſuch und ich konnte ihr zu den für die „Neue Zeitſchrift für Muſik“ geſchriebenen Aufſätzen

Liſzts verhelfen, die jetzt geſammelt herausgegeben werden ſollten und die ſie nirgends hatte auftreiben können. Es blieb dies unſere einzige perſönliche Begegnung. Nur Briefe haben wir ſeither wiederholt gewechſelt.

Noch war der Juni nicht zu Ende, als ich nach Dresden entboten wurde, um mit Wehlis ein paar frohe Tage zu verbringen. Wie wir die genoſſen, nun ich die Freundin geſünder wiederfand, als ich ſie im Herbſt verlaſſen hatte! Sie behauptete zwar, ich ſei inzwiſchen ſächſiſch abgekühlt und müſſe erſt wieder erwärmt werden, um es zur Höhe der Wiener Temperatur zu bringen — doch glaube ich nicht, daß ich ihr an Wärme etwas ſchuldig blieb. Wir waren dabei nicht müßig: Dampfſchiffahrten, zoologiſcher Garten, die üblichen Terraſſen- und Muſeenbeſuche, eine „Oberon"-Vorſtellung mit der Malten und Rieſe unterhielten uns.

Im „Oberon" hörte ich zum erſten Male die von Franz Wüllner hinzukomponierten Rezitative. Der arme Weber! Er muß ſich immer verbeſſern laſſen. Seiner „Sylvana" ward ein neuer Text und eine neue Handlung untergelegt, aus den ſieben Nummern ſeines „Pinto"-Fragmentes eine ganze Opernpartitur mit verändertem Libretto hergeſtellt, ſeine „Euryanthen"-Muſik mit einer Dichtung „Die ſieben Raben" ehelich verbunden. Auch ſein „Oberon" erfuhr jüngſt eine Neubearbeitung mit ſzeniſcher Umgeſtaltung, und mehrere Nummern wurden von fremder Hand hineinkomponiert. Welch gewaltſame Eingriffe in den Organismus des Kunſtwerks wie in die Rechte des Schaffenden! Hat man doch gleicherweiſe Mozarts „Coſi fan tutte" mit Calderons „Dame Kobold" vermählt, ſeinen „Schauſpieldirektor" mehrfach umgekleidet, ſeine „Entführung" zur durchkomponierten Oper umgeſtaltet, ſeiner unvollendeten C-moll-Meſſe durch Einfügung anderer Kirchenſtücke zu dem traditionellen Format verholfen. Dies alles aber inmitten einer Zeit, wo man für ſtrenge Beibehaltung der Originalfaſſung Bachſcher und Händelſcher Werke energiſch eintritt. Iſt dem einen nicht recht, was dem andern billig? —

Kurz war die Freude des Wiederſehens mit den Freunden. Doch nur zwei Wochen trennten uns aufs neue, dann vereinigten ſich unſere Wege abermals und für länger. Ein hiſtoriſcher Opernabend hielt mich noch in Leipzig feſt. Im Carola-Theater führte eine auswärtige, ich glaube eine Hamburger Geſellſchaft, Pergoleſes „Serva padrona" (1733), Glucks „Betrogenen Kadi" (1761) und Mozarts „Schauſpieldirektor" (1786) auf. Durfte ich mir die vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit entgehen laſſen, den Vertoner des berühmten „Stabat mater" wie den großen Tragiker Gluck einmal in der heiteren Maske zu ſehen und mit der Urahne der opera buffa, zugleich eins der Frühwerke der opéra comique von den Brettern herab kennen zu lernen? Im übrigen verlief der hiſtoriſche Abend nicht nur belehrend ſondern auch vergnüglich, denn die naive, etwas poſſenhaft geartete Komik der von nur zwei Perſonen geſpielten „Magd als Herrin" wirkte ebenſo wie Glucks Opernſcherz beluſtigend.

* * *

Wie freute ich mich von neuem des geliebten Wien! Gleich am Tage meiner Ankunft erwartete uns ein Mittagsmahl bei Wertheimſteins in Döbling. Dahin zog mich's vorzugsweiſe. Seine geiſtige Atmoſphäre machte dies Haus ſo überaus angenehm. Immer bewegte ſich das Geſpräch auf Höhen, nie auf der Fläche. Alles Flache widerſtand dem vornehmen Sinn der Hausfrau und der Gäſte, die ſie zu ſich berief. Diesmal waren ihrer nur wenige: der Miniſter Unger, Dr. Ernſt von Plener, nachmals Präſident des Oberſten Rechnungshofes, und Dr. Lederer, eine Zeitlang Wiens Vizebürgermeiſter, ein ſcharfer, ſarkaſtiſcher Geiſt. Die Reden blitzten, Witze kreuzten ſich. Es war eine Luſt, in dem Sprühfeuer zu ſitzen, inmitten der mit feinem Kunſtſinn ausgeſchmückten Räume, von deren Wänden, zwiſchen anderen Meiſterwerken, zahlreiche Lenbachs herabblickten;

denn der große Porträtiſt konnte ſich in Wiedergabe des ſchönen Kopfes der Hausfrau nie genug tun. Und ringsum blühten in üppiger Sommerpracht Garten und Park und ſandten uns berauſchende Düfte zu, bis wir uns verlocken ließen, ſie draußen in linder Abendluft zwiſchen Beeten, Büſchen und Bäumen in vollen Zügen einzuatmen. —

Auch neues gab's wieder zu ſehen in dem ruh- und raſtlos bewegten Wien. Vor allem Zumbuſchs Beethoven-Denkmal mit dem ſinnend geſenkten Haupt, in dem ſich eine Welt von Gedanken regt. Im Prater muß ich Dr. Holubs ſüdafrikaniſche Ausſtellung, in der Rotunde die Gewerbeausſtellung beſichtigen, die mich die Blüte der Wiener Induſtrie bewundern läßt. Sodann eine Frühſtücksfahrt nach der Kriau, eine Zahnradbahnfahrt auf den Kahlenberg, eine Dampfſchiffahrt nach Nußdorf, wo Baron Wehli mir das vielbeſprochene mächtige Sperrſchiff zeigt, das Wien vor Eisgefahren ſeitens ſeiner blauen Donau ſchützen ſoll.

Und nun ziehen wir wieder als Wandervögel davon, durchfliegen das mir nachmals ſo lieb und traut gewordene Ennstal, bald in Hieflau, bald in Admont, bald ſeitwärts in Eiſenerz, oder am einſam-poetiſchen Leopoldſteiner See, oder in der wilden Felſenenge des Geſäuſes verweilend, bis wir endlich unterm gaſtlichen Dach unſeres Pfarrers in Gaſtein feſten Fuß faſſen. So hohe Feſttage wie im vergangenen Jahr bieten ſich uns freilich heuer nicht. Kaiſer Wilhelm iſt nur noch kurze Zeit ſichtbar. Statt der Reckenerſcheinung Bismarcks erregt die fein gezeichnete Geſtalt Moltkes allſeitige, wenn auch augenſcheinlich gern vermiedene Aufmerkſamkeit. Mit ſeinem Neffen ſpeiſt er oft neben uns. Wertheimſteins kehren uns zur Freude als Terzett wieder. In ihrer Geſellſchaft finden wir, als Gatten einer Verwandten, den aus einem Chriſtuskopf mit melancholiſchen Augen herausſchauenden Dr. Franz Brentano, der, früher katholiſcher Prieſter — ein bevorzugter Schüler Hettingers —, jetzt an der Wiener Univerſität Philoſophie doziert und ſich durch hervorragende philoſophiſche Schriften

wie durch geiſtvolle Rätſel bekannt gemacht hat. Oft ſehen wir ihn ſeiner Tante, der noch immer ſchönen Gräfin Oriola, Kavalierdienſte leiſten. Er hat ſich ſpäter nach Florenz gewandt.

Als Begleiter ſeiner Großherzogin, iſt der liebenswürdige Weimarer Generalintendant Baron Loën zum Wunderquell gekommen. Er erzählt mir zu meiner Freude, daß er unlängſt in Wahnfried meine Studienköpfe auf Wagners Schreibtiſch liegen geſehen habe.

Eines Morgens überraſcht mich der Beſuch von Frau Livia Frege aus Leipzig, die gleich uns im Jungbrunnen zu baden kommt. Vormals Bühnenſängerin von Ruf und poetiſcher Geſtaltungskraft, ſeit ihrer Verheiratung mit Profeſſor Woldemar Frege einem der erſten Häuſer Leipzigs vorſtehend und es einer vornehmen Geſelligkeit öffnend, vertritt ſie, die einſtige Freundin Mendelsſohns und noch jetzt die Intime Clara Schumanns, den Ultrakonſervativismus in der Muſik. Hans von Bülow, ihr Neffe, der während ſeiner Univerſitätsſtudien Aufnahme in ihrem Hauſe fand, hatte, als feuriger Bekenner Wagners und Liſzts, ihr gegenüber einen ſchweren Stand und ihr Verhältnis geſtaltete ſich erſt wärmer, als er ſeine früheren Ideale abſchwor. Nichts natürlicher, als daß ſie, ihrem Standpunkte gemäß, für mich keine Sympathie übrig hatte, ſo herzliche Freundſchaft ſie für Similde, ſo große Wertſchätzung ſie, gleich ihrem Gatten, für meinen Bruder Conſtantin an den Tag legte. Bei unſeren Beſuchen in Gaſtein verfehlten wir uns wiederholt. Zu einem regeren Verkehr daſelbſt, wo ich ausſchließlich meiner Freundin gehörte, konnte es ohnehin nicht kommen. In ihrer verbindlichen Weiſe ſagte ſie mir viel Freundliches über meine Landſchaftsſkizzen „Im Hochgebirge", die ſie in dem hieſigen kleinen Buchladen vorgefunden hatte. Meine muſikaliſchen Arbeiten blieben einfürallemal aus dem Spiele, auch in Leipzig, wo ich von nun an öfters ihr Gaſt war.

Nach beendeter Kur hatten Wehlis ſich mit einem alten Pariſer Freunde, einem ehemalitgen franzöſiſchen Miniſter

Ségris, und dessen Frau in Luzern Stelldichein gegeben. Ich hielt an einem mit Similde und ihrer Nichte Suschen verabredeten Zusammentreffen in Jenbach fest. Dort wurde ich von beiden empfangen und ihnen von den Wiener Freunden übergeben. Nach einem Besuch bei dem uns befreundeten Abt des Benediktinerklosters Fiecht und einem Ausflug mit ihm nach der in romantischer Felsenöde thronenden Klosterfiliale St. Georgenberg, nahm mich die liebe Pertisau wieder auf.

Viel geistliche Herren suchten von je ihre Sommerfrische an unserem See und fühlten sich in der Klosterwirtschaft geborgen. Oft waren es sehr musikalische Herren. Besonders willkommen hießen wir die Franziskaner von Schwaz, deren edel abgestimmter Gesang uns schon bei ihrer Ankunft über den See her begrüßte. Auch der Prälat von Fiecht stieg, von seinen patres und fratres begleitet, bisweilen aus dem Inntal übers Stanser Joch zu uns herauf.

Zu den alljährlichen Gästen gehörte Professor Franz Hettinger aus Würzburg mit seiner Schwester Babette — ein großer Theolog, ein gewaltiger Kanzelredner und ein herrlicher Mann. Schon durch seine imposante Statur, den etwas zurückgeworfen getragenen Denkerkopf mit dem charaktervollen Profil und dem wallenden grauen Haar, durch sein sonores Organ auffallend, repräsentierte er in Idealgestalt den geborenen Professor. Namentlich durch sein Hauptwerk, die „Apologie des Christentums" berühmt, dabei ein berufener Erläuterer Dantes, hatte er sich auch durch seine populären Wanderbilder „Aus Welt und Kirche", in denen er historische Landschaften von seltener Plastik zeichnete, den Ruf des „vorzüglichsten deutschen Essayisten auf katholischer Seite" erworben. Ein gut Teil seiner universalen Bildung dankte er Rom. Ein ausgesprochen ästhetisches Element war in ihm rege. Es bezeugte sich durch den künstlerischen Blick wie das künstlerische Ohr, den feinen Sinn für Form und Klang der Sprache, auch der Verse, der mich zuweilen an sein Urteil appellieren ließ. Im Lol-

legium Germanicum zum Prieſter herangebildet, im Lateran als ſolcher geweiht, ſpäter von Leo XIII. zu ſeinem Hausprälaten ernannt, verbrachte er gern einen Teil ſeiner Ferienzeit auf italieniſcher Erde, wie er auch die italieniſche Sprache vollendet beherrſchte.

Vielſeitig, warm, mitteilſam, formvoll, wußte er den Verkehr unwillkürlich anregend und belehrend zu geſtalten, ſo daß Similde und ich es ihm danken durften, daß er uns mit Vorliebe in ſeine Nähe zog, indes Suschen Gerhard ſich ſeiner Schweſter anſchloß, mit der ihn ein ideales Verhältnis verband. Vielfach fanden wir uns auf Spaziergängen in den Tälern zuſammen und raſteten dann auf unſerem Lieblingsplatz an der Talſpaltung, wo von ſchlichter Schnitzerhand das buntbemalte Holzbildnis der Notburga, der Schutzheiligen des Inntals, mit ihren Attributen Sichel, Laterne und Ährenbündel, aufgerichtet ſteht. Da las ich ihm manchmal ein paar eben entſtandene Verſe vor, auch einmal das mir gerade an jener Stelle gekommene

Sankt Notburg im Walde.

Gott grüße Dich, Notburg im Walde!
Wie oft hab' ich bei Tag und Nacht
In weiter Ferne Dein gedacht,
Geſehnt mich, weiter nichts zu tun,
Als in Deinem Frieden auszuruhn;
Du winkteſt mir immer: Komm balde!

Nun ſtrahlt mir wieder Dein Heiligenſchein,
Die ewigen Berge blicken herein,
Das ſtille Tal, der grüne Tann —
s'iſt wieder der alte Zauberbann,
Der je mich umfing hier im Walde.

Ach, müde von jährlicher Wanderung,
Macht mich Dein Friede wieder jung,

Hier hol ich mir Kraft zu neuer Tat,
Hier keimt mir frische Lebenssaat
Auf blumiger Bergeshalde.

Und bet' ich auch, Heilige, nicht zu Dir,
Ich bitte doch: segne mich für und für,
Laß, was ich denk' und tue, gedeihn,
Laß Arbeit wie Ruhe gesegnet mir sein!
Gott grüße Dich, Notburg im Walde!

Er hatte Freude daran und zeigte die von ihm erbetene Abschrift im geheimen Pichler. Auch vor dessen kritischen Augen fanden die Verse Gnade, so daß er sie zu veröffentlichen wünschte: Doch „hopperdatschig", wie der Wiener sagt, meinte ich: „das könnt' ich auch selber, wenn ich's wollte".

„Nicht wahr, liebe Freundin, wenn wir an unserem Schreibtisch sitzen, tauschen wir mit keinem König?" rief Hettinger mir einmal im Frohgefühl einer fertigen Arbeit zu, und oftmals warnte er mich väterlich, mich vor zu langer Nachtarbeit zu hüten, denn, sagte er: „Der Schlaf ist ein vornehmer Herr; wenn man ihn abweist, kommt er nicht wieder". Er schickte uns dann auch gütig mehrere seiner Werke und erbat sich den ersten Band meiner „Studienköpfe", den ich ihm zu Weihnachten sandte.

★ ★
★

Von Wehlis war mir mittlerweile ungute Kunde aus der Schweiz zugegangen. Sie hatten die Pariser Freunde in Luzern vorgefunden, Monsieur Ségris jedoch in einem beängstigend leidenden Zustande. Kurz nachdem sie sich gemeinsam in Hertenstein am Vierwaldstätter See niedergelassen hatten, starb er. Die Schweiz war meinen Freunden nun verleidet. Sie wandten sich heimwärts, nur mit mir,

nachdem Similde mit ihrer Nichte nach Oberammergau abgeſchwenkt war, noch ein Begegnen in München vereinbarend. Zwei harmoniſche Tage, deren einen eine „Lohengrin"-Vorſtellung mit Vogls, der Mallinger, Reichmann und Kindermann krönte, ein Abend im Volkstheater: „Der Bildſchnitzer von Oberammergau" — dann war's auch mit dieſer Freude vorbei.

Im Oktober reiſte Similde, einer Einladung von Frau Profeſſor Moſcheles folgend, für einige Wochen nach London. Sie mußte ſich ſeit Monaten durch ſchwere Sorgen hindurchkämpfen; denn ihre Geſchwiſter wollten nach der Mutter Tode das Haus verkaufen, an dem ſie mit allen Faſern ihrer Seele hing. Ihr brennender Wunſch ging dahin, es ſelbſt zu erwerben; doch währte es lange, bis Dr. Adolar Gerhard, der Sachwalter der Familie, dem der Plan in Simildes eigenem Intereſſe als unpraktiſch galt, ſeine Zuſtimmung dazu gab. Endlich ſah ſich Similde als die beglückte Eigentümerin des trauten Heims, das ſie wie ein durch ihre Eltern geweihtes Heiligtum hütete und bis ins einzelnſte der Tradition getreu erhielt. Für's erſte fand ſie in Baroneſſe von Eberſtein, die den Bau ihres neuen Schloſſes in Schönefeld nicht aus unmittelbarer Nähe mit anſehen mochte, eine erwünſchte Hausgenoſſin.

Aus Rom war mir inzwiſchen wieder ein Gedenkzeichen der Fürſtin Wittgenſtein zugegangen. Darin ſchrieb ſie unter anderem:

„Immer habe ich dem, was man über mich druckte, wenig Wert beigelegt, ſo lange ich ſozuſagen inmitten des Kampfes der Muſikrichtungen ſtand. Je mehr aber das Alter vorrückt und je weiter man hinter ſich zurückblickt, verlangt das Recht der Wahrheit Geltung; denn man ſieht die Nachwelt herankommen. Mag man noch ſo wenig auf ihre Schätzung zählen, man fühlt doch eine gewiſſe Verpflichtung der Gerechtigkeit gegenüber . . .

Fahren Sie, bitte, fort, mir Ihre Arbeiten zu ſchicken,

deren feinen Charakter, verständnisvolles Urteil und weibliche Seele ich zu würdigen weiß".

Auf mir lagen umfängliche Aufgaben. Die Chopin-Übertragung war nun erschienen, doch wartete eine fünfte Auflage des zweiten Bandes der Studienköpfe auf die nötige Vorbereitung und vor allem sollte der neue vierte Band als „Christkindel" in die Welt gehen. Neben den Lebensbildern der sechs klassischen Meister erforderten die ihnen, nach Art der früheren Bände, beizugebenden Werkverzeichnisse eine Fülle von Arbeit. Bei Haydn vornehmlich fehlten alle Grundlagen. In Bezug auf die Opuszahlen herrschte, zufolge deren gänzlich willkürlicher Angabe seitens der verschiedenen, über alle Lande verstreuten Verleger, die unglaublichste Verwirrung. Zwar konnte ich den von Haydn eigenhändig für Breitkopf und Härtel angefertigten thematischen Katalog, sowie die von ihm für die Firma durchgesehenen Manuskriptverzeichnisse benutzen. Dennoch gelang es mir erst bei der dritten Auflage des Bandes (1888), unter reichlichen Mühen, ein Verzeichnis vorzulegen, das dem bereits 1792 vom Lexikographen Gerber betonten künstlerischen Bedürfnis endlich insoweit Genüge schuf, als dies nach den mir zu Gebote stehenden Quellen erreichbar war. Freilich mußte ich, trotz Professor Hettingers Warnung, viel Nächte zum Tage machen, ward einmal am Schreibtisch von einer Ohnmacht befallen, schrieb dennoch, wieder zu mir kommend, weiter — und so erzwang ich's, daß Baronin Wehli das ihr zugeeignete Buch am Christfest in ihrer Hand hielt.

Herbſt an den Lagunen

1881

Alsbald nach Abgang meines vierten Studienbandes nach Rom las ich wieder die liebenswürdigſten Dankeszeilen meiner fürſtlichen Gönnerin. Bald ging mir auch von Louis Köhler dies Echo zu:

„Ihre freundliche Mitteilung der neuen Charakterköpfe nehme ich mit herzlicher Dankbarkeit an. Sie porträtieren Ihre ‚Köpfe‘ nicht bloß von außen, photographiſch und den Formen nach, ſondern auch von innen heraus: was Ihre Feder vor uns erſcheinen läßt, hat Wärme, die Wärme innigen Verſtändniſſes und der Liebe zu dem Schönen, was die Meiſter geſchaffen haben. Möge Ihnen noch mancher neue Kopf gelingen, um bald wieder eine Sammlung zu bilden. Stoff iſt gottlob im muſikaliſchen Naturreiche genug vorhanden und hoffentlich arbeitet Ihnen der liebe Gott noch immer mehr in die Hände.“

Um dieſelbe Zeit lief ein Schreiben von Profeſſor Hettinger bei mir ein;

„Hochgeehrteſtes Fräulein!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die gütige Überſendung Ihres Buches, von dem ich drei Kapitel, Weber, Chopin und Liſzt, geleſen habe. Ich frage mich, woher Sie nur die Worte nehmen, um den muſikaliſchen Charakter ſo eingehend zu zeichnen. Es iſt das doch ein ganz eigentümliches Talent; ich ahne etwas davon, aber zu ſehr an das Poſitive, den Begriff, die Gedankentätigkeit gewöhnt, berührt es ein Gebiet der Seele, das ſein Leben in Tönen, nicht in Worten ausdrückt.

Aber nun muß ich opponieren. Die höchſte der Künſte ſcheint mir doch eher die Architektur als die Muſik zu ſein;

dieſe iſt allerdings allgemein verſtändlicher, zu jedem ſpricht ſie in ſeiner Sprache, während die übrigen Künſte eine höhere Bildung vorausſetzen. Doch damit haben Sie Ihren Satz noch immer nicht bewieſen. Sie werden mir doch nicht böſe deswegen?

Neulich beſchäftigte mich die Kritik der Dogmatik Ihres Herrn Bruders durch von Hartmann in ſeiner neueſten Broſchüre: ‚Die Kriſis der modernen Theologie‘. Seine Dogmatik ſelbſt kenne ich ſchon länger, bereits in der erſten Auflage. Ich möchte in dieſer Kontroverſe nur das eine Wort Hartmanns adaptieren, wenn er ſagt, daß es beſſer ſei, gleich der großen Weltkirche ſich anzuſchließen, wenn das erlöſende Prinzip des Chriſtentums eben nur durch die Kirche ſeine Wahrheit und Bedeutung hat.

Entſchuldigen Sie dieſe Bemerkung, die Ihnen ja nur einen Beweis geben kann, mit welchem Intereſſe ich die Arbeiten Ihres Herrn Bruders verfolge.

Geſtern Abend laſen wir die Biographie der Scholaſtika; ſie ſtarb vor wenigen Tagen. Wie hat ſich ſo manches an dem ſchönen See ſchon geändert! Generatio venit, generatio praeterit, terra autem in aeternum ſtat. Die hohen Bergeshäupter ſchauen hinab auf die armen Menſchenherzen, die der Tod zerbricht — ein Aufwirbeln im See einen Augenblick — und alles iſt, als wäre es nicht geweſen. Vanitas vanitatum et omnia vanitas — außer Gott und ſeiner Liebe. Numquid et ego abeo, cum omnia abeunt et evanescunt? ſagt er einmal bei Auguſtinus.

Ihr ergebenſter

Würzburg, 14/I 81. Hettinger.“

Auch Frau Wilt ließ in umgehender Beantwortung einer Geburtstagsgratulation wieder einmal von ſich hören:

Peſt, 2. Februar.

Liebe teure Marie!

Daß Sie an mich gedacht, wundert mich nicht, denn Sie ſind eben meine liebe Marie, die einzige Seele, die auf

mich überhaupt einen Einfluß ausüben konnte, weil ſie rein und edel iſt. Ich hoffe noch immer, daß Sie vielleicht doch nach Ihrem geliebten Wien kommen werden und ich mich privatiſierend dort niederlaſſe, hoffe Sie dann dort zu finden und zu genießen. Ich denke ſehr daran, mich nach Ablauf nächſten Jahres von der Bühne zurückzuziehen. Es iſt genug des Zigeunerlebens. Nun wir werden ja ſehen.

Heute war Meiſter Liſzt eine ganze Stunde bei mir. Wir ſprachen von Ihnen; er läßt Sie tauſendmal grüßen und fühlte ſchuldig an ſeine Bruſt, daß er Ihnen ſo lange nicht geſchrieben hat; aber Sie können ſich denken, wie dieſer Mann zerriſſen und in Anſpruch genommen wird. Er war ungemein liebenswürdig gegen mich und, als er hörte, daß ich nächſtens beim Abgeordneten Wahrmann ſingen würde und, wenn er nichts dagegen hätte, ſeine Lieder, ſagte er: ‚Sagen Sie Wahrmann, er möchte mich auch einladen, dann werde ich ſie Ihnen begleiten. Wir gehen jedenfalls zuſammen hin!‘

Nun, liebes Herz, das iſt was für Sie! Ich wollte Sie könnten dabei ſein, denn Sie würden mehr empfinden als alle dieſe Geſellſchaftsmenſchen.

Nun was machen Sie dieſen Sommer, kommen Sie mit Exzellenz Wehli zuſammen? Ich werde wahrſcheinlich in den Thüringer Wald gehen. . . Ich bin in meinem Innerſten recht ernſt und ſtilltraurig geworden, habe mit niemandem Umgang, lebe ganz allein für mich. Dieſe Soiree bei Wahrmann wird hoffentlich die einzige ſein. Ich paſſe nicht in die große Welt. Entweder ſind mir die Menſchen zu langweilig, oder ich bin den Leuten zu wenig amüſant.

Nun leben Sie wohl! Schreiben Sie wieder einmal

Ihrer alten Wilt.

Allen meinen geliebten Leipzigern herzliche Grüße; ich habe in Frankfurt ſolch liebe Menſchen nicht gefunden und werde ohne Tränen ſcheiden.“

Als ich Frau Wilt mitteilte, daß ich ein kurzes Lebensbild von ihr zu schreiben beabsichtigte, entgegnete sie am 8. März charakteristisch:

„Schreiben Sie nicht meine Biographie, meine Beste, mein Künstlerleben ist zu unwichtig und uninteressant. Das, was merkwürdig ist, ist nur, daß ich so spät zur Bühne ging, aus meiner Vaterstadt durch die Scheidung freiwillig und zugleich verdrängt schied und daß keine Summe, noch so groß, mich bewegen könnte, von meinen Verwandten die Bewilligung anzunehmen, in Wien um Geld zu singen. Ich lasse mir mein Geld nicht abringen, bleibe aber auch fest dabei, mir keine Gnaden erweisen zu lassen ...

Ich habe neulich einen Antrag nach Amerika zu einem Musikfest erhalten. Man wollte mir für zwei Abende 20000 Mark geben. Ich habe es natürlich nicht angenommen; ich vertrage ja nicht die Seefahrt und könnte auch nicht frei gemacht werden, da mich Verträge zwischen Pest und Frankfurt gebunden halten. Sind dieselben ausgedient — dann addio Kunst! Am liebsten zöge ich in den Wald, ich bin menschenscheu geworden, habe kein Herz mehr für die Menschen, kann mich nicht in die Fehler anderer hineinleben, will immer Liebe ernten und verstehe nicht, Liebe zu säen. Oder wenn ich es tat, immer am unrechten Platz, wo es nicht gewürdigt wurde.

Ihre treue Marie."

* * *

Musikalische Leckerbissen wurden uns in der Saison mannigfach aufgetischt. Als seltene Gäste am Flügel kamen Hallé, Leschetizky, Agnes Zimmermann; der Liebling der Wiener, Walter, der edle Franz-Propagandist Senfft von Pilsach, die temperamentvolle Moran-Olden sangen.

Brahms brachte zwei neue Ouverturen, die Akademiſche und die Tragiſche mit. Riedel entriß eine Heinrich Schützſche Paſſion, Vorläuferin der Bachſchen, mit wunderbar dramatiſchen Rezitativen und kurzen lebendigen Chören, der Vergeſſenheit. Nikiſch, damals neben Sucher und Anton Seidl Leipziger Theaterkapellmeiſter, dirigierte in einem Theaterkonzert, wie Bülow im vergangenen Jahre, die neunte Symphonie. Man munkelte, eine Korrektur, die letzterer in den Stimmen des Gewandhausorcheſters vorgenommen, habe deſſen Leiter verſtimmt und ſei alsbald von ihm zurückkorrigiert worden. Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer ſpielte am ſelben Abend Liſzts A-dur-Konzert, in den zarten lyriſchen Partien ſehr ſchön, in den leidenſchaftlichen ohne Dämon und die Macht, die den Hörer überwältigt. Dazu braucht es einen Mann oder Sofie Menter.

Ein Gluck-Zyklus ließ mit der bekannten großen Opernvierzahl die längſt verklungene gewaltige „Alceſte" wieder zu Worte kommen. Hoheitsvoll wußte Hedwig Reicher-Kindermann die tragiſche Titelheldin zu verkörpern. Dagegen habe ich es nie zu rückhaltloſer Bewunderung ihrer ſo vielfach angeſtaunten Brünnhild gebracht und fühlte ihr gegenüber mit Wagner: „Mehr Pathos als Empfindung." Auch die ſelten zu hörende „Euryanthe" mit der ſchönen Sachſe-Hofmeiſter, der Reicher und Schelper, ſowie Goldmarks raſch ſich die Bühnen gewinnende „Königin von Saba" zeigten ſich. Orientaliſche Originalmotive, ein blendendes Inſtrumentalkolorit und pikante Harmonik verleihen ihr einen exotiſchen, doch mehr äußerlichen als tiefgehenden Reiz.

Dem genialen Künſtlerpaar de Padilla-Artôt verdankten wir die Wiedergabe italieniſcher Opern, wie „Rigoletto", „Barbier", „Aida" (letztere mit der Materna) in echt italieniſcher Verve. Mit der Höhe ging Frau Artôt ſchon ſehr vorſichtig um, ſie fühlte ſich in unteren Regionen wohler; doch die ſamtne Weichheit ihres Organs und die Kunſt ihrer bei Pauline Viardot erworbenen Stimmbehandlung waren ihr geblieben. Ich beſuchte ſie im Intereſſe des mich eben

beſchäftigenden Plans, einen fünften Band der Studienköpfe den hervorragendſten Geſangs- und Inſtrumentalvirtuoſinnen der Gegenwart zu widmen, und hatte an der Bekanntſchaft der feinen Künſtlerin und ihres ſüdlich lebendigen Gatten Freude.

All die heimatlichen Genüſſe genügten mir noch nicht. Als Bülow, in ſeiner neuen Eigenſchaft als Intendant der Meininger Hofkapelle, ſich mit dieſer auf Konzertwanderungen begab und im nahen Halle einen Beethovenabend veranſtaltete, fuhr ich mit Similde hinüber. Man kennt ſeine „elaſtiſchen Tempi.“ Sie unterſchieden ſich oft auffallend von den hergebrachten. Ungewöhnlich breit nahm er die „Coriolan“-, ebenſo das wuchtige Largo der „Egmont“-Ouverture; auch die zwei erſten Sätze und das Trio des Menuetts in der B-dur-Symphonie hielt er im Tempo zurück, dagegen gab er das Allegretto der A-dur-Symphonie — in dem Liſzt einen „geheimnisvollen Reigen von Engeln und Geſpenſtern“ erblickt — bewegter und nur den Triolengeſang zurückhaltender als üblich. Einzelne Akzente, Drucker, Tonfärbungen, vor allem ſein Klarlegen der Polyphonie ergaben ganz neue überraſchende Lichter. Seine analytiſche Natur, ſein ſchon von Haus aus äußerſt feines, durch unabläſſige Selbſtbildung noch verfeinertes Muſikempfinden befähigten ihn, die geheimſten Tiefen des Kunſtwerks aufzudecken, ihm in die innerſte Seele zu ſchauen. Welche Klangfeinheiten aber auch bei ſeinem numeriſch nicht ſtarken Orcheſter! Und welche Beifallsausbrüche dankten ihm!

Selben Tages klopfte ich in der Königsſtraße in Halle an die Türe des vereinſamten Liedermeiſters Franz. Seine Gattin, die treue Gefährtin ſeines Lebens und ſeiner Kunſt, die unter ihrem Mädchennamen Marie Hinrichs auch als Liederkomponiſtin hervorgetreten war, bot mir das Willkommen. Er ſelbſt reichte mir gleich beim Eintreten Stift und Schiefertafel. Seit wir uns das letztemal geſehen, war die Außenwelt für ihn völlig klanglos geworden. Wie er ſelbſt ſie nicht ſuchte, ſo mied ſie ihn mehr und mehr, ja

allmählich hörte er faſt auf, für ſie zu exiſtieren. Das verſchärfte noch die Bitterkeit, die dem Tauben ohnehin meiſt eigentümlich iſt. Von Natur zum Peſſimismus geneigt, durch ſein Leiden zur Reſignation gedrängt, hätte er freundlicher Einflüſſe bedurft zur Aufhellung ſeines Gemüts. Aber der Sonnenſchein umgoldete ſeinen Pfad nur ſpärlich, und ſelbſt als ihn, wie früher erwähnt, zu Anfang der ſiebziger Jahre ein unter Liſzts eifriger Mitwirkung geſammelter Ehrenfonds von 30000 Talern des Kampfes mit der äußeren Not des Lebens enthob, hemmten Nöte anderer Art den Aufſchwung ſeiner Seele. Er zog ſich bis an ſein Ende (1892) immer mehr in ſich zurück und war ſich doch keine gedeihliche Geſellſchaft. Selbſt ſeinen Freunden, den treueſten nicht ausgenommen, machte er nun den Umgang nicht leicht. „Wer ſieht ſich denn nach mir noch um?“ rief er mir entgegen. Ich kam zu unglücklicher Stunde. Eine Lähmung mehrerer Finger der rechten Hand, die ihm das Schreiben zur Qual machte, ſodaß er ſich nur noch des Bleiſtifts bedienen konnte, dazu die Sorge um ſeine eben ſchwerkranke Tochter drückte ihn zwiefach darnieder — und was ich nach einem halbſtündigen Geſpräch mit mir fortnahm, war eine tief wehmütige Erinnerung.

Das war unſer letztes Wiederſehen. —

Damals hielten ſich Max und Pauline Erdmannsdörfer wohl ein Jahr lang in Leipzig auf. Es war in der Zwiſchenzeit nach Niederlegung ſeines im fortſchrittlichen Sinne geführten Sondershauſener Hofkapellmeiſteramtes und vor Antritt ſeiner Moskauer Stellung als Leiter der Konzerte der kaiſerlichen Muſikgeſellſchaft. Wir ſahen uns öfters und verabredeten einen gemeinſamen Weimarer Beſuch, nachdem der Meiſter von Aufführungen ſeiner Werke in Berlin, Süddeutſchland und Belgien zurückgekehrt war. Auf meine Anmeldung erwiderte er mir:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für all Ihre Güte und Nachsicht. Nächsten Sonntag erwartet Sie mit Frau und Herrn Erdmannsdörfer und bittet die drei lieben Gäste, um 1 Uhr in der ‚Hofgärtnerei' zu speisen,

ergebenst

F. Liszt.

7. Juli 81, Weimar."

Als ich tags darauf durch eine verspätete Zeitungsnotiz mit Schrecken erfuhr, der Meister sei, auf der schmalen Stiege der Hofgärtnerei ausgleitend, gefallen und habe einen Rippenbruch erlitten, telegraphierte ich ihm sofort; dennoch bestand er darauf, „den ihm lieben Besuch nicht aufzuschieben." So fuhren wir denn. Wir fanden Gäste: Liszts ehemalige Schüler Jules Zarembsky, nunmehr Professor am Brüsseler Konservatorium, und Anton Urspruch, letzteren mit Frau, den Hamburger Musikverleger Cranz, Adelheid von Schorn, Dr. Stade und Leßmann. Von seinem Fall, von dem noch eine kleine Verletzung im Gesicht zeugte, sprach unser gütiger Gastgeber wie von etwas Unbedeutendem: er habe sich nur eine Rippe verbogen, was ihm das Atmen erschwere; darum sei er ein paar Tage ins Bett gesteckt worden. Nach dem Essen spielte Zarembsky — ein eminenter Pianist, den ich, gleich seiner späteren Frau Johanna Wenzel, schon früher an selber Stelle bewundert hatte — eine Polonaise eigener Komposition, von der, wie von seinen Galizischen Tänzen, der Meister sagte, sie ständen den Schmuckstücken aus Chopins Reliquienschrein nahe. Mit Urspruch schenkte uns Liszt sodann das Scherzo aus dessen Symphonie, die später in Weimar aufgeführt wurde.

Um dem noch Leidenden die nötige Ruhe zu gönnen, besuchte ich Fräulein von Schorn und Frau Merian, mit Frau Erdmannsdörfer auch den Intendanten Baron Loën und kehrte darnach auf Meisters Wunsch noch einmal bei ihm ein. Er verlangte, vom Fortschreiten meiner Arbeit zu

hören und beſtärkte mich in in meiner Abſicht, Pauline Viardot und Jenny Lind an die Spitze meiner Sängerinnenporträts zu ſtellen. Mich bei erſterer, trotz unſrer früheren Begegnung beim Beethovenfeſt, noch beſonders einzuführen, werde ihm eine Freude ſein. Er betonte die Genialität und vielſeitige Bildung ſeiner ehemaligen Schülerin, ihre Intimität mit George Sand, die in ihr das Modell für ihre Conſuelo gefunden habe, ihre Freundſchaft mit Turgénieff und anderen Größen. Auch auf Gräfin d'Agoult kam er zu ſprechen.

Beim Abſchied mußte ich ihm verſprechen bald wiederzukommen. „Warten Sie nicht zu lange!" rief er mir noch nach. Das ergriff mich wie eine Mahnung; ſtand doch im Herbſt ſein ſiebzigſter Geburtstag bevor, und war er doch heute beſonders weich und von ſo überſtrömender Güte geweſen. Ich hatte nie daran gedacht, daß ich ihn verlieren könne. Heute fand ich ihn mit einem Male älter geworden, und Pauline Apel, die, eine ehemalige Dienerin der Altenburg, in der Hofgärtnerei ſeinen Haushalt beſorgte und jetzt noch das Liſzt-Muſeum behütet, vertraute mir an, daß er ſich durchaus nicht wohl fühle, obgleich er es nicht zugebe und nur mit Mühe im Bett feſtzuhalten geweſen ſei. Er wollte nicht krank ſein. Dennoch kündigten ſich durch geſchwollene Füße, die ihn nötigten, leichte ausgeſchnittene Schuhe zu tragen, und durch das Stärkerwerden des Geſichts und ſeiner ſonſt ſo ſchlanken Geſtalt die Vorboten der Waſſerſucht an. Der Anfang vom Ende war gekommen. Traurig verließ ich das geliebte Haus.

Noch ehe es zur Einlöſung meines Verſprechens kam, traf ein liebes Wort vom Meiſter ein:

„Verehrte liebe Freundin,

Hatten Sie die Güte Buckles ‚Hiſtory of Civiliſation' zu beſtellen? Keine Antwort Ihrerſeits will ſagen, daß dies Werk mir nächſtens zukommt.

In Erwartung Ihres nächſten Weimarer Beſuchs, verbleibt Ihnen ſtets herzlich dankend ergebenſt

F. Liſzt.

16. Juli, Weimar."

Wenige Tage ſpäter ſchickte er mir mit ein paar empfehlenden Zeilen eins ſeiner zahlreichen Patenkinder: den in Amerika lebenden Sänger und Komponiſten Franz Korbay, ins Haus. Der liebenswürdige Ungar ließ mich mit ſchöner Stimme und feurigem Vortrag Liſztſche und eigene Lieder hören.

Eine erneute Anfrage wurde gütig beantwortet:

„Verehrte Freundin,

Den mir ſo angenehmen Weimarer Beſuch bittet Sie, nicht zu verzögern, und erwartet Sie übermorgen, Sonntag halb 2 Uhr (zu Tiſch) in der ‚Hofgärtnerei'

herzlich ergebenſt

F. Liſzt.

29. Juli Weimar.

Wer mit Ihnen kommt, iſt beſtens willkommen."

Von der Erlaubnis des Mitbringens machte ich bei dem leidenden Meiſter natürlich keinen Gebrauch. Frau Merian und Vera Timanoff ſpeiſten mit uns. Wir alle fuhren am Nachmittag zu den als Muſiklehrerinnen in Weimar lebenden zwei Töchtern Adolf Stahrs, die Liſzt, als Freund ihres verſtorbenen Vaters, durch ſein Wohlwollen begünſtigte und deren muſikaliſchen Nachmittagen er oft die Ehre ſeiner Gegenwart erwies. An dieſem Sonntag ſtand ein Vortrag Profeſſor Benfeys über Liſzts Stellung in der Muſikgeſchichte auf dem Programm. Der Redner hielt ſich jedoch ſo lange bei Goethe, Schiller und Shakeſpeare auf, daß es binnen zwei Stunden kaum zur Erwähnung Liſzts, alſo ſeines eigentlichen Themas, kam und der Vortrag abgebrochen wurde, damit die Muſik, deren Unkoſten meiſt Liſzts Schüler

beſtritten, nicht ganz um ihr Recht komme. Friedheim und Dingeldey ſpielten die „Hungaria", Marie von Majewska eine Mazurka, Reuß die zweite Ballade des Meiſters. Dieſer war angegriffen und ging ſo mühſam, daß ich ihn mit Frau Merian zum Wagen führen mußte.

Am nächſten Sonntag — der 7. Auguſt war's — ſtieg ich ſchon wieder die Treppe der Hofgärtnerei hinan. „Können Sie nicht noch einmal vor Ihrer Reiſe wiederkommen?" hatte der Hausherr gefragt. Was konnte ich da beſſeres tun, als ſeinem Wunſche folgen? Diesmal ſaßen wir, — ich wie immer an ſeiner Seite — zu zwölfen im Speiſezimmer: der Afrikareiſende Gerhard Rohlfs, den ich im Leipziger Verein für Erdkunde mit Intereſſe ſprechen gehört hatte, der Leiter der Orcheſterſchule, Hofrat Müller-Hartung, beide mit ihren Frauen, der Muſikverleger Beſſel aus Petersburg — der ſich lebhaft über die Hemmniſſe ereiferte, die der national-ruſſiſchen Muſikrichtung in ihrer Heimat durch Henſelt und Rubinſtein bereitet worden ſeien —, Gille und ich weiß nicht wer noch. Später ging's ans Muſizieren. Vera Timanoff ſpielte Liſzts Tranſkription von Rubinſteins Lied: „Gelb rollt mir zu Füßen", Dingeldey begleitete einem Rezitator des Meiſters Melodram „Der blinde Sänger" (Dichtung von Graf Alexis Tolſtoi), Reiſenauer ſchloß mit einem Krakowiak von Moszkowsky.

Mit mir heim trug ich die Erlaubnis, Liſzt meine weiblichen „Studienköpfe" zuzueignen, dazu, als Gaſtgeſchenk, ſeine von Wittig in Rom modellierte Medaille und die Roſen, die ſeinen Tiſch geſchmückt hatten. „Bleiben Sie mir gewogen, behalten Sie mich lieb!" war ſein letztes Wort.

* * *

Es war nun Zeit, daß ich auf die „Nachtigallenjagd" ging, wie ich's nannte, das heißt, daß ich mit den von mir auserkorenen Sängerinnen die erforderlichen Beziehungen

anknüpfte. Frau Joachim lag mir beſonders am Herzen. Sie hielt, wie mir ihr Gatte ſchrieb, in ihrer Villa in Aigen bei Salzburg ihre Sommerfriſche. Auch die Wilt ſollte in der Nähe ſein. So beſtimmte ich Similde, mit mir den Weg nach Tyrol über die Salzachſtadt zu nehmen. Dahin gings nun von Freilaſſing über Reichenhall, die Ramſau, Berchtesgaden, Königsſee im offenen Wagen — eine vergnügliche Partie. In Salzburg waren die Hotels überfüllt; nach langen Kreuz- und Querfahrten im ſtrömenden Regen mußten wir froh ſein, als ſich uns endlich das „Höllenbräu" öffnete. Es war beſſer als ſein Name, und in einem nach der Salzach und der Feſte blickenden Zimmer hauſte ſich's nicht unbehaglich.

Villa Joachim war bald gefunden. Sie verriet ſich der Nahenden durch die einer Wundergeige entquellenden Töne. Auf's liebenswürdigſte empfangen, ſah ich mich raſch am Ziel meiner Wünſche. Was ich begehrte, wurde mir von der feinen Frau und großen Künſtlerin freudig zugeſagt. Und ſie hielt Wort. Nach Frau Wilt aber forſchte ich vergebens; ich hatte ihre Spur verloren. Somit brauchte der Achenſee nicht länger auf uns zu warten, und kaum waren wir dort, ſo ſtellten ſich Erdmannsdörfers und der Maler Felix Moſcheles aus London, der Sohn des Muſikers, mit ſeiner jungen Frau, als überraſchende Gäſte ein.

Drei Wochen ſpäter war ich, indes Similde mit ihrer Nichte weiter Pertisauer Freuden genoß, mit Wehlis in München vereint. Statt eines urſprünglich geplanten Aufenthaltes in Paris, lautete nun die Loſung: Schweiz und Oberitalien. Daraus entwickelte ſich eine meiner beglückendſten Reiſen, und ich trat ſie um ſo leichteren Herzens an, als Frau Merian mir über Liſzts Befinden beruhigende Nachricht gab. Schon München meinte es gut mit uns. Unverſehens ließ es uns zu einer vorzüglichen „Meiſterſinger"-Vorſtellung kommen, und ein Beſuch der mir bis dahin unbekannten Schack-Galerie bereitete mir, namentlich durch Feuerbachs und Böcklins Farbenpoeſien, reiche Augenweide.

In Luzern nur ein Wiederbegrüßen altvertrauter Stätten, und weiter geht's über den Brünig und Brienz zum Gießbach-Hotel hinauf.

Am nächſten Tag ſchauen wir der Jungfrau ins Angeſicht. Die voll Hoheit am Himmel thronende Eiskönigin tut mir's an, immer treibt mich's, ihr nahe zu kommen. Daß ich ſie von meinem Balkon aus ſehe, iſt mir nicht genug. Vor der Trinkhalle am Kleinen Rugen breitet ſie ihre Glorie vor mir aus. Meine Sehnſucht aber geht höher hinan: nach der Wengernalp, dem Schauplatz von Byrons „Manfred".

Mit den Freunden fahre ich nach Lauterbrunnen, bis wo der Staubbach ſeinen feuchten Schleier von jäher Höhe in die Tiefe fallen läßt. Dann reite ich einer engliſchen Geſellſchaft nach, die mir zur Wengernalp voraus iſt. Raubvögel kreiſchen, Lawinen löſen ſich von den Eismauern der Jungfrau los und ſtürzen in donnerndem Getöſe vor mir zu Tale, um in ſilbernen Atomen zu zerſtäuben. Eine hehre Naturmuſik. Hier ſtehe ich der Urgewalt der Hochgebirgsnatur gegenüber. Satt zu ſehen am ſtrahlenden Bild der Jungfrau, an ihrem allabendlichen Purpurglühen vermag ich mich nicht, ſo lange wir in Interlaken weilen, das ich, wie ſelten einen Ort, ins Herz geſchloſſen habe. Täglich blaut ein wolkenloſer Septemberhimmel über uns. Er bleibt uns auch treu bei der Weiterfahrt nach dem Genferſee. Was uns an dieſem an landſchaftlicher Herrlichkeit erwartet, das verheißt uns der wundergleiche Anblick, der uns von Cheyres Herabkommende beim Verlaſſen des Tunnels überraſcht. Selben Abends noch, von der Höhe des maleriſch wie architektoniſch intereſſanten Lauſanne herab, ſehen wir den See ſich zu unſeren Füßen breiten. Von Ouchy, Lauſannes Hafen, trägt uns das Dampfſchiff nach Montreux, wo wir uns feſtniſten. Wir wohnen im Hotel des Alpes in Territet, oder vielmehr in der hart an den See gebauten Dependance, die ſtiller und behaglicher iſt als das große Haus jenſeits der Straße. Die Katalpen und Magnolien-

bäume im Garten ſtrecken ihre grünen Arme zu meinen Fenſtern aus, und zwiſchendurch blickt die wunderherrliche Nähe und Ferne zu mir herein.

In unſerer nächſten Nähe ragt, unfern dem Ende des Sees, das unheimliche Gemäuer eines finſteren Waſſerſchloſſes, deſſen ans Ufer führende Zugbrücke ein Wachtpoſten hütet. Das iſt der Schauplatz von Byrons „Priſonner of Chillon".

Von je iſt der See, in dem manche den ſchönſten auf der Welt erkennen wollen, der bevorzugte Aufenthalt der Dichter und der Freigeiſter geweſen. Wie Byrons Schatten umgeht an ſeinem Geſtade, ſo lebt auch das Gedächtnis Rouſſeaus hier fort, und in ſeiner Vaterſtadt Genf hat man auf der nach ihm benannten Inſel ſein ehern Standbild aufgerichtet.

In unſerm von Engländern angefüllten Hotel ſieht man uns nur zur Frühſtücks- und Mittagsſtunde. Man gab uns zwei Dresdner Paare: den Hoftheaterintendanten Graf Platen und den nachmaligen Finanzminiſter Baron Watzdorff mit ihren Damen, zu Nachbarn. Erſterer war mir ſpäter, als ich im Archiv ſeines Theaters arbeitete, gefällig.

In Ouchy haben ſich Wertheimſteins eingefunden; natürlich tauſchen wir öfters Beſuche. Mit ihnen fahren wir nach Glion zum Rigi vaudois hinauf, wo bei kühlem Waldſchatten die Luft bewegter iſt und wir aus der Vogelperſpektive die wunderbarſte Rundſchau genießen. Auch auf eigenen Füßen klettern wir ein andermal empor. Hier liegt der Weg nach den Myſterien der Hochgebirgswelt offen. Doch nicht für uns; wir wandern talab durch die hier ungeahnte Romantik der wilden Gorge de Chauderon.

Mit Franzi Wertheimſtein, deren Angedenken die Wiener, dank ihrem königlichen Vermächtnis: dem Wertheimſteinpark, ſegnen dürfen, ſegele ich einmal, während einer Spazierfahrt der anderen, allein ins Blaue hinaus. Ihre feine, innerliche Natur zieht mich von jeher an und gern leiſte ich ihr die erbetene Geſellſchaft. Den einzigartigen

Reiz ihrer Mutter beſitzt ſie nicht; doch hat ſie, wie dieſe, etwas Exotiſches an ſich, auch das Weiche, Läſſige, Unentſchiedene des Weſens von ihr geerbt. Sie iſt das, was der Italiener languendo nennt. Apart, geiſt- und talentvoll, von bedeutenden Männern zur Gattin begehrt, gebrach ihr die Kraft des Entſchluſſes zu einem Ja. So blieb ſie, das in Zärtlichkeit umſorgte und verwöhnte einzige Kind des Hauſes, allein und kam mit allen Anlagen zum Glück nie zum Glücklichſein. Sie mußte nacheinander den Verluſt der ihr in Treue hingegebenen Tante Minna und ihrer geliebten Mutter beweinen und ſich ſchließlich durch Erdulden eines langen ſchmerzhaften Leidens die erſehnte Erlöſung erringen.

An einem idealen Herbſtmorgen führt uns der Dampfer nach Genf hinüber. Ein freundlicher Ort am Ufer reiht ſich an den anderen. Am ſogenannten „kleinen See" fällt uns Coppet in die Augen: ein alter geflügelter Schloßbau, einſt Neckers und ſeiner Tochter, Frau von Staël, Beſitztum, die hier eine Tafelrunde berühmter Zeitgenoſſen um ſich verſammelten; weiter nach Genf hin Ferney, Voltaires Zufluchtsſtätte. Endlich wird der Montblanc in zauberhafter Schöne ſichtbar. Ein ganzer Hofſtaat umgibt den europäiſchen Alpenkönig. Gleichzeitig tritt Genf hervor, mit ſeinen Quais, den breiten Brücken und der Rouſſeau-Inſel — ein vornehmes Bild. Wenige Schritte von unſerem Hotel de Ruſſie entfernt, nahe dem prätentiöſen Denkmal des Braunſchweiger Herzogs, fiel 1898 die edle Kaiſerin Eliſabeth von Öſterreich der Mordwaffe eines Wahnſinnigen zum Opfer.

Wir weihen den Tag hiſtoriſchen Erinnerungen. Am Abend hören wir im Theater Gounods „Mireille". So hübſch und friſch der erſte Akt verläuft, ſo matt und mager ſpinnen ſich die übrigen ab.

Der nächſte Tag ſieht uns wieder in Montreux. Uns verlangt, nun auch ins Tal der Rhone, nach Aigle, Bex, Saint Maurice hineinzublicken, und wir folgen unſerem

Gelüſte. Einladend wäre mir wohl von Martigny aus ein Abſtecher nach Chamonix; doch will ich mich nicht aus unſerem Reiſedreiblatt loslöſen, und für deſſen zwei andere Teile iſt's ſchon zu ſpät im Jahre, um ſich noch tiefer ins Gebirg zu verlieren. Schon ſtehen wir in der Mitte des September; da iſt es beſſer, gen Süden zu ziehen. Über den Simplon flog uns die Schwalbe voran. Wohlan, wir folgen ihr!

* * *

In Brieg, der Endſtation der Rhonetalbahn, wird ein vierſpänniger Wagen gemietet. Im hellen Morgenglanze geht's nun hinauf, hoch und immer höher. Fort und fort wendet und windet ſich die Straße, und jede Wendung ergibt neue Ein- und Ausblicke in das ernſte Bergland. Schutzhäuſer ſtehen am Wege, wilde Waſſer ſtürzen herab, wir durchfahren eine Galerie nach der anderen; an ihren Dächern hängen Eiszapfen; über das eine raſt ein tobender Gletſcherbach hinweg. Wer zählt die Firnen alle, die rings weiß aufleuchten? Dort, über dem Aletſchgletſcher, ſteigen die Eisgekrönten des Berner Landes noch einmal vor uns auf — ein letzter wunderbarer Rückblick auf vergangene Tage!

Auf der Paßhöhe im Simplonhoſpiz, von einem Bernhardiner-Mönch begrüßt, werfen wir einen Blick auf das ſchöne Bildnis Napoleons — des Erbauers der Straße — das im Zimmer hängt, wie auf Kapelle und Refektorium, und fahren hinab nach Dorf Simplen, um dort bei eiſiger Kälte in ofenloſen Zimmern zu nächtigen. Haben wir am anderen Morgen noch die wilde Gondoſchlucht paſſiert, ſo liegt das Charakteriſtiſchſte dieſes großartigſten und abwechslungsvollſten Alpenübergangs, den ich neben dem Stilfſer Joch kenne, hinter uns. Wir ſind in Italien — die Natur lächelt wieder. Verklärt ſchaut die Monte Roſagruppe auf uns herab. Über ein Kleines rauſcht der Lago maggiore neben uns und Streſa gewährt uns Obdach.

Ein paar Tage verweilen wir in Mailand, das, zufolge der eben ſtattfindenden Ausſtellung, von einem unbeſchreiblichen Fremdenandrang überflutet wird. In der Kunſtausſtellung iſt der plaſtiſche dem maleriſchen Teil weit überlegen. Dabei dominiert das Genre, das geiſtreich, ob auch ſtark realiſtiſch behandelt iſt.

Vom Gewühl des Corſo laſſen wir uns in der Galerie Vittorio Emanuele hin und hertreiben. Wir ſehen die Brera, die Ambroſiana, Leonardos Abendmahl wieder und werden im Dom Zeugen eines beſonders prunkvollen Hochamtes.

Zwei Abende bringen wir im Theater zu. Den einen bei Verdis „Luiſa Miller", die mit ihrem „Kabale und Liebe" entnommenen Stoff mich als, wenn auch wenig bedeutendes Übergangsglied zwiſchen dem „Nabucco" und der berühmten Trias „Rigoletto", „Trovatore" und „Traviata" intereſſiert; den andern bei einem Volksrührſtück „A Caſamicciola", das die tragiſche Erdbebenkataſtrophe ſchildert.

Nach der Certoſa di Pavia mache ich mich ohne meine Freunde auf den Weg. Der Anblick dieſes weißen Marmorwunders der Bau- und Bildnerkunſt hat etwas Berauſchendes. Der Begriff der Fläche, der Wucht und Schwere des Steins deucht mich aufgehoben in dieſer unvergleichlichen Faſſade, in der der Marmor zu leben ſcheint und bei aller dekorativen Renaiſſancepracht eine imponierende Harmonie herrſcht. Trotz der Vermiſchung mit romaniſchen Elementen, ſind Kirche und Kloſter eine Meiſterſchöpfung ohne gleichen. Seit das Kloſter aufgehoben wurde und die letzten Karthäuſer daſelbſt ausſtarben, aber ſteht die Certoſa leider in all ihrer Herrlichkeit verödet und einſam. —

* * *

Und nun, nun endlich ſind wir auf dem Wege nach Venedig! Schon rollt unſer Zug über die Brücke, die von

Meſtre über die Lagune führt. Jetzt ſind wir am Ziele, wir ſteigen in die ſchwarze Gondel, gleiten unterm ſanften Schlag der Ruder auf Kanälen hin zum Hotel. Wenige Minuten, und wir wandeln unter den Bogengängen der Prokurazien auf dem Markusplatz und zur Piazetta. Das alles ſehe ich in nebelfeuchter Luft, wie durch einen Schleier, halb im Traume. Erſt im Frühlicht offenbart ſich mir deutlich, welche ureigene Welt mich umfängt.

Der Sorge um eine geeignete Wohnung ſind wir raſch enthoben. Am Canale grande ſteht der Palazzo Bacchierotti leer. Wir beziehen den erſten Stock und ſind im Umſehen behaglich eingerichtet. Das ausgiebige Frühſtück wird im Hauſe, das ſpäte Mittagsmahl bei Quadri, unter den Prokurazien, genommen. In der Zwiſchenzeit ſtreichen wir herum.

Im ſtrahlenden Sonnengold erſtehen mir nun der Inſelſtadt Herrlichkeiten. Wir gehen zum Markusplatz. Gibt es ein phantaſtiſcheres Gotteshaus als San Marco? Mit ſeinen orientaliſchen Kuppeln, Säulen, Moſaiken, den antiken Bronzeroſſen, dem myſtiſchen Innern, den ſtolzen Maſten vor den Pforten, vergegenwärtigt es die ganze mittelalterliche Geſchichte der Stadt. Daneben der Dogenpalaſt mit ſeiner feierlich ernſten, morgenländiſchen Pracht, die Piazzetta mit ihrem lachenden Hafenleben, der ſchlanke Campanile und die erleſenen Renaiſſancebauten ringsum — wer nennt einen Platz, auf dem ſich, von lieblicher Taubenſchar umflattert, ein ähnlicher monumentaler Reichtum zuſammendrängte?

Ich erſteige den Campanile, der neunzehn Jahre darnach in Trümmer fiel und deſſen Galerie, mit einer weiten Rundſchau über Lagune, Inſeln, Meer und Feſtland, zugleich den klarſten Einblick in die rätſelhafte Geſtaltung der von zahlloſen Kanälen durchſtrömten Stadt gewährt. Auch mit dem Lido macht mich alsbald eine Dampfſchiffahrt bekannt. Vom Balkon des Badereſtaurants ſehen wir ins weite blaue Meer hinaus und ſchmauſen friſche grüne Auſtern. Am Abend

lauſchen wir einer Serenade, die von den Inſaſſen einer großen erleuchteten Barke den Bewohnern des uns benachbarten Hotel Europa gebracht wird, und laſſen uns zu guter Letzt von unſerm Gondoliere Adolfo ins Goldoni-Theater rudern. Zwei italieniſche Stücke: „Ruy Blas" — eine Parodie auf Victor Hugos gleichnamiges Drama — und „Il Milaneſe ſul mare", eine Perſiflage der verſchiedenen italieniſchen Dialekte, gehen an uns vorüber. So weiht mich gleich der erſte Tag in venetianiſches Leben ein.

Eine Rundfahrt durch den Canale grande mit der Umrahmung ſeiner prangenden Paläſte, dem einſtigen Wohnſitz alter berühmter Geſchlechter, orientiert mich am nächſten Morgen des weiteren. Spräche nur nicht aus all der berückenden marmornen Schönheit die Melancholie unaufhaltſamen Verfalls! Erſt recht werden wir deſſen inne, laſſen wir uns in das Labyrinth heimlicher Waſſerſträßchen treiben. In manchen dieſer düſteren Winkel findet kein Sonnenſtrahl Zugang. Wie viel maleriſchen Geheimniſſen aber kommen wir auf die Spur und wie viel Poeſie verſteckt ſich in dieſem Wirrſal, in dem Schweigen, tiefe Lautloſigkeit wohnt.

Und nun beginnen unſere Entdeckungsfahrten zu Kirchen, Paläſten, Kunſtſammlungen. Herz und Sinn fühlen wir erhoben in Venezias Pantheon, den Frari, wo die Grabmäler Tizians und Canovas ragen, in der alten Gruftkirche der Dogen San Giovanni e Paolo, in Santa Maria Formoſa, wo Palma Vecchios heilige Barbara in königlicher Hand die Palma trägt, in Paolo Veroneſes Grabkirche San Sebaſtiano, die ſeine Werke verherrlichen; oder drüben, jenſeits des Kanals, in Santa Maria della Salute, in Palladios Inſelkirchen San Giorgio und Redentore, wo die farbigen Offenbarungen Tizians, Tintorettos, Gianbellinis zu uns ſprechen.

Zu alledem der Prunk der Paläſte, allen voran der Dogenpalaſt, der Inbegriff der vormaligen Größe Venedigs, das glänzendſte Denkmal der meerebeherrſchenden Republik. Freilich nicht allein der Zeuge ihrer Macht, ſondern auch

ihrer Despotie, ihrer Verſchwörungen. Noch reden die Seufzerbrücke, die zu den entſetzlichen Gefängniſſen der Bleikammern führte, noch reden die noch fürchterlicheren Kerker der Pozzi, finſtere, nur meterhohe Löcher in Kanalhöhe, eine erſchütternde Sprache. Solch Schreckensregiment läßt himmliſche Gerechtigkeit nicht dauern. Darin liegt die Tragik dieſer dem Untergang geweihten, märchenhaften Stadt!

Doch wenden wir uns daſeinsfroheren Stätten in nächſter Nähe zu! Juſt gegenüber dem Dogenpalaſt, Sanſovinos Prachtbau der Bibliothek, Lombardos Uhrturm drüben, die Prokurazien mit ihren luftigen Bogengängen — welche Blüte edler Architektur! Und weiter abwärts, von den grünen Wellen des Canale grande umſpült, der vornehm ernſte Palazzo Vendramin, der ihm ſtilverwandte Peſaro, der gotiſche Palazzo Giovanelli, mit ſeiner Galerie, der graziöſe Cà Doro. Überſchreiten wir endlich die ſich in kühner Spannung über den Kanal wölbende Rialtobrücke, ſuchen wir die wenig bekannte Scala antica in ihrem Verſteck auf, bewundern wir unter dem Wertvollſten der Akademie der ſchönen Künſte vor allem Tizians Aſſunta und Marias Tempelgang, Veroneſes Gaſtmahl, Gianbellinis Madonnen, ſo haben wir vom Schönſten des Schönen, vom Eigenartigſten des Eigenartigen genaſcht, was Venedig ſein nennt.

Jeder Tag bringt neue Ausbeute, und eine Wonne iſt mir die tägliche Gondelei. Häufig dehnen wir die Fahrten auf die Inſeln aus. Nach San Lazzaro, zum Armenierkloſter rudert uns Adolfo hinüber. Durch Arkaden, die einen kleinen Garten umſchließen, führt man uns in den Bibliotheksſaal, in die Druckerei, in der armeniſche Werke vervielfältigt werden, ſodann in das Byronzimmer, in dem der Dichter ſich einſt dem Studium des Armeniſchen hingab. Über dem Fenſter, an dem er zu ſitzen pflegte und ſein Auge über Lagune und Inſeln ſchweifen ließ, hängt ſein Bild. So ſteigt auch hier ſein Schatten vor uns auf, wie drüben im Palazzo Mocenigo am Canale grande, wo er an

ſeinem „Don Juan“ ſchuf und ſeine venetianiſchen Tragödien erſchaute.

Man entwöhnt ſich in Venedigs Waſſerleben nahezu des Gehens; denn nur zu einem einzigen Spaziergang: den Giardini pubblici, gibt es hier Gelegenheit. Er iſt nicht weit, und kurzweilig iſt der Weg durch die Riva dei Schiavoni, mit dem beſtändigen Auf und Ab ihrer Brückentreppen, mit ihrem Volks- und Hafenleben, ihren Marionettentheatern und Rezitatoren, ihren Obſtverkäufern, Kaſtanien- und Kürbisröſtern, den hübſchen Waſſerträgerinnen, die das in Venedig nur verkäufliche Waſſer in Keſſeln an langen Stangen auf der Schulter tragen. Uns geleitete ein Schwarm räderſchlagender Jungen die Riva und Via Garibaldi entlang bis zum Eingang des Gartens, in deſſen Alleen wir uns am Lagunenſtrand ergingen.

Die Abende verbringen wir meiſt auf dem Markusplatz, dem marmorgetäfelten Salon der Venetianer, wo wir bei Militärmuſik herumſchlendern oder in einem Café der Arkaden Platz nehmen. Kein Wort ſchildert den Zauber einer Vollmondnacht auf dieſem einzigen Platze. Das iſt leibhaftiger Märchenzauber!

Eines Tages finden wir den Platz plötzlich unter Waſſer geſetzt. Eine Springflut läßt das Meerwaſſer über die Marmorplatten heraufſteigen, ſo daß in aller Geſchwindigkeit ein Übergang durch Bretter geſchafft werden muß.

Mit dem Theater haben wir in Italien kein ſonderliches Glück. Wie in Mailand die Scala, finden wir in Venedig das Fenice-Theater — das erſte daſelbſt für die Oper — geſchloſſen. Einmal lotſt uns Baron Wehli ins Teatro Malibran zu Verdis „Nabucco.“ Der Eingang des Hauſes erſcheint mir beim Verlaſſen der Gondel faſt räuberhöhlenartig; die Sänger aber ſind gut, ein Baß ſogar vortrefflich. Das Werk, das Verdis Popularität zuerſt begründete, tritt in ſeinem männlich-patriotiſchen Charakter zur empfindſamen Art Bellinis und Donizettis in auffälligen Gegenſatz. Der Chor überwiegt; die berühmte Stretta im Finale

des erſten Aktes, der Chor „Cara patria" im dritten, die Preghiera atmen noch heute Lebenskraft.

Am 22. Oktober feierte Liſzt ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Kurz zuvor erſt war er in Begleitung ſeiner Enkelin Daniela von Bülow in Rom angekommen. Zu gleicher Zeit verweilte Fürſtin Marie Hohenlohe bei ihrer Mutter, auch Adelheid von Schorn brachte mit einer ihr befreundeten Dame einige Wochen in Liſzts Nähe zu. Mein beſcheidener Glückwunſch für ihn lautete:

Vermeſſen, hoher Meiſter, mag es ſcheinen,
Heut, wo die Beſten ſich um Dich vereinen,
Wo Wiſſenſchaft und Kunſt, Dir huldigend, ſich neigen,
In ſo erleſ'nem Kreiſe mich zu zeigen.

Doch da Du Freund mir, nicht nur Lehrer, Meiſter,
Dräng' ich mich in die Schar erwählter Geiſter,
Um, was in Tönen, Bildern jene zu Dir tragen,
In ſchlichten Worten wünſchend Dir zu ſagen.

Der Tonkunſt Hort, ein Genius ohne gleichen,
Ein König in des Geiſtes weiten Reichen,
Beſieger und Beherrſcher aller Herzen,
Ein Menſchenfreund, der Tränen ſtillt und Schmerzen,

Der Menſchheit Schmuck in alle Ewigkeit,
So ſpotte lange noch der Flucht der Zeit
Und ſegne durch Dein Daſein eine Welt,
Die Deines Genius Glanz erleuchtet und erhellt!

Mit Ende Oktober ſtellte ſich Regenzeit in Venedig ein, ſie entkleidete die Wunderſtadt eines guten Teils ihrer Reize. Wie die byzantiniſchen Bilder des Goldgrundes bedürfen,

ſo will ſie im Sonnengold geſchaut werden. Nun aber wurde uns die Waſſerpoeſie buchſtäblich zu Waſſer.

Nach einigen Tagen verlor Baron Wehli die Geduld. „Da iſt's doch beſſer daheim zu ſein", meinte er — und ſo ſaßen wir denn eines Abends, nachdem die Pontebabahnfahrt uns noch manch ſchönen Eindruck geſpendet hatte, wieder in der Eliſabethſtraße in Wien. Einem raſchen Aufbruch meinerſeits widerſetzten ſich die Freunde, und es war wohl auch beſſer für mich. Denn nicht, wie es den Anſchein hatte, nur in eitel Glück und Wonne waren dieſe Herbſtwochen für mich dahingegangen. Stille Sorge bedrückte mich. In meinem engen häuslichen Kreis vollzog ſich ein Ereignis, das eine Umwandlung meiner bisherigen Exiſtenz bedingte. Mein Bruder Conſtantin hatte einen Ruf als Profeſſor an die königliche Kunſtakademie zu Dresden erhalten. Ihn ehrte es, der indirekte Nachfolger des hoch von ihm verehrten Semper zu werden, über den er ſpäter auch eine Schrift veröffentlichte. In Leipzig machte man ihm das Leben nicht leicht. Kleinere wurden ihm vorgezogen. Es fehlte am Verſtändnis für ſein Genie, wie für die ihn auszeichnende vornehme Uneigennützigkeit. Er entſchied ſich für Dresden. Auch da erwarteten ihn unvorherzuſehende Neider und Streiter, Kämpfe niederer Art, denen ſelbſt ſeine kraftvolle Natur auf die Dauer nicht gewachſen war. Er wollte meine Mutter und mich mit ſich nehmen, und Mutter war ohne Bedenken zur Überſiedlung bereit, indes mein Mitkommen von Anbeginn ſehr fraglich blieb. Sie war der Anſicht, daß Conſtantin ſie ungleich weniger als ich entbehren könne. Ich wiederum hatte künſtleriſch wie perſönlich meinen eigenſten Boden in der Stadt der Muſik und konnte, ſo ſchwer mir's fiel, mich von Mutter und Bruder loszulöſen, mich nicht entſchließen, Leipzig für Dresden aufzugeben. Viel eher hätte ich's für das von Muſik durchtränkte Wien getan. Aber auch das bedeutete vielleicht für immer eine Trennung von meiner Familie und den glücklichen Beziehungen, in denen ich lebte. Similde wünſchte lebhaft, daß ich, an Stelle von

Baroneſſe Eberſtein, die ſeit dem Tode ihrer Mutter bei ihr gewohnt, nun aber ihr neugebautes Schloß in Schönefeld bezogen hatte, als Mieterin ihres ſchönen Saals und als Koſtgängerin ihre Hausgenoſſin werden möchte. Und ſo fügte es der Himmel zu unſer beider Frommen. Damit ſtellte ich mich auf die eigenen Füße, vorerſt ohne ſichere Gewähr, daß ſie mich tragen könnten. Doch kam mein Entſchluß erſt nach meiner Rückkehr zu voller Reife. Einſtweilen genoß ich, was der Wiener Winter mir bot, und arbeitete, wie im Verlaufe meines ganzen Unterwegsſeins, eifrig an der Lebensgeſchichte meiner Nachtigallen, mit denen ich in regem Briefverkehr ſtand. Nicht alle machten mir's leicht durch ſachliches Verfahren; viele glaubten, mir mit Überflüſſigem zu dienen, und übergingen das Weſentliche, ſo daß ich immer von neuem anknüpfen und fragen mußte.

Von Frau Materna, die ich jetzt wieder auf der Bühne als Ortrud und Aida ſah, empfing ich perſönlich das mir Wiſſenswerte. Überhaupt darbte ich nicht an Schönem. Die poetiſche Ehnn, die bald darnach dem Theater entſagte, hörte ich noch als Agathe in einer vortrefflichen „Freiſchütz"-Vorſtellung mit Walter als Max und Rokitansky als Kaſpar. Auch an Glucks „Betrogenen Kadi" erinnerte man ſich in der Oper mit Glück. In der Burg ſah ich zwei ihrer Spezialitäten: Wilbrandts „Tochter des Fabricius" — ein intereſſantes, aber peinvolles Stück, in dem neben Sonnenthal, dem Träger des Ganzen, die Hartmann und Baumeiſter exzellierten — und Calderons „Das Leben ein Traum" mit Kraftel, dem Prototyp des romantiſchen Liebhabers der pathetiſchen Schule, als Helden.

Am Stadttheater, Laubes Gründung, wo damals die trefflichen Tyrolts wirkten und Mitterwurzer gaſtierte, ging ich, dank Baron Wehlis Theaterfreudigkeit, ebenſowenig als an den Vorſtadtbühnen vorüber. Im Theater an der Wien unterhielt mich Raimunds „Alpenkönig und Menſchenfeind", ein originelles, echt wieneriſches altes Volksſtück von hübſcher Idee, geſundem Witz und moraliſcher

Wirkung. Man ſpielt noch im ſelben Haus, in dem Mozarts „Zauberflöte" zuerſt erklang. Über dem Portal iſt Papageno mit Pfeife und Vogelbauer ſamt zwei kleinen Papagenos in Stein gehauen, und die Gaſſe, in der das Theater ſteht, führt den Namen Papagenogaſſe.

Den aparteſten Theatergenuß verſchaffte uns ein Gaſtſpiel Sarah Bernhards mit ihrer franzöſiſchen Truppe im Ringtheater. Wir ſahen ſie — „die Königin der Attitude und der Geſte", laut Edmond Roſtand — in Victor Hugos „Hernani" als Doña del Sol. Es iſt keine dankbare Rolle. Erſt im vierten Akt kommt es zu leidenſchaftlichen Akzenten und zu großartiger Steigerung.

Tags darauf trat Sarah in „Frou-Frou" von Meilhac und Halévy auf. In dieſem ihrem Paradeſtück, in dem ſie nicht von der Bühne kommt, muß ſie ſehen, wer ſie in ihrer ganzen Künſtlerſchaft kennen lernen will. Unvergleichlich iſt ſie in der Theaterprobe, in der Verzweiflungsſzene im vierten Akt. Ihr Genre liegt nicht im Pathos der Tragödie, ſondern im Konverſationsſtück, wo ihre Toiletten als Kunſtwerke mitſpielen. Ohne Schönheit der Züge oder des Körpers, wirkt ſie durch Grazie und Geſchmeidigkeit der Bewegungen, durch beredte Augenſprache und ein überaus modulationsfähiges Organ — eine aparte und bedeutende künſtleriſche Erſcheinung.

Gleich nach dem franzöſiſchen Gaſtſpiel brachte das Karltheater eine gelungene Parodie „Sarah und Bernhard". Die geniale Gallmeyer, ſo grundverſchieden ſie in Geſtalt, Angeſicht und Bewegungen von der großen Sarah war, machte es möglich, eine brillante Kopie von ihr hinzuſtellen. Sprache, Tonfall, Haltung, Gang, Geberde, Geſichtsausdruck, alles hatte ſie ihr abgelauſcht; es war frappant und blieb doch, ſo unwiderſtehlich dieſe fabelhafte Treue wirkte, immer fein.

Liebenswürdig hatte die franzöſiſche Künſtlerin zum Erfolg ihrer deutſchen Kollegin das Ihre beigetragen und ſie, nachdem ſie von deren Wunſch, ſie bei ihrer Toilette beob-

achten zu dürfen, gehört hatte, eingeladen, in ihre Garderobe zu kommen, woselbst sie ihr ihre Toilettengeheimnisse freigebig mitteilte. Kleinlich, das ist gewiß, erwies sich die große Sarah nicht. Es blieb leider das einzige Mal, daß ich den Liebling der Wiener, die geniale Pepi, der ich in Ischl oft begegnete, auf der Bühne sah. — —

Vier Wochen, nachdem uns Sarah Bernhard ins Ringtheater gelockt hatte, ging dies elegante, vom bisherigen Hofoperndirektor Jauner übernommene Haus in Flammen auf, und mehr denn siebenhundert Menschen fanden dabei einen grausamen Tod. Gottes Gnade bewahrte uns vor dem gleichen Schicksal; denn Baron Wehli hatte uns Lust gemacht, „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, die am 8. Dezember gegeben werden sollten, mit ihm anzusehen, und eine Loge stand uns bereits zur Verfügung. Zu unserem Glück wurde sie aufgegeben, da Freunde sich für diesen Abend anmeldeten; andere wurden hinzugeladen und eine größere Gesellschaft fand sich zusammen. Wir waren schon empfangsbereit, als wir, ans Fenster tretend, einen ungeheueren Feuerschein am Himmel gewahrten. Ein Bote, nach Erkundigung ausgeschickt, brachte die Nachricht: „das Ringtheater brennt", die durch die eintreffenden Gäste bestätigt ward. Unsere Besorgnisse beschwichtigte der Minister Stremayr durch die Versicherung, daß „alle gerettet" seien. Durch dieselbe Versicherung hatte ein Polizeirat Landsteiner die auf der Brandstätte erscheinenden Erzherzoge und Minister, sowie den Polizeipräsidenten Marx beruhigt und sie hatte sich rasch verbreitet. Anderes jedoch vernahmen wir, als Baron Lemayer, als verspäteter Gast, totenbleich und tief erregt, bei Wehlis eintrat und die Hausfrau bat, ihn zu entschuldigen, denn es sei ihm unmöglich, heute mit Fröhlichen fröhlich zu sein. Er habe Entsetzliches mit angesehen. Menschen seien in Menge aus den Fenstern und vom Balkon des brennenden Hauses herab in das ausgebreitete Springtuch gesprungen, Tote seien herausgetragen worden und schreckliche Szenen hätten sich draußen abgespielt. Wir

würden am anderen Morgen Furchtbares zu hören bekommen. Und ſo geſchah es.

Das Feuer war auf der Bühne ausgebrochen. Man hatte verſäumt, den eiſernen Vorhang herabzulaſſen und das Feuerſignal zu geben, dagegen den Gaſometer abgedreht, ſo daß totale Finſternis im Hauſe entſtand und die Flüchtenden ſich nicht zurechtfinden und auf die Straße gelangen konnten. Ein Notausgang war obendrein verſchloſſen geblieben. Statt aber ſofort mit Fackeln über Stiegen und Gänge zu dringen, hatten Polizei- und Löſchmannſchaften ſich mit dem bloßen Gerücht begnügt, daß das Theater bereits geleert ſei. So wurden denn Hunderte erſtickt und erdrückt aufgefunden, nachdem ein Zivilwachmann auf den Gedanken gekommen war, durch das finſtere Foyer zu einer Seitentreppe vorzudringen, und dem herbeigeeilten edlen Menſchenfreund Graf Lamezan von dem entſetzlichen Tatbeſtand Mitteilung machte, worauf dieſer ſich ſogleich ſelber ans Werk begab und zahlloſe Opfer auf ſeinen Armen herabtrug.

Erſt nach dem tragiſchen Ereignis wurden Notlampen, Nottüren und -treppen bei den Wiener Theatern von Obrigkeitswegen eingeführt. Auch die dem Äußeren des alten, höchſt feuergefährlichen Burgtheaters angehängten häßlichen eiſernen Stiegen datieren aus jener Zeit.

Trauer umflorte jetzt das ſonſt ſo heitere Wien. Überall ſah man Schwarzgekleidete, hörte Leichenwagen melancholiſch durch die Straßen rollen, bis ein Rieſengrab im Zentralfriedhof die Schar der Verunglückten gemeinſam barg. Wo einſt das Ringtheater ſtand, erhebt ſich jetzt, zufolge Verfügung des Kaiſers Franz Joſef, eine Sühnekapelle.

Die Theaterluſt war uns begreiflicher Weiſe vergangen. Überdies fühlte ſich meine Freundin wenig wohl, und die Nachricht, daß ihr Schwiegerſohn Hopfen eine zweite Ehe zu ſchließen im Begriff ſtand, trug nicht dazu bei, ihr erregbares Herz zu beruhigen, ſo ſehr ich mich bemühte ihr zu-

zuſprechen. Seine Wahl war auf eine Deutſch-Amerikanerin, Mary Miller, eine Schülerin der Marcheſi, gefallen, die ſich der Operette zugewandt hatte, ſeinen Kindern aber eine gewiſſenhafte Mutter, ihm ſelbſt eine ſorgliche Gattin wurde.

Mein Teil Muſik blieb mir übrigens auch in der theaterloſen Zeit nicht vorenthalten. In der Hofburgkapelle, in der erſte männliche Opernkräfte mitwirkten, bekam ich Haydns Allerheiligen- und Nelſonmeſſe, Schuberts As-dur-, Cherubinis D-moll-Meſſe, im Muſikverein Brahms' „Nänie", die „Schöpfung", Chöre aus Liſzts „Prometheus", bei den Philharmonikern, außer klaſſiſchen und nachklaſſiſchen Orcheſterwerken, Adolf Brodsky mit Tſchaikowskys Violinkonzert, Brahms mit ſeinem neuen zweiten Klavierkonzert zu hören. Wie in der Hofkapelle, führt bei den Philharmonikern Hans Richter, der Meiſterdirigent Wagnerſcher Schulung, den Taktſtock mit majeſtätiſcher Ruhe und Objektivität. Er gibt jedem, Beethoven, Brahms, Tſchaikowsky, Wagner das Seine. Der ſo behäbig ausſehende Mann mit dem roten Feuerbart weiß ſein berühmtes Orcheſter wunderſam zu beſchwingen; dabei bevorzugt er mehr die große Linie als die analytiſche Arbeit, das Einzelne, die Nuance. In den Quartetten Hellmesbergers, des geiſtreichen Spottvogels, mit dem ich mich auch perſönlich prächtig verſtand, war ich ein regelmäßiger, in den Grünſchen ein häufiger Gaſt. Gelegentlich unterhielt ich mich, echt wieneriſch, bei einem Straußſchen Nachmittagskonzert im Muſikvereinsſaal. Beſonderes Entzücken gewährte mir der Klavierpoet Karl Heymann, den leider ein verhängnisvolles Nervenleiden ſeiner Kunſt frühzeitig entzog. Auch Annette Eſſipoff ließ ſich als Chopinſpielerin, ihrer Spezialität, bewundern. Durch einen liebenswürdigen Beſuch mit ihrem Gatten Leſchetizky gab ſie mir zur erneuten perſönlichen Bekanntſchaft Gelegenheit.

In dieſem Winter ließ Waſſili Wereſchtſchagin ſeine Aufſehen erregenden Bilder aus dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege durch die Kunſtſtädte Europas reiſen. Ich ſah ſie zuerſt in

Wien und ſtand erſchüttert vor den Szenen, die uns mit nie zuvor erlebter Beredtheit die Tragik menſchenmörderiſcher Schlachten vor Augen führen. Jede einzelne dieſer rieſigen Tafeln iſt eine Predigt gegen die Sünde des Kriegs. Das Bild „Vergeſſen" nennt Liſzt „eine grauenvolle Symphonie der Geier und Raben." Ich ſah den Maler ſelbſt auf der Ausſtellung. Ein großer, lang herabhängender Bart rahmt ſein ernſtes, faſt melancholiſches Antlitz ein.

Ein mir bis dahin unbekanntes, überaus angenehmes Haus erſchloß ſich mir bei Profeſſor Joſef Seegen. Er, eine feine harmoniſche Natur, war Jahrzehnte lang zur Sommerzeit als erſter Arzt in Karlsbad tätig und im Winter in Wien wiſſenſchaftlichem Wirken hingegeben. Mit ſeiner Gattin Hermine und deren Schweſter, Fräulein Ida Böhm, verſammelte er Leute, die ſich etwas zu ſagen hatten, in Gemütlichkeit, oft auch in größeren Soireen um ſich. Ich fand dort viele der Wehliſchen Freunde, und unterhielt mich ſtets vortrefflich, zumal wenn ich den Hausherrn neben mir hatte, der mir der Liebſte vom häuslichen Trio war. In ſeinem letzten Willen ſetzte der Kinderloſe der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften ein Legat von anderthalb Millionen zur Errichtung eines Forſcherinſtituts für Phyſiologie des Stoffwechſels aus, und als ſeine ihn faſt zehn Jahre überlebende Frau ihm im November 1912 ins Jenſeits folgte, ward dies in der von ihr ſelbſt vorbereiteten Anzeige kundgetan: „Heute ſtarb Frau Hermine Seegen, Witwe nach Profeſſor Dr. J. Seegen. Sie ſendet allen Freunden, Verwandten und Bekannten einen herzlichen Abſchiedsgruß und bittet um ein freundliches Andenken."